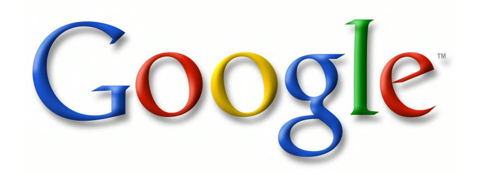
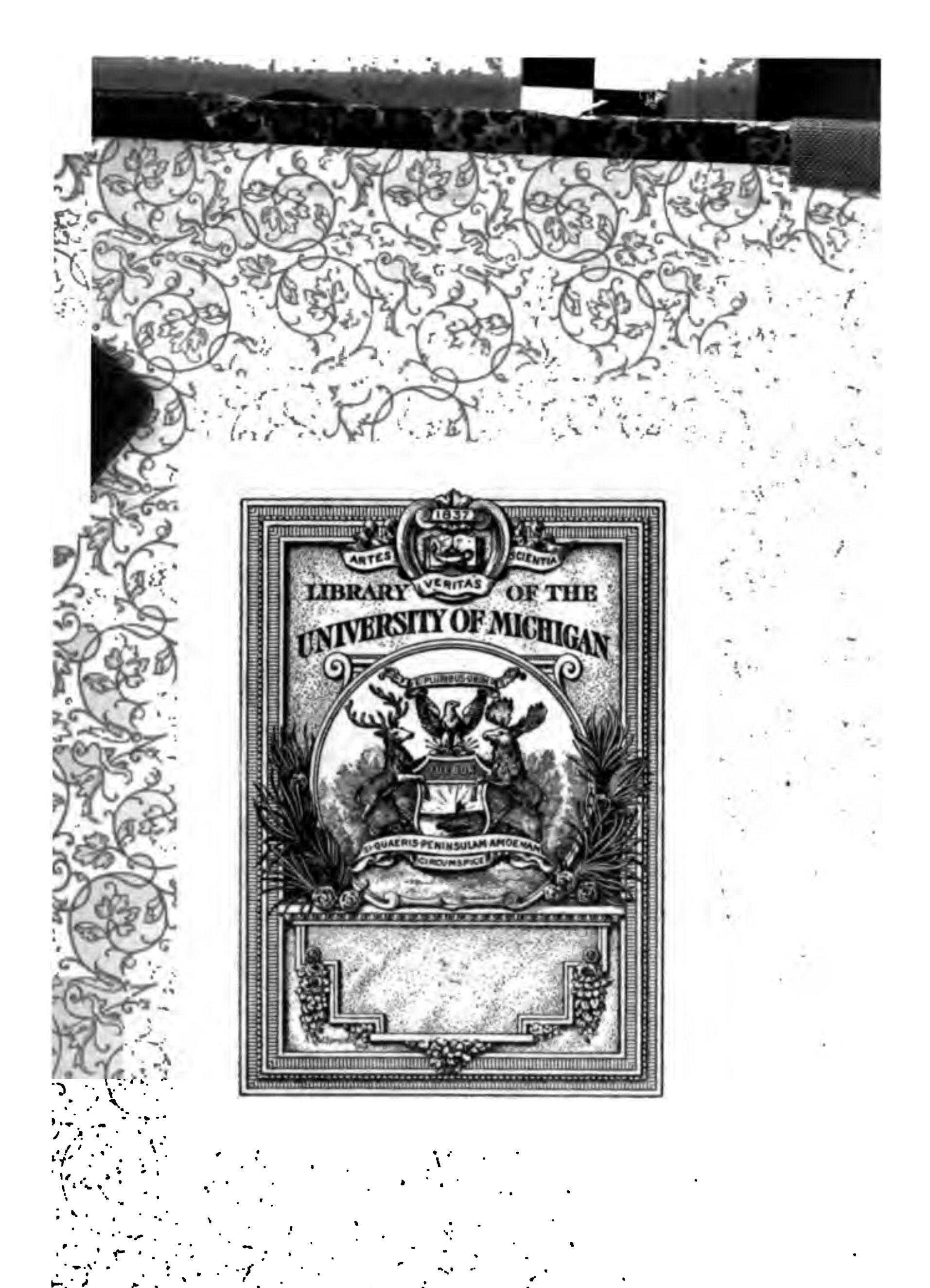
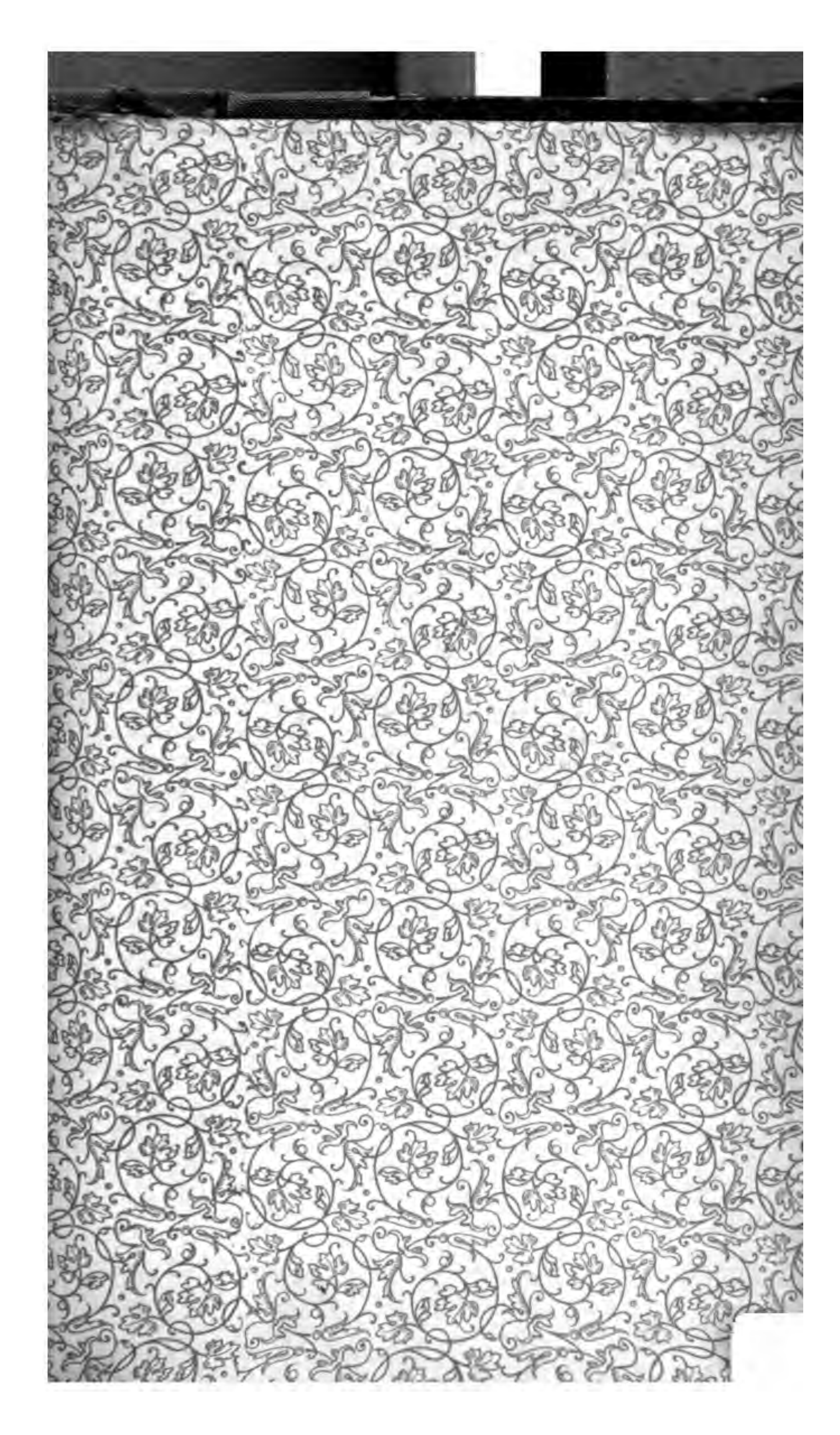



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Goethes

Frauengestalten.

Goethes

Frauengestalten.

[redacted]

Goethes Frauengestalten

von

Dr. Louis Lewes.

„Meine Dichtungen sind Selbstbekenntnisse aus meinem Leben.“

Goethe.



Stuttgart
Verlag von Carl Krabbe
1894.

Druck von Carl Hammer in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Es ist vielfach ein unfruchtbarer Streit darüber geführt worden, welcher von unseren beiden Dichterfürsten der größere sei, Goethe oder Schiller, zum großen Verdruß von Goethe selbst, welcher einmal äußerte: „Diese Deutschen sind doch ein sonderbares Volk! Da streiten sie sich herum, wer größer sei, Schiller oder ich, anstatt sich darüber zu freuen, daß sie zwei solche Kerle haben!“ Aber wenn dieser Streit auch im allgemeinen ohne Resultat bleiben muß, so begeht man doch keine Ungerechtigkeit, wenn man in Bezug auf die Darstellung von weiblichen Charakteren Goethe die erste Stelle zuerkennt. Das ist eine ganz natürliche Folge des so verschiedenen Lebensgangs unserer beiden Dichterkönige und auch einer gewissen Seite der Individualität Schillers, welche es ihm unmöglich machte, die Meisterschaft eines Goethe oder Shakespeare in der Darstellung von Frauencharakteren zu entfalten. Dies war Schillers Neigung und Eigenheit, seine Charaktere nach einem hohen Ideal anzulegen. Er individualisierte dieselben zu wenig und dieser Mangel schadet vor allem seinen weiblichen Gestalten. Diese, besonders diejenigen seiner dramatischen Jugendarbeiten, sind mehr allgemeine und daher mehr oder weniger schattenhafte Gestalten, als wirklich individuell begrenzte und charakterisierte weibliche Persönlichkeiten. Erst aus seinem Umgang mit liebens-

würdigen und geistreichen Frauen, welcher ihm in der ersten so schwer bedrängten Zeit seines Lebens vollständig versagt gewesen war, konnte Schiller in dieser Hinsicht bedeutend gewinnen, wiewohl alle seine Frauengestalten, auch die in seinen reifsten Werken, die Königin Elisabeth und die Gräfin Terzky vielleicht ausgenommen,*) an einem übertrieben idealen Zuge leiden und Goethes kräftige und naturwahre Frauenbilder oder Shakespeares gewaltige Schöpfungen niemals von ihm erreicht worden sind. Daran trugen aber auch Verhältnisse Schuld, welche von Schillers Individualität ganz unabhängig waren und welche zu überwinden nicht in seiner Macht lag. Wie sollte eine Kenntnis der Frauen und ihres Wesens durch die fest verriegelten Thüren der Karlsschule, hinter welchen Herzog Karl von Württemberg den militärischen Drill trieb, welchen er Erziehung nannte, zu dem Dichter dringen? Goethe dagegen war in dieser Beziehung seinem großen Freunde gegenüber ganz unverhältnismäßig vom Schicksal begünstigt. Er wuchs in freier, frischer Luft auf, in einem wohlhabenden, hochgebildeten Hause, in welchem der reichste geistige Verkehr herrschte und wo eine liebenswürdige, phantasiereiche Frau waltete, welche gerade so recht zu der Mutter eines Dichters vorherbestimmt schien, in dem freien und reichen Leben einer nach kommerzieller und als Wahl- und Krönungsstadt der deutschen Kaiser auch nach politischer Seite hin bedeutenden und vielbewegten Stadt. Er konnte sich schon in jungen Jahren durch seine Beziehungen zu anmutigen Mädchen und bedeutenden Frauen jene umfassende Kenntnis der Frauenwelt erwerben, welche ihn in den Stand setzte, Frauengestalten zu schaffen, von deren lebenswahrem Realismus er mit Recht selbst sagen konnte: „Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte; ich weiß, sie

*) Ich will nicht von der Königin Isabeau in der Jungfrau von Orleans sprechen, welche nach der anderen Seite verfehlt ist.

sind ewig, denn sie sind!“ Als Goethe seine Lotte, Adelheid von Waldorf, Maria von Berlichingen schuf, da standen ihm schon die vielen Züge zu Gebote, welche er in Gretchen, Ännchen, Friederike und Charlotte erfahren hatte, und so kommt es denn, daß, während die Frauengestalten in Schillers Jugenddramen, in den Räubern, Fiesko und Kabale und Liebe, durch ihre überspannte Sentimentalität den Stempel der Weichlichkeit, Unbestimmtheit und Unwahrheit an sich tragen, von welchen Fehlern, wie ja schon bemerkt, auch Frauengestalten aus seinen reiferen Werken, wie Thekla im Wallenstein, Bertha im Tell, Beatrice in der Braut von Messina, nicht ganz frei geblieben sind, Goethe uns schon in seinen beiden ersten Werken, mit welchen er epochemachend in die deutsche Litteratur eingetreten ist, in Werthers Leiden und in Götz von Berlichingen, drei grundverschiedene Frauengestalten vorführt, jede in ihrer Art vollendet gezeichnet, in plastischer Anschaulichkeit vor uns hintretend. Aus dieser Verschiedenheit unserer beiden großen Meister folgt mit unabweisbarer Notwendigkeit, daß bei der Schilderung und Darstellung der von beiden Dichtern geschaffenen Frauengestalten ein ganz verschiedener Weg eingeschlagen, eine ganz verschiedene Methode befolgt werden muß. Man muß allerdings, um die Jugenddramen Schillers, die Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe richtig zu beurteilen, dieselben im engen Zusammenhange mit seinem damaligen Zustande und mit seinem bisherigen Lebensgange betrachten, man muß sich klar darüber werden, daß die Gewaltsamkeit, das übertriebene Pathos und die stellenweise Unnatur der Handlung und der Sprache, das himmelstürmende Übermaß, welches in den Charakteren und in den Konflikten derselben hervortritt, daß alles dieses, wovon er sich später befreit hat, nur aus der Empörung des glühenden Gemüts des Jünglings gegen den furchtbaren Druck des eisernen Joches hervorging, welches auf ihm lastete, aber zur Erklärung und zum Verständnis der einzelnen in

diesen Stücken vorkommenden Frauengestalten an und für sich ist eine Betrachtung der Lebensverhältnisse Schillers durchaus nicht notwendig, ja nicht einmal von irgend einem Nutzen, von irgend einer Bedeutung, es sei denn, man wolle aus derselben nur die negative Wahrnehmung schöpfen, daß Schillers Kenntnis des weiblichen Charakters und seiner Eigentümlichkeiten zur Zeit der Entstehung jener Stücke noch eine sehr geringe und unzureichende gewesen sein muß. Auch keine einzige unter allen späteren Frauengestalten, welche der Dichter geschaffen hat, steht in irgend einem erkennbaren inneren Zusammenhang mit den Umständen seines Lebens oder gar mit bestimmten Frauengestalten, welche entscheidend oder auch nur Einfluß übend auf ihn eingewirkt haben. Man kann also die Schillerschen Frauengestalten in seinen dramatischen Dichtungen gründlich und erschöpfend darstellen, ohne auch nur mit einem Worte dessen zu gedenken, was in seinem äußeren Leben vorgegangen ist. Ein ganz anderes Verfahren muß den Goetheschen Frauengestalten gegenüber eingeschlagen werden, wenn man zu einer richtigen Beurteilung, zu einer gerechten Würdigung, zu einem erschöpfenden Verständnis derselben selbst gelangen und anderen dazu verhelfen will. Goethe hat einmal seine Dichtungen Bekenntnisse aus seinem Leben genannt und hat damit ein sehr wahres Wort ausgesprochen. Sehr wenige seiner Dichtungen, weder seine lyrischen Gedichte, noch seine epischen Werke, seien sie in Versen geschrieben, also eigentliche Epen oder in Prosa, also Romane, noch seine Dramen, sind richtig zu verstehen und und zu beurteilen, wenn man sie nicht in stetem Zusammenhang mit seinem Leben betrachtet. Sie sind eben nicht gedichtet, sondern erlebt. In besonderem Grade gilt dies von seinen Frauengestalten. In vielen derselben ist die Einwirkung der Frauen und Mädchen, mit denen er mehr oder weniger vertraut oder leidenschaftlich verkehrt hat, unmittelbar nachzuweisen, und die große Mehrzahl derselben ist ohne eine stete

Rücksichtnahme auf sein Leben und auf die in dasselbe eingreifenden weiblichen Wesen geradezu unverständlich. Der Schriftsteller, welcher es unternimmt, die von Goethe geschaffenen Frauengestalten seinen Lesern zu schildern, hat also eine doppelte Aufgabe zu erfüllen, von welcher demjenigen, der denselben Zweck Schiller gegenüber im Auge hat, die eine Seite zum größten Teil erspart bleibt. Er hat nicht nur die Frauengestalten welche der dichterische Genius geschaffen hat, dem Leser vorzuführen, sondern auch die Frauengestalten aus Goethes Leben einer gründlichen Erforschung und Schilderung zu unterziehen. Wer würde es versuchen können, die Lotte in Werthers Leiden zu schildern, ohne von Charlotte Buff in Wetzlar zu sprechen und ohne überhaupt auf Goethes Aufenthalt in dieser Stadt zurückzukommen? Und ebenso verhält es sich mit vielen anderen Frauengestalten, welche der Dichter geschaffen hat und welche man nicht richtig verstehen und auffassen kann, wenn man nicht die Seelenstimmung, in welcher er sich befand, als er sie schuf, die Umgebung, in welcher er sich zu der betreffenden Zeit bewegte, genau beobachtet, wenn man nicht die Menschen und namentlich die Frauen, mit denen er verkehrte, mit in die Rechnung zieht. Der Plan dieses Buches zeichnet sich also von selbst vor. Der Titel desselben sollte, um seinem Inhalte vollständig zu entsprechen, „Frauengestalten aus Goethes Dichtungen und Leben“ lauten. Wir werden den Dichter durch seine verschiedenen Lebensperioden begleiten und uns die so zahlreiche Schar mehr oder weniger bedeutender Mädchen und Frauen vor Augen führen, welche auf ihn eingewirkt haben und zugleich die Dichtungen, die er geschaffen und die in denselben erscheinenden Frauengestalten betrachten und uns in jedem einzelnen Fall klar zu machen suchen, ob und inwiefern die weiblichen Wesen, welche in sein Leben eingriffen, einen Einfluß auf die Ausgestaltung der Geschöpfe seiner Phantasie ausgeübt haben. Wir werden diesen Einfluß in sehr verschie-

denem Grade festzustellen in der Lage sein. Bei einzelnen Gestalten ergiebt sich der Zusammenhang ganz unmittelbar ohne weitere Erörterung, wie bei Lotte im Werther, andere erscheinen bei tieferer Betrachtung als eine idealisierte Darstellung von Frauengestalten, mit denen der Dichter im Leben in mehr oder weniger leidenschaftlichen Verbindungen gestanden, in welchem Verhältnis, wie wir später sehen werden, Goethes Iphigenie zu seiner langjährigen geliebten Freundin Charlotte von Stein steht, bei anderen sind es wieder nur einzelne Züge, welche in die Frauengestalten der Dichtungen an diejenigen aus seinem Leben erinnern, andere endlich erscheinen als reine Geschöpfe seiner Phantasie, wenigstens ohne nachweisbare Beziehungen auf Frauen, welche in sein Leben eingegriffen haben. Aber nicht nur die weiblichen Gestalten seiner dramatischen und epischen Werke müssen, wenn man zu ihrem vollen Verständnis und zu ihrer richtigen Würdigung gelangen will, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden, sondern auch seine lyrischen Gedichte verlangen in viel höherem Grade, als diejenigen anderer Dichter, diese Art der Betrachtung. Das giebt ja gerade der Goetheschen Lyrik ihren unschätzbaren Wert, und macht ihn unbestreitbar zum ersten Lyriker der Weltlitteratur, daß er in seinen lyrischen Gedichten nicht willkürlich gesetzte und gleichsam anempfundene Gefühle ausspricht, sondern daß nur wirklich Empfundenes, thatsächlich Erlebtes zum Ausdruck kommt, so daß diese Gedichte nur durch genaue Feststellung der Zeit, in welcher sie entstanden sind und der Personen, mit denen der Dichter damals verkehrte, sowie des Verhältnisses, in welchem sie zu ihm standen, richtig verstanden werden können. Wir werden uns dieser Aufgabe auch den hervorragendsten lyrischen Erzeugnissen unseres Dichters gegenüber so weit als möglich zu entledigen suchen.

Erstes Kapitel.

Goethes Mutter.

Es liegt außerhalb des Rahmens dieses Buchs, ausführlich von den Vorfahren des Dichters zu sprechen, und den Einfluß zu erörtern, welchen der eine oder andere derselben auf die Entwicklung seines Geistes und Charakters, auf seine ganze Art und Weise ausgeübt hat. Daß er sich selbst wohl bewußt war, daß manche bedeutende Züge seines Wesens in einer ähnlichen Veranlagung einzelner seiner Vorfahren wurzelten, beweisen jene berühmten Verse:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust, zu fabulieren!
Urahnherr war den Schönen hold,
Das spukt schon hin und wieder,
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist dann an dem ganzen Wicht
Original zu nennen.

Aber, wenn wir es als einen Teil unserer Aufgabe erkannt haben, ein Bild der Frauen zu entwerfen, welche auf Goethes Entwicklung einen bedeutungsvollen Einfluß ausgeübt haben, so müssen wir an erster Stelle der Mutter des Dichters gedenken, zumal, da dieselbe eine der anziehendsten und liebenswürdigsten Frauenbilder war, welcher in der Geschichte unserer Litteratur gedacht werden muß. Es ist gleichsam eine Pflicht der nationalen Dankbarkeit,

das Bild dieser vortrefflichen Frau für alle Zeit lebendig zu erhalten, welche auf die Entwicklung eines der größten Söhne Deutschlands eine so entscheidende Wirkung ausgeübt hat. Denn, wenn es überhaupt eine allgemein anerkannte Wahrheit ist, daß auf das Werden großer Männer gerade die Mütter wohlthätig eingewirkt haben, so spricht ja Goethe in obigen Versen es geradezu aus, daß die für einen Dichter wichtigste Eigenschaft in ihm eine von seiner Mutter ererbte war. Ist es nicht „die Lust, zu fabulieren," welche jeder Poesie zu Grunde liegt? Und daß diese Lust in ihm erweckt wurde, schreibt Goethe unmittelbar seiner Mutter zu. In welcher Weise dieser Einfluß ausgeübt wurde, und wie sie durch ihre selbsterfundenen Erzählungen anregend auf die Einbildungskraft des Knaben wirkte, welcher diese Eindrücke mit Leidenschaft aufnahm und durch lebendige Selbstthätigkeit zu verwerten wußte, erfahren wir aus einem Gespräch der Mutter mit Bettina von Arnim. „Ich konnte," erzählt sie dieser, „nicht ermüden, zu erzählen, sowie er nicht ermüdete zuzuhören. Luft, Feuer, Wasser und Erde stellte ich ihm unter schönen Prinzessinnen vor; und alles, was in der Natur vorging, dem ergab sich eine Bedeutung, an die ich bald fester glaubte, als meine Zuhörer, und, da wir uns erst zwischen den Gestirnen Straßen dachten, und daß wir einst Sterne bewohnen, und welchen großen Geistern wir da oben begegnen würden, da war kein Mensch so eifrig auf die Stunde des Erzählens mit den Kindern, wie ich; ja, ich war im höchsten Grade begierig, unsere kleinen Erzählungen zu Ende zu führen, und eine Einladung, die mich um solch einen Abend brachte, war mir immer verdrießlich. Da saß ich und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen, und, wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht ganz nach seinem Wunsche ging, da sah ich, wie die Zornader an seiner Stirne schwoll und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch ehe ich meine Wendung genommen hatte: „Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen totschlägt?" Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurechtgerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, durch die seinige

ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: „Du hast's erraten! So ist's gekommen!" da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die im Hinterhause wohnte, und deren Liebling er war, vertraute er nun immer seine Ansichten, wie es mit der Geschichte wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Text kommen solle; und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das keiner an den anderen verriet; so hatte ich die Satisfaktion, zum Genusse und Erstaunen der Zuhörer meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu erkennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifall. Diese schönen Abende, durch die sich der Ruhm meiner Erzählungskunst verbreitete, so daß endlich Alt und Jung daran teilnahmen, sind mir eine sehr erquickliche Erinnerung."

Es giebt kaum ein lieblicheres Bild aus der Erziehungsgeschichte eines großen Mannes, als diese junge Mutter, welche, fast selbst noch Kind, aus den beredten Augen ihres Lieblings ahnungsvoll das heilige Feuer der Phantasie, welches sie selbst durch ihre sinnigen Erfindungen in ihm entzündet hat, große Dinge für seine Zukunft verheißend, sich entgegenstrahlen sieht. Wenn auch das Knabenmärchen „der neue Paris" in der Form, wie es der Dichter in seine Selbstbiographie „Wahrheit und Dichtung" aufgenommen hat, gewiß von ihm im höheren Alter umgearbeitet und ausgereift worden ist, so zeigt es doch jedenfalls eine außerordentliche frühe Begabung, welche sich unter der liebevollen Pflege einer solchen Mutter fröhlich entwickeln konnte.

Diese Mutter, Katharina Elisabeth Textor, wurde am 19. Februar 1731 geboren; sie war also, als sie ihrem Gatten, dem kaiserlichen Rat Johann Kaspar Goethe in Frankfurt am 28. August 1749 den Wunderknaben schenkte, aus welchem Wolfgang Goethe werden sollte, noch nicht 19 Jahre alt. Sie war mit allen Gaben der Natur, körperlich und geistig, ausgestattet, aber ihr Unterricht konnte unter den damaligen Verhältnissen kein befriedigender sein,

da ihr Vater durch die mannigfaltigen Geschäfte seiner amtlichen Stellung und durch fast ebensoviel Zeit in Anspruch nehmende Privatliebhabereien nicht Muße genug hatte, den wenigen guten Lehrern, welche zur Erziehung der Tochter zu Gebote standen, gründlich nachzuhelfen. Aber der natürliche Verstand, welcher ihr verliehen war, und die günstigen Verhältnisse, in welche sie durch die Verbindung mit einem gebildeten Gatten, welcher bestrebt war, ihre lückenhafte Ausbildung zu ergänzen und vielleicht noch mehr durch die geistige Wechselwirkung zwischen ihr und dem hochbegabten Sohne geriet, sowie ihr eigener Eifer, welcher sie veranlaßte, durch das Lesen guter Bücher und durch häufigen Besuch des Theaters an ihrer Fortbildung mitzuarbeiten, machten es ihr möglich, in dem lebhaften Verkehr, in welchen sie durch ihren Sohn mit den hervorragendsten und vornehmsten Persönlichkeiten kam, stets zu ihrem Vorteil zu erscheinen und die allgemeine Liebe und Verehrung zu gewinnen. Äußerlich verlief ihr Leben ziemlich ruhig; außer einer kurzen Abwesenheit während des Bombardements von Frankfurt durch die Franzosen im Jahre 1796, als sie nach Offenbach flüchten mußte, hat sie ihre Vaterstadt nie verlassen, trotz der dringendsten Aufforderung Goethes, nach dem Tode ihres Gatten, sie möge zu ihm nach Weimar kommen, wo er ihr ein trauliches Heim bereiten wollte; sie konnte es nicht über ihr Herz bringen, sich von ihrer Heimat zu trennen, wo sie dann auch am 13. September 1808, 78 Jahre alt, gestorben ist. Das junge Mädchen scheint zu phantastischer Romantik geneigt gewesen zu sein, wenn wir dem Berichte, welchen Bettina von Arnim über die Erzählung giebt, die sie von der in hohem Alter stehenden Frau Rat über ihre erste Liebe gehört haben will, glauben können. Der unglückliche Kaiser Karl VII., welcher die letzten Jahre seines Lebens in Frankfurt zubrachte, war der Gegenstand derselben. Diese Erzählung ist durch ihre rührende Naivetät so anziehend und auch durch die Form der Wiedergabe durch Bettina so charakteristisch für dieses seltsame Wesen, welchem wir später noch unsere Aufmerksamkeit zu widmen haben werden, daß sie hier Platz finden soll: „Am Charfreitag, erzählt die Frau Rat, sah ich den Kaiser in langem, schwarzem Mantel zu Fuß mit vielen Herren und schwarz gekleideten Pagen die Kirchen besuchen.

Himmel, was hatte der Mann für Augen! Wie melancholisch blitzte es unter den gesenkten Augenwimpern hervor! Ich verließ ihn nicht, folgte ihm in alle Kirchen; überall kniete er auf der letzten Bank unter den Bettlern und legte sein Haupt eine Weile in die Hände; wenn er wieder emporsah, war mir's allemal wie ein Donnerschlag in der Brust. Da ich nach Hause kam, fand ich mich nicht in die alte Lebensweise; es war, als ob Bett, Stuhl und Tisch nicht mehr an dem gewohnten Orte stünden. Es war Nacht geworden, man brachte Lichter herein, ich ging an's Fenster und sah hinaus auf die dunklen Straßen; und wie ich die Leute in der Stube von dem Kaiser sprechen hörte, da zitterte ich wie Espenlaub. Am Abende in meiner Kammer, da legte ich mich vor meinem Bette auf die Knie, und hielt meinen Kopf in den Händen, wie er und es war nicht anders, wie wenn ein großes Thor in meiner Brust geöffnet wäre. Meine Schwester, die ihn enthusiastisch pries, suchte jede Gelegenheit, ihn zu sehen; ich ging mit, ohne daß es einer ahnte, wie tief es mir zu Herzen gehe.

Einmal, da der Kaiser vorüberfuhr, sprang sie auf einen Prallstein am Wege und rief ihm ein lautes Vivat zu; er sah heraus und winkte mit dem Schnupftuch. Sie prahlte sich sehr, daß der Kaiser ihr so freundlich gewinkt; ich war aber heimlich überzeugt, daß der Gruß mir gegolten habe, denn im Vorüberfahren sah er noch einmal nach mir. Ja, beinahe jeden Tag, wo ich Gelegenheit hatte, ihn zu sehen, ereignete sich etwas, was ich mir als ein Zeichen seiner Gunst auslegen konnte, und am Abende in meiner Schlafkammer kniete ich allemal vor meinem Bette und hielt den Kopf in meinen Händen, wie ich von ihm am Charfreitage in der Kirche gesehen hatte; und dann überlegte ich, was mir alles mit ihm begegnet war. Und so baute sich ein geheimes Liebesverständnis in meinem Herzen auf, von dem mir unmöglich war, zu glauben, daß er nichts davon ahne; ich glaubte gewiß, er habe meine Wohnung erforscht, da er jetzt öfter durch unsere Gasse fuhr, wie sonst, und allemal heraufsah nach den Fenstern und mich grüßte.

O, wie war ich den vollen Tag so selig, wo er mir am Morgen einen Gruß gespendet hatte; da kann ich wohl sagen, daß ich weinte vor Lust. Eines Tages, als der Kaiser offene Tafel

hielt, habe ich mich auf die Galerie des Festsaals durchgedrängt und bei einem Trunke, womit er den anwesenden Fürsten zutrank, hat er mir zugewinkt. Am anderen Tage reiste er ab. Es war am 17. April, der Morgen fing eben an, zu grauen, da hörte ich mehrere Posthörner blasen. Ich sprang aus meinem Bette, fiel vor übergroßer Hast in der Mitte der Stube und verletzte mich am Knie; aber ich achtete es nicht und eilte an's Fenster.

In diesem Augenblick fuhr der Kaiser vorüber, er sah schon nach dem Fenster, ehe es aufgerissen ward, er warf mir Kußhände zu und winkte mit dem Schnupftuche, bis er die Gasse hinaus war. Von der Zeit an hab' ich kein Posthorn blasen hören, ohne des Abschiedes zu gedenken und bis auf den heutigen Tag, wo ich den Lebensstrom in seiner ganzen Länge durchschifft habe und eben im Begriffe bin, zu landen, greift mich sein weitschallender Ton noch schmerzlich an." — In einem starken Gegensatz zu dieser kindlich phantastischen Schwärmerei stand die Stimmung, aus welcher ihre Ehe mit dem kaiserlichen Rat Johann Kaspar Goethe hervorgegangen ist, und welche nichts weniger als eine schwärmerische oder leidenschaftliche Liebe war.

Goethes Vater war ein hochgebildeter, tüchtiger und charakterfester Mann, dabei eine sehr stattliche Erscheinung, aber schroff, heftig und leidenschaftlich, unter welchen Charaktereigenschaften die Seinigen vielfach zu leiden hatten, und durch welche er sich selbst manchmal in schwere Ungelegenheiten brachte. Aber sie wußte ihn so gut zu behandeln, daß von einer irgendwie eingreifenden Störung des ehelichen Friedens nie die Rede war, und daß sie dem Druck, welche die Schroffheit des Vaters auf ihre Kinder Wolfgang und Kornelia ausübte, oft durch ihre kluge und echt weibliche Vermittlung zu mildern wußte. Mit der Geburt des Sohnes ging ihr dann die glänzende Sonne des reinsten und seligsten Mutterglücks auf, welche mit nur ganz vorübergehenden Trübungen ihr ganzes langes Leben mit herrlichem Glanze erfüllte. Die Mutter war 19 Jahre alt, als sie Deutschland den Knaben schenkte, welcher sein größter Dichter werden sollte. Der Biograph Goethes, Viehhoff, erinnert daran, daß auch Lätitia, die Mutter Napoleons I., ihren größten Sohn schon in ihrem 18. Lebensjahre geboren hat, und

Goethe selbst sagte einmal zu Eckermann: „Das Talent ist freilich nicht erblich, allein es will eine tüchtige physische Unterlage, und da ist es denn keineswegs einerlei, ob jemand der Erst- oder Letztgeborene und ob er von kräftigen und jungen oder von schwachen und alten Eltern ist erzeugt worden."

Aus den Erzählungen der Mutter schreibt Bettina in einer für ihre Rücksichtslosigkeit in Beziehung auf das, was eine Frau aussprechen soll und was nicht, sehr charakteristischen Weise an Goethe selbst über seine Geburt: „Deine Mutter war damals 18 Jahre alt und ein Jahr verheiratet; hier bemerkte sie, du würdest wohl ewig jung bleiben und dein Herz würde nie veralten, da du die Jugend der Mutter mit in den Kauf habest. Drei Tage bedachtest du dich, ehe du ins Weltliche kamst, und machtest der Mutter schwere Stunden. Aus Zorn, daß dich der Arzt aus dem eingeborenen Wohnorte trieb (!) und durch die Mißhandlung der Amme kamst du ganz schwarz und ohne Lebenszeichen. Sie bäheten dir die Herzgrube mit Wein, ganz an deinem Leben verzweifelnd. Deine Großmutter stand hinter dem Bette, als du zuerst die Augen aufschlugst, rief sie hervor: „Rätin, er lebt!" „„Da erwachte mein mütterliches Herz und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde!"" sagte sie mir in ihrem fünfundsiebenzigsten Jahre. Dein Großvater, der der Stadt ein herrlicher Bürger und damals Syndikus war, wendete stets Zufall und Unfall zum Wohle der Stadt an, und so wurde auch deine schwere Geburt die Veranlassung, daß man einen Geburtshelfer für die Armen einsetzte. „„Schon in der Wiege war er den Menschen eine Wohlthat,"" sagte deine Mutter."

Die hervorragendste und liebenswürdigste Eigenschaft seiner Mutter, der Frau Aja, wie sie in ihrem nähern Freundeskreise genannt wurde, hat ihr großer Sohn in jenen oben citierten Versen gepriesen, wenn er ausspricht, daß er „vom Mütterchen die Frohnatur" geerbt habe. Sie verstand es in wunderbarer Weise, Heiterkeit und eine behagliche, gemütliche Stimmung um sich her zu verbreiten und ist sich dessen zu ihrer herzlichen Freude bewußt. „Ich habe die Gnade," schreibt sie 1785 an Frau von Stein, „daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, wes

Standes, Alters und Geschlechtes sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätension durch die Welt und das behagt allen Erdensöhnen und Töchtern, bemoralisiere niemanden, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimmen dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt."

Auch eine andere charakteristische Eigenschaft, welche sich bei der Mutter sehr stark ausgeprägt zeigt, ist in hohem Grade auf den Sohn übergegangen, die Scheu vor allen unangenehmen und heftigen Eindrücken und das Bestreben, dieselben soviel als möglich von sich fernzuhalten. Viehoff erzählt, sie habe bei der Einstellung eines Dienstboten folgende Bedingungen gestellt: „Ihr sollt mir nichts wiedererzählen, was irgend Schreckhaftes, Verdrießliches oder Beunruhigendes, sei es nun in meinem Hause, oder in der Stadt, oder in der Nachbarschaft vorfällt. Geht's mich nah an, so erfahre ich's immer noch zeitig genug. Geht's mich gar nicht an, so bekümmert's mich überhaupt nicht! Sogar wenn es in der Straße brennt, wo ich wohne, so will ich's auch da nicht früher wissen, als ich's eben wissen muß."

Ihre Umgebung wagte denn auch nicht, als einmal ihr Sohn in Weimar an einer schweren, sein Leben ernstlich bedrohenden Krankheit daniederlag, in ihrer Gegenwart die Gefahr, welche über ihrem Liebling schwebte, auch nur zu erwähnen. Sie sagte später, als die Krisis vorüber war: „Ich hab' halt wohl alles gewußt, habt Ihr gleich nichts davon gesagt und sagen wollen, wie es mit dem Wolfgang so schlecht gestanden hat. Jetzt aber mögt Ihr sprechen, jetzt geht es besser. Gott und seine gute Natur haben ihm geholfen. Jetzt kann wieder von dem Wolfgang die Rede sein, ohne daß es mir, wenn sein Name genannt wird, einen Stich ins Herz giebt." — Es erinnert lebhaft an die Angst und Aufregung, in welcher sich die ganze Umgebung Goethes befand, als es sich darum handelte, ihm den Tod Schillers mitzuteilen, wenn eine Freundin der Frau Rat erzählt: „Wäre Goethe damals gestorben, auch dann wäre dieses Todesfalls im Hause seiner Mutter schwerlich von uns Erwähnung geschehen, wenigstens nur mit sehr großer

Vorsicht, oder von ihr selbst aufgefordert, würden wir dies gewagt haben, weil, wie ich schon bemerkt, es durchaus eine Eigentümlichkeit ihrer Natur, oder Grundsatz, wo nicht beides, war, allen heftigen Eindrücken und Erschütterungen ihres Gemütes, wo sie nur immer konnte, auszuweichen."

Tief ergreifend und ihr wahrhaft frommes, gottergebenes und namentlich für den Segen, welchen der Himmel ihr durch den großen Sohn geschenkt hatte, dankbares Gemüt bezeugend ist eine andere Äußerung, welche uns von dieser vortrefflichen Frau überliefert ist. Als sie einige Zeit unter den vom Alter unzertrennlichen körperlichen Leiden schlimme Zeiten durchgemacht hatte, sagte sie zu einer Freundin: „Gottlob! Nun bin ich wieder mit mir zufrieden und kann mich auf einige Wochen hinaus leiden. Zeither bin ich völlig unleidlich gewesen und habe mich wider den lieben Gott gewehrt, wie ein kleines Kind, das nimmer weiß, was an der Zeit ist. Gestern aber konnt' ich es nicht länger mit mir ansehen; da hab' ich mich selbst recht ausgescholten und zu mir gesagt: Ei, schäme dich, alte Rätin! Hast guter Tage genug gehabt in der Welt und den Wolfgang dazu, mußt, wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein so übel Gesicht machen! Was soll das mit dir vorstellen, daß du so ungeduldig und garstig bist, wenn der liebe Gott dir ein Kreuz auflegt? Willst du denn immer auf Rosen gehen, und bist übers Ziel, bist über siebenzig Jahre hinaus! Schauen's, so hab' ich zu mir selbst gesagt und gleich ist ein Nachlaß gekommen und ist besser geworden, weil ich selbst nicht mehr so garstig war." — Sie beschreibt selbst ihr Äußeres und zugleich die Hauptseiten ihres Charakters folgendermaßen: „Von Person bin ich ziemlich groß und korpulent, habe braune Haare und Augen — ich getraute mir, die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn sei. Ich kann es nun eben nicht finden, doch muß etwas daran sein, weil es so oft behauptet worden ist. Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters. Daher thue ich alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst und verschlucke den Teufel, ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann alles wieder in den alten Falten,

ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte."

Auch die Freude an der Musik, welche Goethe so innig empfand, hatte er von der Mutter ererbt, welcher sein ebenfalls sehr musikverständiger Vater in den frühen Jahren ihrer Ehe mit großer Energie und sogar Strenge musikalischen Unterricht gegeben hatte. Sie schreibt einmal an einen Freund: „Mein liebstes Steckenpferd ist ein geduldiges Tier, es läßt sich alles gefallen, hat vier Beine und rührt sich doch nicht von der Stelle — es ist nämlich mein Klavier."

Die ganze sonnenhelle und liebenswürdige Natur dieser Dichtermutter tritt am schönsten und klarsten in einem Briefe hervor, welchen sie 1782, also in ihrem einundfünfzigsten Lebensjahre an die Herzogin-Mutter Amalie von Weimar geschrieben hat, und welchen wir daher hier mitteilen wollen:

„Durchlauchtigste Fürstin!

Was dem müden Wanderer ein Ruheplätzchen, dem Durstigen eine klare Quelle, und alles, was sich nun noch dahin zählen läßt, was die armen Sterblichen stärkt und erlabt, war das gnädige Andenken unserer besten Fürstin! Du bist also noch nicht in Vergessenheit geraten, die teuerste Fürstin denkt noch an dich, fragt noch nach deinem Befinden. Tausendfacher Dank sei Ihrer Durchlaucht davor gebracht! Ihrer Durchlaucht haben die Gnade, zu fragen, was ich mache? O, beim Jupiter, (!) so wenig als möglich, und das Wenige noch von obendrauf von Herzen schlecht. Wie ist's aber auch anders möglich? Einsam, ganz allein mir selbst überlassen. Wenn die Quellen abgeleitet oder verstopft sind, wird der tiefste Brunnen leer. Ich grabe zwar als nach frischen, aber entweder geben sie gar kein Wasser, oder sind ganz trübe, und beides ist dann freilich sehr schlimm. Die noble Allegorie könnte ich nun bis ins Unendliche fortführen, könnte sagen, daß, um nicht Durst zu sterben, ich jetzt mineralisch Wasser tränke, welches sonst eigentlich nur für Kranke gehört und so weiter. Gewiß viele schöne Sachen ließen sich hier noch anführen, aber der Witz, der Witz! Den hab' ich immer für Zugluft gehalten, er kühlt wohl, aber

man bekommt einen steifen Hals davon. Also ohne alle den Schnickschnack! Alle Freuden, die ich jetzt genießen will, muß ich bei Fremden, muß ich außer dem Hause suchen, denn da ist's so still und öde, wie auf dem Kirchhof. Sonst war's freilich umgekehrt, doch, da in der ganzen Natur nichts an seiner Stelle bleibt, sondern sich in ewigem Kreislauf herumdreht, wie könnte ich mich da zur Ausnahme machen wollen? Nein, so absurd denkt Frau Aja nicht. Wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist, und daß die Sonne jetzt nicht so warm macht, wie im Julius? Nur das Gegenwärtige gut gebraucht und garnicht daran gedacht, daß es anders sein könnte; so kommt man am besten durch die Welt, und das Durchkommen ist doch, alles wohl überlegt, die Hauptsache. Ihre Durchlaucht können nun so ungefähr aus Obigem ersehen, daß Frau Aja immer noch so ungefähr Frau Aja ist, ihren Humor beibehält und alles thut, um bei guter Laune zu bleiben; auch das Mittel, das weiland König Saul gegen den bösen Feind so probat fand, fleißig gebraucht; und so hat's menschlichem Ansehen nach noch lange keine Not mit der guten Frau. Zumal der Herr Tabor, den Ihre Durchlaucht wenigstens dem Namen nach kennen, für unser Vergnügen so fleißig gesorgt hat. Den ganzen Winter Schauspiel! Da wird gegeigt, da wird trompetet! Ha, den Teufel möcht' ich sehen, der Courage hätte, einen mit schwarzem Blute zu inkommodieren. Ein einziger Sir John Falstaff treibt ihn zu Paaren. Das war ein Gaudium mit dem dicken Kerl, Christen und Juden, alles lachte sich die Galle vom Herzen. Diese Woche sehen wir auch Clavigo, da geht ganz Frankfurt hinein, alle Logen sind schon bestellt, das ist vor so eine Reichsstadt allemal ein großer Spaß. Ich habe nun Ihrer Durchlaucht Befehl in Unterthänigkeit befolgt, von meinem Sein und Nichtsein wahrhaften und aufrichtigen Bericht erstattet. Empfehle mich zu fernerer Huld und Gnade

und bin ewig

Durchlauchtigste Fürstin,

Dero unterthänigst treugehorsamste Dienerin

Goethe. —"

Wenn wir uns fragen, welche Spuren diese herrliche Mutter in des Sohnes Dichtungen zurückgelassen hat, so treten uns zwei Frauengestalten entgegen, in welchen wir solche Spuren zu entdecken glauben. Die erste ist Elisabeth, die vortreffliche Hausfrau des Götz von Berlichingen, in welcher Frau Aja selbst die Züge ihres eigenen Bildes wieder zu erkennen glaubte, und die zweite ist die Mutter Hermanns, die wackere, kluge, tief und warm empfindende Frau des Wirtes zum goldenen Löwen in Hermann und Dorothea. Das reiche, unter einer ruhigen und anspruchlosen Außenseite verborgene Gemütsleben dieser trefflichen Frau, ihre unendlich geschickte Art, den tüchtigen, aber hartnäckigen und zu heftigem Aufbrausen geneigten Gatten zu behandeln und die durch seine Heftigkeit hervorgerufenen Konflikte zwischen ihm und dem Sohne wieder auszugleichen, das rührend innige Verhältnis zu dem Sohne, dessen gute Eigenschaften und sittlichen Wert sie viel deutlicher erkennt und gerechter beurteilt, als der Vater, müssen uns lebhaft an die eigene Mutter des Dichters erinnern. Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich im Aufsuchen solcher Beziehungen zu weit gehe, aber ich kann mich nicht erwehren, bei der berühmten Scene unter dem Birnbaum, in welcher die Mutter dem erst lange vergeblich gesuchten Sohn durch ihr liebevolles Zureden das Geheimnis seiner Liebe entlockt und ihm Hoffnung auf eine gütliche Vermittlung bei dem zürnenden Vater erweckt, an einen Auftritt in Goethes eigenem Jugendleben zu denken, als des Dichters Mutter mit inniger Teilnahme und zärtlicher Nachsicht, allerdings unter Zuziehung eines wohlwollenden, teilnehmenden Freundes, welchem Goethe in dem Mittler seiner Wahlverwandtschaften ein Denkmal gesetzt hat, vermittelnd zwischen ihn und den Zorn des strengen Vaters tritt. Es war dies in der Zeit der Entdeckung des Verhältnisses Goethes, welcher damals fast noch mehr Knabe als Jüngling war, zu Gretchen und aller damit verbundenen mißlichen und zweideutigen Umstände, und wir werden später eingehender darauf zurückkommen müssen.

Wie Goethes Mutter von dessen Freunden in Weimar geliebt und verehrt wurde, davon legen zahlreiche Stellen in Briefen derselben ein lautredendes Zeugnis ab, von denen hier einige aus

Wielands Briefen angeführt werden sollen. Da lesen wir einmal: „Von Frau Aja habe ich, seit ich wieder hier bin, keine Zeile, was mich schier wundert, weil ich doch auf meinen von hier aus an sie geschriebenen Brief ein — Viktoria! Da eben langt eine gar schöne Epistola von ihr an! Nun nichts weiter!“ — Und ein andersmal: „Wenn die Herzogin Mutter einen Brief von Mutter Aja bekommen hat, so spricht sie nicht anders davon, als ob ihr ein groß Glück widerfahren wäre, recht wie das Weib im Evangelio, die ihre Nachbarinnen anruft, sich mit ihr zu freuen, daß sie ihren Groschen funden habe.“ — Und endlich: „Ich habe inzwischen von Frau Aja einen großen Brief bekommen, der mich auf etliche Tage guter Laune gemacht. Es geht in der Welt nichts über die Weiber von dieser Art, um sich von den Poeten und Propheten gefangen nehmen zu lassen; nur Schade, daß sie immer rarer werden. Frau Aja ist die Königin aller Weiber, die Herz und Sinnen des Verständnisses haben; und dem Himmel sei Dank, daß es auch hier einige giebt, die wert sind, unter ihrer Fahne zu dienen.“

Wir schließen die Betrachtung dieser einzigen Frau mit dem Bericht, welchen Bettina von Arnim in einem Briefe an Goethe über ihren Tod giebt: „Im September wurde mir ins Rheingau geschrieben, die Mutter sei nicht wohl. Ich beeilte meine Rückkehr; mein erster Gang war zu ihr. Der Arzt war gerade bei ihr; sie sah sehr ernst aus. Als er weg war, reichte sie mir lächelnd das Rezept hin und sagte: „Da lies, welche Vorbedeutung mag das haben? Ein Umschlag von Wein, Myrrhen, Öl und Lorbeerblättern, um meine Knie zu stärken, das mich seit diesem Sommer anfing zu schmerzen, und endlich hat sich Wasser unter der Narbe*) gesammelt.

*) Es war die Narbe über der Wunde, welche sie sich als Mädchen zugezogen hatte, als sie bei der Abreise des Kaisers Karls VII in ihrem Zimmer niedergefallen war. — Es möge hier zugleich bemerkt werden, daß die Berichte Bettinas über die Vorgänge zwischen ihr und der Mutter Goethes mit einiger Vorsicht zu benützen sind, weil dieselben alle in die glänzenden Farben der glühenden und leidenschaftlichen Phantasie jenes sonderbaren Wesens gekleidet sind. Aber, daß Frau Aja mit großer Liebe an dem liebenswürdigen Geschöpf hing, steht fest und geht schon aus einem Briefe hervor, welche die sechsundsiebenzig Jahre alte Frau an die-

Du wirst aber sehen, es wird nichts helfen, mit diesen kaiserlichen Spezialien von Lorbeer, Wein und Öl, womit die Kaiser bei der Krönung gesalbt werden. Ich sehe das schon kommen, daß das Wasser sich nach dem Herzen ziehen wird und da wird es gleich aus sein.“ Sie sagte mir Lebewohl und sie wollte mir sagen lassen, wenn ich wieder kommen solle. Ein paar Tage darauf ließ sie mich rufen; sie lag zu Bette. Sie sagte: „Heute liege ich wieder zu Bett, wie damals, als ich kaum sechzehn Jahre alt war, an derselben Wunde.“ Ich lachte mit ihr hierüber und sagte ihr scherzweise viel, was sie rührte und erfreute. Da sah sie mich noch einmal recht feurig an, drückte mir die Hand und sagte: „Du bist so recht geeignet, um mich in dieser Leidenszeit aufrecht zu erhalten, denn ich weiß wohl, daß es mit mir zu Ende geht.“ Sie sprach noch ein paar Worte von dir und daß ich nicht aufhören sollte, dich zu lieben; und ihrem Enkel solle ich zu Weihnachten noch einmal die gewohnten Zuckerwerke in ihrem Namen senden. Zwei Tage darauf, am Abend, wo ein Konzert in ihrer Nähe gegeben wurde, sagte sie: „Nun will ich im Einschlafen an die Musik denken, die mich bald im Himmel empfangen wird.“ Sie ließ sich auch noch Haare abschneiden und sagte, man solle sie mir nach ihrem Tode geben, nebst einem Familienbild, worauf sie mit deinem Vater, deiner Schwester und dir als Schäfer gekleidet, in anmutiger Gegend abgemalt ist. Am andern Morgen war sie nicht mehr, sie war nächtlich hinübergeschlummert.“

---

selbe am 14. März 1807 geschrieben hat: „Ich habe mir meine Feder frisch abknipsen lassen und das vertrocknete Dintenfaß bis oben vollgegossen, und, weil es denn heute so abscheulich Wetter ist, so sollst du auch gleich eine Antwort haben. Liebe Bettina, ich vermisse dich sehr in der bösen Winterzeit; wie bist du doch im vorigen Jahre so vergnügt dahergesprungen kommen! Wenn's kreuz und quer schneite, da wußt' ich, das war so ein recht Wetter für dich, ich brauchte nicht lange zu warten, so warst du da. Jetzt guck' ich auch immer noch aus alter Gewohnheit nach der Ecke der Katharinenpforte, aber du kommst nicht, und weil ich das ganz gewiß weiß, so kümmert's mich. Es kommen Visiten genug, das sind aber nur so Leutevisiten, mit denen ich nichts schwätzen kann.“

Zweites Kapitel.

Goethes Schwester Kornelia.

Neben seiner Mutter hat von den weiblichen Wesen, mit denen der Knabe und der Jüngling verkehrte, seine Schwester Kornelia nach seinem eigenen Geständnis den größten Einfluß auf ihn ausgeübt. Sie stand mit dem Bruder, welcher, da sie am 7. September 1740 geboren ist, nur ein Jahr älter war, als sie, im innigsten und traulichsten Verhältnis. In „Wahrheit und Dichtung" schildert er die so verschiedene Art und Weise des Vaters und der Mutter und das dadurch geförderte enge Aneinanderschließen der beiden Geschwister mit so meisterhafter Charakteristik dieses eigentümlichen Wesens, welches bei allem Vertrauen, aller Achtung und Liebe, die sie bei ihren Freundinnen fand, doch mehr abstoßend als anziehend wirkte, daß dieses Bild bei einer Darstellung der Goetheschen Frauengestalten nicht fehlen darf. Goethe schreibt in seiner Selbstbiographie: „Von halb lebenslustigen, halb künstlerischen Streifpartieen, welche sich in kurzer Zeit vollbringen ließen, ward ich jedoch wieder nach Hause gezogen, und zwar durch einen Magnet, der von jeher stark auf mich einwirkte; es war meine Schwester. Sie war ein Jahr jünger, als ich, hatte mein ganzes bewußtes Leben mit mir herangelebt und sich dadurch mit mir aufs innigste verbunden.*) Zu diesen

*) Zahlreiche, teils ernste, teils recht komische Scenen sind uns von Goethe selbst aus diesem Zusammenleben der Geschwister überliefert, von denen eine der ergötzlichsten wir hier wiedergeben wollen. Ein hervorragender Zug in beiden Geschwistern war schon in früher Jugend die Liebe zur Poesie. Zwar äußerte sich dieselbe nur bei dem Bruder produktiv, wenigstens ist uns kein dichterisches Erzeugnis Korneliens bekannt geworden, aber ihr Einfluß auf seine dichterische Entwicklung war ein sehr bedeutender; sie nahm die Märchen und Schauspiele, welche er schon in früher Jugend schuf, mit inniger, ermunternder Teilnahme entgegen, trieb ihn immer zu neuem Arbeiten an und mag ihm auch manche Anregung gegeben haben, welche erst in späteren Zeiten für seine dichterische Thätigkeit fruchtbar geworden ist. Trotzdem nun der Vater auch eine lebhafte

natürlichen Anlässen gesellte sich noch ein aus unserer häuslichen Lage hervorragender Drang; ein zwar liebevoller und wohlgesinnter, aber ernster Vater, der, weil er innerlich ein sehr gutes Gemüt

---

Teilnahme an der Poesie fühlte, so sollte doch auch hier, wie in manchen anderen Dingen, ein lebhafter Gegensatz zwischen der Neigung und Stimmung des Vaters und der Kinder hervortreten, welcher auch einmal zu einem Konflikt führte, der aber mehr heiterer Natur war. Der Vater verwarf alle dichterischen Erzeugnisse, welche nicht gereimt waren, er liebte also Hagedorn, Gellert und ähnliche Dichter, welche er gerne von seinen Kindern gelesen sah, aber er verwarf Klopstock mit seinen Hexametern ohne Reim und untersagte strenge das Lesen desselben. Natürlich hatte dieses Verbot die gewöhnliche Folge, und die Kinder verschlangen die Messiade mit glühender Begeisterung, nachdem ein Hausfreund, selbst ein begeisterter Verehrer des Dichters, das Gedicht heimlich in das Haus gebracht hatte. Hören wir Goethe selbst im zweiten Buch von Wahrheit und Dichtung: „Die Mutter hielt das Buch heimlich und wir Geschwister bemächtigten uns desselben, wann wir konnten, um in Freistunden, in irgend einem Winkel verborgen, die auffallendsten Stellen auswendig zu lernen und besonders die zartesten und heftigsten so geschwind als möglich ins Gedächtnis zu fassen. Portias Traum recitierten wir um die Wette, und in das wilde verzweifelnde Gespräch zwischen Satan und Adramalech, welche ins rote Meer gestürzt werden, hatten wir uns geteilt. Die erste Rolle als die gewaltsamste war auf mein Teil gekommen, die andere, um ein weniger kläglicher, übernahm meine Schwester. Die wechselseitigen, zwar gräßlichen, aber doch wohlklingenden Verwünschungen flossen nur so vom Munde, und wir ergriffen jede Gelegenheit, uns mit diesen höllischen Redensarten zu begrüßen. Es war ein Samstagsabend im Winter — der Vater ließ sich immer bei Licht rasieren, um Sonntags früh sich zur Kirche bequemlich anziehen zu können — wir saßen auf einem Schemel hinter dem Ofen und murmelten, während der Barbier einseifte, unsere herkömmlichen Flüche ziemlich leise. Nun hatte aber Adramalech den Satan mit eisernen Händen zu fassen, meine Schwester packte mich gewaltig an, und recitierte, zwar leise genug, aber doch mit steigender Leidenschaft:

Hilf mir! ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderst,
Ungeheuer, dich an! Verworfener, schwarzer Verbrecher,
Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes! —
Vormals konnt' ich mit heißem, mit grimmigem Hasse dich hassen!
Jetzt vermag ich's nicht mehr! Auch dies ist stechender Jammer!

hegte, äußerlich mit unglaublicher Konsequenz eine eherne Strenge vorbildete, damit er zu dem Zwecke gelangen möchte, seinen Kindern die beste Erziehung zu geben, sein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten; dagegen eine Mutter, fast noch Kind, welche erst mit und in ihren beiden Ältesten zum Bewußtsein heranwuchs; diese drei, wie sie die Welt mit gesundem Blicke gewahr wurden, lebensfähig und nach gegenwärtigem Genuß verlangend. Ein solcher in der Familie schwebender Widerstreit vermehrte sich mit den Jahren. Der Vater verfolgte seine Absicht unerschüttert und ununterbrochen; Mutter und Kinder konnten ihre Gefühle, ihre Anforderungen, ihre Wünsche nicht aufgeben. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß Schwester und Bruder sich fest aneinander schlossen und sich zur Mutter hielten, um die im ganzen versagten Freuden wenigstens einzeln zu erhaschen. Da aber die Stunden der Eingezogenheit und Mühe sehr lang und weit waren gegen die Augenblicke der Erholung und des Vergnügens, besonders für meine Schwester, die das Haus niemals auf so lange Zeit als ich verlassen konnte, so ward ihr Bedürfnis, sich mit mir zu unterhalten, noch durch die Sehnsucht geschärft, mit der sie mich in die Ferne begleitete. Und so wie in den ersten Jahren Spiel und Lernen, Wachstum und Bildung den Geschwistern völlig gemeinsam war, so daß sie sich wohl für Zwillinge halten konnten, so blieb auch unter ihnen diese Gemeinschaft, dieses Vertrauen bei Entwicklung physischer und moralischer Kräfte. Jenes Interesse der Jugend, jenes Erstaunen beim Erwachen sinnlicher Triebe, die sich in geistige Formen, geistiger Bedürfnisse, die sich in sinnliche Gestalten ein-

---

Bisher war alles leiblich gegangen; aber laut, mit fürchterlicher Stimme, rief sie die folgenden Worte: „O wie bin ich zermalmt!" Der gute Chirurgus erschrak und goß dem Vater das Seifenbecken in die Brust. Da gab es einen großen Aufstand und eine strenge Untersuchung wurde gehalten, besonders in Betracht des Unglücks, das hätte entstehen können, wenn man schon im Rasieren begriffen gewesen wäre. Um allen Verdacht des Mutwillens von uns abzulehnen, bekannten wir uns zu unsern teuflischen Rollen, und das Unglück, das die Hexameter angerichtet hatten, war zu offenbar, als daß man sie nicht aufs neue hätte verrufen und verbannen sollen."

kleiden, alle Betrachtungen darüber, die uns eher verdüstern als aufklären, wie ein Nebel das Thal, woraus er sich hervorheben will, zudeckt und nicht erhellt, manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entspringen, teilten und bestanden die Geschwister Hand in Hand und wurden über ihre seltsamen Zustände um desto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft sie, indem sie sich einander mehr nähern, ins Klare treten wollten, nur immer gewaltiger auseinander hielt. Da ich dieses geliebte, unbegreifliche Wesen nur zu bald verlor, fühlte ich genugsamen Anlaß, mir ihren Wert zu vergegenwärtigen, und so entstand bei mir der Begriff eines dichterischen Ganzen, in welchem es möglich gewesen wäre, ihre Individualität darzustellen. — Aber von diesem schönen und frommen Vorsatz zog mich, wie von so vielen anderen, der Tumult der Welt zurück, und nun bleibt mir nichts übrig, als den Schatten jenes seligen Geistes mir, wie durch Hilfe eines magischen Spiegels, auf einen Augenblick hervorzurufen.

Sie war groß, wohl und zart gebaut und hatte etwas natürlich würdiges in ihrem Betragen, das in einer angenehmen Weichheit verschmolz. Die Züge ihres Gesichts, weder bedeutend, noch schön, sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war, noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die schönsten, die ich jemals sah, aber die tiefsten, hinter denen man am meisten erwartete, und wenn sie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten ohne gleichen, und doch war dieser Ausdruck eigentlich nicht zärtlich, wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas sehnsüchtiges und verlangendes mit sich führt; dieser Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er schien nur geben zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen. Was ihr Gesicht aber ganz eigentlich entstellte, so daß sie manchmal wirklich häßlich aussehen konnte, war die Mode jener Zeit, welche nicht allein die Stirne entblößte, sondern auch alles that, um sie scheinbar oder wirklich, zufällig oder vorsätzlich zu vergrößern. Da sie nun die weiblichste, reingewölbteste Stirn hatte und dabei ein Paar starke schwarze Augenbraunen und vorliegende Augen, so entstand aus diesen Verhältnissen ein Kontrast, der einen jeden Fremden für den ersten Augenblick an wo nicht abstieß, doch wenigstens nicht anzog.

Sie empfand es früh und dies Gefühl ward immer peinlicher, je mehr sie in die Jahre trat, wo beide Geschlechter eine unschuldige Freude empfinden, sich wechselseitig angenehm zu werden. Niemandem kann seine eigene Gestalt zuwider sein, der Häßlichste wie der Schönste hat das Recht, sich seiner Gegenwart zu freuen; und da das Wohlwollen verschönt und sich jedermann mit Wohlwollen im Spiegel besieht, so kann man behaupten, daß jeder sich auch mit Wohlwollen erblicken müsse, selbst wenn er sich dagegen sträuben wollte. Meine Schwester hatte jedoch eine so entschiedene Anlage zum Verstand, daß sie hier unmöglich blind und albern sein konnte; sie wußte vielmehr vielleicht deutlicher als billig, daß sie hinter ihren Gespielinnen an äußerer Schönheit sehr weit zurückstehe, ohne zu ihrem Troste zu fühlen, daß sie ihnen an inneren Vorzügen unendlich überlegen sei.

Kann ein Frauenzimmer für den Mangel an Schönheit entschädigt werden, so war sie es reichlich durch das unbegrenzte Vertrauen, die Achtung und Liebe, welche sämtliche Freundinnen zu ihr trugen, sie mochten älter oder jünger sein, alle hegten die gleichen Empfindungen. Eine sehr angenehme Gesellschaft hatte sich um sie versammelt, es fehlte nicht an jungen Männern, die sich einzuschleichen wußten; fast jedes Mädchen fand einen Freund, nur sie war ohne Hälfte geblieben. Freilich, wenn ihr Äußeres einigermaßen abstoßend war, so wirkte das Innere, das hindurchblickte, mehr ablehnend als anziehend; denn die Gegenwart einer jeden Würde weist den andern auf sich selbst zurück. Sie fühlte es lebhaft, sie verbarg mir's nicht, und ihre Neigung wendete sich desto kräftiger zu mir. Der Fall war eigen genug. So wie Vertraute, denen man ein Liebesverständnis offenbart, durch aufrichtige Teilnahme wirklich Mitliebende werden, ja zu Rivalen heranwachsen und die Neigung zuletzt wohl auf sich selbst hinziehen, so war es mit uns Geschwistern; denn indem mein Verhältnis zu Gretchen zerriß, tröstete mich meine Schwester um desto ernstlicher, als sie heimlich die Zufriedenheit empfand, eine Nebenbuhlerin losgeworden zu sein, und sie mußte auch mit einer stillen Halbschadenfreude empfinden, wenn sie mir Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß ich der einzige sei, der sie wahrhaft liebe, sie kenne und sie verehre. Wenn sich nun bei mir von Zeit

zu Zeit der Schmerz über Gretchens Verlust erneuerte und ich aus dem Stegreife zu weinen, zu klagen und mich ungeberdig zu stellen anfing, so erregte meine Verzweiflung über das Verlorene bei ihr eine gleichfalls verzweifelnde Ungeduld über das Niebesessene, Mißlungene und Vorübergestrichene solcher jugendlicher Neigungen, daß wir uns beide grenzenlos unglücklich hielten, und um so mehr, als in diesem seltsamen Falle die Vertrauten sich nicht in Liebende verwandeln konnten. Glücklicherweise mischte sich jedoch der wunderliche Liebesgott, der ohne Not so viel Unheil anrichtet, hier einmal wohlthätig mit ein, um uns aus aller Verlegenheit zu ziehen. Mit einem jungen Engländer, der sich in der Pfeil'schen Pension bildete, hatte ich viel Verkehr. Er konnte von seiner Sprache gute Rechenschaft geben, ich übte sie mit ihm und erfuhr dabei manches von seinem Lande und Volke. Er ging lange genug bei uns aus und ein, ohne daß ich eine Neigung zu meiner Schwester an ihm bemerkte, doch mochte er sie im Stillen bis zur Leidenschaft genährt haben, denn endlich erklärte sich's unversehens und auf einmal. Sie kannte ihn, sie schätzte ihn und er verdiente es. Sie war oft bei unseren englischen Unterhaltungen die dritte gewesen, wir hatten aus seinem Munde uns beide die Wunderlichkeiten der englischen Aussprache anzueignen gesucht und uns dadurch nicht nur das besondere ihres Tones und Klanges, sondern sogar das besonderste der persönlichsten Eigenheiten unseres Lehrers angewöhnt, so daß es zuletzt seltsam genug klang, wenn wir zusammen wie aus einem Munde zu reden schienen. Seine Bemühung, von uns auf gleiche Weise so viel vom Deutschen zu lernen, wollte nicht gelingen, und ich glaube bemerkt zu haben, daß auch jener kleine Liebeshandel sowohl schriftlich als mündlich in englischer Sprache durchgeführt wurde. Beide junge Personen schickten sich recht gut für einander; er war groß und wohlgebaut, wie sie, nur noch schlanker; sein Gesicht, klein und eng beisammen, hätte wirklich hübsch sein können, wäre es durch die Blattern nicht allzusehr entstellt gewesen; sein Betragen war ruhig, bestimmt, man durfte es wohl manchmal trocken und kalt nennen; aber sein Herz war voll Güte und Liebe, seine Seele voll Edelmut und seine Neigungen so dauernd, als entschieden und gelassen. Nun zeichnete sich dieses ernste Paar, das

sich erst neuerlich zusammengefunden hatte, unter den anderen ganz eigen aus, die schon mehr mit einander bekannt, von leichteren Charakteren, sorglos wegen der Zukunft, sich in jenen Verhältnissen leichtsinnig herumtrieben, die gewöhnlich nur als fruchtloses Vorspiel künftiger ernster Verbindungen vorübergehen und sehr selten eine dauernde Folge auf das Leben bewirken.“ Auch dieses Verhältnis sollte trotz des von Goethe hervorgehobenen Unterschiedes von denjenigen der anderen von ihm als leichtsinnig bezeichneten nicht zu einer dauernden Verbindung für das Leben führen, denn, als Goethes Eltern von der Sache erfuhren, wurde dem ganzen Liebeshandel bald ein Ende gemacht. Kornelia war zu einem anderen Schicksal bestimmt. Schmerzlich empfand sie die Trennung von dem Bruder, als derselbe 1765 nach Leipzig ging, um Jurisprudenz zu studieren und begierig benutzte sie die Gelegenheit, als sie die Bekanntschaft einer jungen Leipzigerin machte, welche sich bei Verwandten in Frankfurt aufhielt, sich von Leipzig und den dortigen Verhältnissen zu unterhalten. Der Briefwechsel, welchen sie nach der Entfernung der Freundin mit dieser pflegte, giebt keine tiefer gehenden Aufschlüsse über die Vorgänge in Korneliens Gemüt, sondern enthält fast nur ziemlich gleichgültige Dinge; wie ein roter Faden zieht sich die Unzufriedenheit mit dem langweiligen und einförmigen Leben in Frankfurt hindurch. Auch empfangen wir den Eindruck, als ob Goethe mit seiner Behauptung, Kornelia habe die Liebe und das Vertrauen aller ihrer Freundinnen genossen, in seiner Parteilichkeit für seine Schwester ein wenig zu weit gegangen ist; wenigstens ersehen wir aus ihren Aufzeichnungen, daß sie zu keiner ihrer Freundinnen wirklich in einem innigen, vertrauten Verhältnis gestanden ist. In der Zeit, welche zwischen dem Leipziger und dem Straßburger Aufenthalt Goethes lag und in welcher er in Folge der gefährlichen Krankheit, die er in Leipzig durchgemacht hatte, noch sehr leidend war, hat Kornelia ihn mit aufopfernder Sorgfalt gepflegt und als er nach der Trennung von Friederike mit wundem Herzen und, setzen wir hinzu, mit krankem Gewissen wieder nach Frankfurt zurückkehrte, scheint sich ihr Verhältnis noch inniger gestaltet zu haben, was sich sogar in einem unmittelbaren Einfluß auf seine dichterische Thätigkeit äußerte, da es unzweifelhaft feststeht,

daß er in ganz besonderem Maße von der Schwester zur Ausführung des Götz von Berlichingen angetrieben worden ist. Aufs äußerste war Goethe überrascht, als er erfuhr, daß sich Kornelia mit seinem Landsmann und Genossen aus Leipzig, Johann Georg Schlosser, ohne ihn um Rat zu fragen, verlobt habe. Man kann sogar noch in dem Bericht, welchen der alte Mann nach so vielen Jahren in seiner Selbstbiographie von der Sache giebt, einen förmlichen Ausbruch von Eifersucht nicht verkennen, wenn Goethe schreibt: „Diese Erklärung machte mich einigermaßen betroffen, ob ich sie gleich in meiner Schwester Briefen schon längst hätte finden sollen; aber wir gehen leicht über das hinweg, was die gute Meinung, die wir von uns selbst haben, verletzen könnte. Doch ich mußte mich nun wohl darein ergeben und meinem Freunde sein Glück gönnen, indem ich mir jedoch heimlich mit Wohlgefallen zu sagen nicht unterließ, daß, wenn der Bruder nicht abwesend gewesen wäre, es mit dem Freunde nicht so weit hätte gedeihen können." — Man wird hier unwillkürlich an „die Geschwister" von Goethe erinnert und man kommt beinahe auf den Gedanken, daß der Dichter damals in einer Seelenstimmung war, welche ihm eine Entdeckung, wie sie Wilhelm in jenem Stücke Mariannen macht, daß sie nicht seine Schwester ist, nicht als unwillkommen hätte erscheinen lassen. Jedenfalls spiegelt sich in dem innigen Verhältnis der beiden, solange Marianne sich noch für Wilhelms Schwester hält, die traulichen Beziehungen zwischen Goethe und seiner eigenen Schwester deutlich ab, so daß wir auch hier wieder die engen Wechselbeziehungen zwischen dem von Goethe Erlebten und dem von ihm Gedichteten klar hervortreten sehen. Da Schlosser sichere Aussichten hatte, durch eine richterliche Anstellung in Baden ein genügendes Auskommen zu erhalten und ihm Kornelia gefiel, ließ er sich durch ihre anfängliche Ablehnung und durch ihr, wie ihr Bruder sagt „indefinibles Wesen" nicht abschrecken und erhielt endlich zu einer Zeit, da sich die Schwester von dem Bruder während seiner schwärmerischen Neigung zu Charlotte in Wetzlar sehr vernachlässigt und dadurch traurig vereinsamt fühlte, ihr Jawort. Goethe sah wohl voraus, daß aus diesem Ehebündnis für seine Schwester bei ihrer Art und Weise kein Glück erwachsen würde, aber die Sache konnte nicht

mehr gehindert werden, und, nachdem Schlosser zum Oberamtmann in Emmendingen ernannt worden war, wurde die Hochzeit am 1. November 1773 gefeiert. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Goethe, welcher doch alles, was sein Leben mehr als oberflächlich berührte, stets dichterisch gestaltete, dessen Gedichte sozusagen ihrer Mehrzahl nach Gelegenheitsgedichte in höherem Sinne waren, sich von der Vermählung seiner einzigen Schwester auch nicht zu einem Verse begeistert fühlte; wenigstens ist uns nichts derartiges bekannt geworden. Daraus läßt sich doch ohne Zwang schließen, daß der Bruder keine rechte Freude an dieser Verbindung der Schwester gehabt habe.

Das Städtchen, wohin Kornelia ihrem Gatten folgte, war in einer der schönsten Landschaften Süddeutschlands gelegen, und, da sie dort eine sehr behagliche Wohnung erhielt, da ihr Gatte in jeder Beziehung achtungswert und auf ihr Glück bedacht war, so hätte sie, wenn auch Emmendingen kein Frankfurt, wenn auch das Schlossersche Haus kein Goethesches war, bei einer andern Charakteranlage ganz glücklich werden und ihren braven Mann glücklich machen können und eine zeitlang schien es auch ganz gut zu gehen. Goethe schreibt um Weihnachten 1773: „Meine Schwester ist brav. Sie lernt leben und nur bei verwickelten, mißlichen Fällen erkennt der Mensch, was in ihm steckt. Es geht ihr wohl, und Schlosser ist der beste Ehemann, wie er der zärtlichste und unverrückteste Liebhaber war.“ Aber das befriedigende Verhältnis dauerte nicht lange. Die Entwicklung, welche Kornelia in ihrer Jugend genommen hatte, ja, nehmen mußte, ist verhängnisvoll für sie geworden. In ihrer frühen Jugend waren ihr von der Welt, nach welcher sie sich heiß sehnte, nur die phantastischen Erzählungen ihrer Mutter bekannt geworden und dadurch hatte ihr Geist und ihr Gemüt eine krankhafte Einseitigkeit angenommen, welche zu überwinden sie nicht wie der Bruder durch die Kämpfe des Lebens gestählt wurde. Sie hatte nie in dem frohen Genusse einer schönen Gegenwart gelebt, ihre Sehnsucht, ihre Träume schweiften in die Ferne zu dem sich munter in der Welt umhertreibenden Bruder, in die unbestimmt vor ihr liegende Zukunft. Da nun ihre Zukunft durch ihre Verheiratung endgültig abgeschlossen war und dieselbe ihrer Phantasie keine Nahrung mehr bot, kehrte sich ihre Sehnsucht wieder zur

Vergangenheit zurück, wo sie Dinge verloren zu haben sich beklagte, welche nie wirklich in ihrem Besitze gewesen waren. Außerdem fehlte ihr jene Eigenschaft, welche zu einem ruhigen Glücke eine der unentbehrlichsten ist, die Fähigkeit, sich in die nun einmal gegebenen Zustände zu finden. So kam sie bald dazu, in ihrem Gatten nur den trockenen, kalten, verschlossenen Beamten zu sehen, welcher, himmelweit von aller Poesie entfernt, sie nicht befriedigen konnte, da sie sich keine Mühe gab, seine edlen Eigenschaften, die unter der etwas rauhen Außenseite verborgen lagen, erkennen und schätzen zu lernen. Verstimmt schreibt sie an die Gräfin Auguste von Stolberg: „Wir sind ganz allein, auf dreißig, vierzig Meilen ist kein Mensch zu finden. Meines Mannes Geschäfte erlauben ihm nur sehr wenige Zeit bei mir zuzubringen, und da schleiche ich denn ziemlich langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgends hin als ins Grab taugt. Der Winter ist mir immer unangenehm und beschwerlich; hier macht die schöne Natur unsere einzige Freude aus, und, wenn die schläft, schläft alles.“ So hatte die Natur ihr zu so vielen Gaben des Geistes und des Herzens die Gabe, glücklich zu sein, versagt und sie siechte dahin, wie eine Blume, welche aus dem ihr passenden Boden in einen fremden und für sie unpassenden Boden versetzt worden ist. Die Nachricht von ihrem am 7. Juni 1777 erfolgten Tode ereilte Goethe in einem Augenblicke, in welchem der Rausch des bewegten Weimarer Lebens auf der höchsten Höhe stand und als er sich mit Recht bittere Vorwürfe machte, daß er in dem wilden Strome desselben die Seinigen in der letzten Zeit unverantwortlich vernachlässigt hatte, fühlte er sich dadurch nur um so schmerzlicher von der Trauerbotschaft getroffen. Er schreibt dann an seine Mutter: „Ich kann Ihnen nichts sagen, als daß mir der Tod der Schwester nur desto schmerzlicher ist, als er mich in so glücklichen Zeiten überrascht, wo das Glück sich gegen mich immer gleich bezeigt. Ich kann nur menschlich fühlen und überlasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden läßt. Leben Sie glücklich; sorgen Sie für des Vaters Gesundheit; wir sind nur einmal so beisammen.“

———

Drittes Kapitel.

Gretchen.

Wir haben jetzt die beiden weiblichen Wesen betrachtet, welche im Kreise der Familie einen so tiefgehenden Einfluß auf den zukünftigen Dichter ausübten. Jetzt tritt uns die erste jener so mannigfaltigen Frauengestalten entgegen, mit welcher er von früher Jugend an in mehr oder weniger leidenschaftliche Beziehungen getreten ist, und welche kürzere oder längere Zeit seinen Geist und sein Herz beherrscht haben. Dieses Mädchen, welches den fast noch im Knabenalter befindlichen, aber schon leidenschaftlich glühend empfindenden Jüngling zuerst die idealen Freuden und die tiefen Leiden der Liebe fühlen lehrte, stand vollständig außerhalb des Lebenskreises, in welchem er sich zu bewegen gewohnt und bestimmt war. Sie war von niederer Geburt, ohne jede höhere Bildung, von ärmlichen, ja zweideutigen Verhältnissen umgeben, aber das Bild, welches er in seiner Selbstbiographie von ihr entwirft, zeigt uns ein so holdes, liebenswürdiges, inmitten einer sehr zweifelhaften Umgebung die reine Unschuld ihrer Seele keusch behauptendes Wesen, daß wir es ganz natürlich finden, wenn er jenes liebliche Kind, das eine der herrlichsten Offenbarungen seines dichterischen Genius ist, jenes unschuldige Opfer eines holden Wahns, in wehmütiger Erinnerung an diese Blume, welche er gleichsam im Schmutz gefunden, und welche wie ein süß dahinschwindender Traum durch seine Jugend schwebt, mit ihrem Namen Gretchen genannt hat.

Goethe hatte die Bekanntschaft einiger jungen Leute gemacht, welche fast einem niedern Stande angehörten und durch verschiedenartige Hantierungen sich forthalfen. Die Gesellschaft kam mehrfach des Abends zusammen, um sich innerhalb der engen Grenzen ihrer Mittel zu belustigen. Sie veranlaßten Goethe eines Tages, ihnen einen Liebesbrief in Versen zu schreiben, in welchem ein junges Mädchen einem jungen Manne seine Liebe erklärte, um damit einen ihrer Bekannten anzuführen. Dieser ging so weit in die Falle,

daß er, um eine poetische Antwort zu erlangen, welche er selbst nicht verfassen konnte, sich an dieselben Leute wandte, welche ihm den Schabernack spielten. Diese baten Goethe, nun auch das Spiel fortzusetzen und auch die Antwort zu dichten. Der Jüngling erfüllte die Bitte und sein Verkehr mit den jungen Leuten wurde immer lebhafter. In der Wohnung eines derselben lernte er bei einer solchen Zusammenkunft Gretchen kennen, jenes Mädchen, welches einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, und von welchem er dann in so gewaltsamer und schmerzlicher Weise losgerissen wurde. Als die Kameraden in dem Zimmer ankamen, wo die Zusammenkunft gehalten werden sollte, fanden sie den Tisch schon gedeckt und reichlichen Wein aufgetragen. Als dieser aber dennoch nicht ausreichte und einer der Anwesenden nach der Dienstmagd rief, trat ein Mädchen herein, „von ungemeiner, und, wenn man sie in ihrer Umgebung sah, von unglaublicher Schönheit“ und erklärte sich bereit, ihnen statt der erkrankten Magd neuen Wein von dem über der Straße wohnenden Schenkwirt zu holen. Goethe sagt, indem er sie beschreibt: „Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmutig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen, und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen, treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurde. Sie setzte sich, nachdem sie den Wein geholt hatte, zu der Gesellschaft, aber zu Goethes lebhaftem Bedauern nicht neben ihn und nur auf kurze Zeit, indem sie, ehe sie hinausging, zum baldigen Aufbruch mahnte, da die Mutter eben zu Bette gehen wollte. Dieses Mädchen machte auf Goethe einen tieferen Eindruck, als irgend ein weibliches Wesen bis jetzt imstande gewesen war. Er suchte sie während des sonntäglichen Gottesdienstes in der Kirche, aber er wagte nicht, sie auf dem Heimwege anzureden, begnügte sich damit, sie während der langen Predigt bewundernd anzusehen und war glückselig, wenn sie ihn auf der Straße erkannte und freundlich grüßte. Es sollte ihm jedoch bald die Gelegenheit geboten werden, sich dem Mädchen wieder zu nähern, und zwar durch die Fortsetzung des schon erzählten Spasses mit dem

von Goethe geschriebenen Liebesbrief. Der junge Mann, für welchen dieser in seinem Namen geschrieben worden war, sollte nun glauben, derselbe sei wirklich an die betreffende Dame abgegeben worden und daher sollte er die von ihm mit der lebhaftesten Spannung erwartete Antwort erhalten. Die mutwillige Gesellschaft ließ Goethe bitten, auch diese Antwort zu verfassen und sich recht viele Mühe zu geben, damit dieselbe recht fein und zierlich ausfalle, und er willigte gerne ein, in der Hoffnung, dadurch eine Gelegenheit zu finden, wieder mit dem Mädchen zusammenzutreffen, dessen Bild ihn auf jedem Schritt und Tritt begleitete.

Die Art und Weise, wie Goethe sich der ihm gestellten Aufgabe entledigte, ist sehr charakteristisch und zeigt, daß die Gewohnheit und das Bedürfnis, bei allem, was er dichterisch hervorbrachte, eine ganz bestimmte Anschauung, ein ganz bestimmtes Verhältnis zu Grunde zu legen, seine Dichtung gleichsam aus seinem Leben herauszuholen und nur das, was er selbst erlebt hat, dichterisch zu behandeln, schon früh bei dem die ersten schüchternen Flüge wagenden Jüngling oder vielmehr Knaben Wurzel geschlagen hatten. „Ich machte mich sogleich ans Werk, erzählt er, und dachte mir nun alles, was mir höchst wohlgefällig sein würde, wenn Gretchen es mir schriebe. Ich glaubte alles so aus ihrer Gestalt, ihrem Wesen, ihrer Art, ihrem Sinn herausgeschrieben zu haben, daß ich mich des Wunsches nicht enthalten konnte, es möchte wirklich so sein und mich in Entzückung verlor, nur zu denken, daß etwas ähnliches von ihr an mich könnte gerichtet werden." Als er das vollendete Gedicht brachte, fand er neben Gretchen, welche spinnend am Fenster saß, nur einen von der lustigen Gesellschaft zu Hause, auf dessen Wunsch er sein Werk vorlas, und zwar mit um so mehr Rührung und Bewegung, da er, während er las, eine gewisse Unruhe in ihrem Wesen und eine leichte Röte auf ihren Wangen zu bemerken glaubte. Obschon der Vetter das von Goethe Gedichtete außerordentlich lobte, wünschte er doch, einige Änderungen daran vorgenommen zu sehen, weil der Verfasser manche Stellen desselben mehr auf Gretchens Verhältnisse berechnet hatte, als auf die jener in guten Umständen lebenden und in der Stadt bekannten und angesehenen Dame, als von welcher ausgehend der Brief aus-

gegeben werden sollte. Nachdem sich der junge Mensch entfernt hatte, versuchte Goethe, jetzt mit Gretchen allein, die gewünschten Änderungen an seinem Werke vorzunehmen. Aber trotz aller Mühe brachte er nichts zu Stande und rief endlich ungeduldig aus: „Es will nicht gehen!“ Ich erzähle die ebenso liebliche wie charakteristische Scene mit Goethes eigenen Worten weiter: „Desto besser, sagte das liebe Mädchen mit einem gesetzten Tone, ich wünschte, es ginge gar nicht. Sie sollten sich mit solchen Händeln nicht befassen!“

Sie stand vom Spinnrocken auf, und zu mir an den Tisch tretend, hielt sie mir mit viel Verstand und Freundlichkeit eine Strafpredigt. „Die Sache scheint ein unschuldiger Scherz; es ist ein Scherz, aber nicht unschuldig. Ich habe schon mehrere Fälle erlebt, wo unsere jungen Leute wegen eines solchen Frevels in große Verlegenheit kamen.“ — Was soll ich aber thun? versetzte ich; der Brief ist geschrieben und sie verlassen sich drauf, daß ich ihn umändern werde. — „Glauben Sie mir,“ versetzte sie, „und ändern Sie ihn nicht um; ja, nehmen Sie ihn zurück, stecken Sie ihn ein, gehen Sie fort und suchen die Sache durch Ihren Freund ins Gleiche zu bringen. Ich will auch ein Wörtchen mit dreinreden; denn, sehen Sie, so ein armes Mädchen, als ich bin, und abhängig von diesen Verwandten, die zwar nichts böses thun, aber doch um der Lust und des Gewinns willen manches Waghalsige vornehmen, ich habe widerstanden und den ersten Brief nicht abgeschrieben, wie man von mir verlangte; sie haben ihn mit verstellter Hand kopiert, und so mögen sie auch, wenn es nicht anders ist, mit diesem thun. Und Sie, ein junger Mann aus gutem Hause, wohlhabend, unabhängig, warum wollen Sie sich zum Werkzeug in einer Sache gebrauchen lassen, aus der gewiß nichts gutes und vielleicht manches unangenehme für Sie entspringen kann?“ — Ich war glücklich, sie in einer Folge reden zu hören, denn sonst gab sie nur wenige Worte in das Gespräch. Meine Neigung wuchs unglaublich, ich war nicht Herr von mir selbst und erwiderte: Ich bin so unabhängig nicht, als Sie glauben, und was hilft mir wohlhabend zu sein, da mir das Köstlichste fehlt, was ich wünschen dürfte? Sie hatte mein Concept der poetischen Epistel vor sich hingezogen und las es halblaut, gar hold und anmutig. „Das ist

recht hübsch," sagte sie, indem sie bei einer Art naiver Pointe innehielt, „nur schade, daß es nicht zu einem wahren Gebrauch bestimmt ist." — Das wäre freilich sehr wünschenswert, rief ich aus, wie glücklich müßte der sein, der von einem Mädchen, das er unendlich liebt, eine solche Versicherung ihrer Neigung erhielte! — „Es gehört freilich viel dazu," versetzte sie, „und doch wird manches möglich." — Zum Beispiel, wenn jemand, der Sie kennt, schätzt, verehrt, Ihnen ein solches Blatt vorlegte und Sie recht dringend, recht freundlich und herzlich bäte, was würden Sie thun? — Ich schob ihr das Blatt näher hin, das sie schon wieder mir zugeschoben hatte. Sie lächelte, besann sich einen Augenblick, nahm die Feder und unterschrieb. Ich kannte mich nicht vor Entzücken, sprang auf und wollte sie umarmen. — „Nicht küssen!" sagte sie, „das ist so was gemeines, aber lieben, wenn's möglich ist." — Ich hatte das Blatt zu mir genommen und eingesteckt. Niemand soll es erhalten, sagte ich, und die Sache ist abgethan! Sie haben mich gerettet. — „Nun vollenden Sie die Rettung, und eilen fort, ehe die anderen kommen und Sie in Pein und Verlegenheit gelangen." Ich konnte mich nicht von ihr losreißen; sie aber bat mich so freundlich, indem sie mit beiden Händen meine Rechte nahm und liebevoll drückte. Die Thränen waren bei mir nicht weit; ich glaubte ihre Augen feucht zu sehen; ich drückte mein Gesicht auf ihre Hände und eilte fort. In meinem Leben hatte ich mich nicht in einer solchen Verwirrung befunden."

Aber trotzdem das in einer niederen Lebenssphäre geborene, aber zart und fein fühlende Mädchen ihn in dieser Weise durch ihr vernünftiges Einschreiten vor einem Streiche bewahrt hatte, welcher ihn in seinen weiteren Folgen in vielfache Unannehmlichkeiten hätte verwickeln können, ließ er sich doch in der Gesellschaft, in welche er geraten war, in Dinge und Handlungen ein, welche nicht für seine Lebensstellung und Erziehung paßten und welche, wenn sie seinen Eltern, besonders seinem strengen, ernsten Vater bekannt wurden, ihm die größten Unannehmlichkeiten zu bereiten geeignet waren. Da seine Freunde ihm Vorwürfe darüber machten, daß er sie mit dem Briefe im Stich gelassen hatte, verlangten sie von ihm, er müßte sie, um seine Schuld wieder gut zu machen, alle bewirten.

Diese Forderung versetzte ihn einerseits in nicht geringe Verlegenheit, weil er, wenn er auch immer für seine eigenen Bedürfnisse ausreichend mit Geld versehen war, doch nicht darauf eingerichtet war, den Wirt einer nicht immer zu mäßigen Gesellschaft zu machen, andererseits war er über dieses Verlangen sehr verwundert, da bis jetzt bei ihren Zusammenkünften jeder immer das, was er selbst brauchte, bezahlt hatte. Aber ihre Antwort zeigte ihm, daß sie es anders verstanden hatten. „Als Ihr," sagte der eine, „die Liebesepistel neulich mitgenommen hattet, sprachen wir die ganze Sache noch einmal durch und machten die Betrachtung, daß wir so ganz umsonst, anderen zum Verdruß und uns zur Gefahr, aus bloßer leidiger Schadenfreude, Euer Talent mißbrauchen, da wir es doch zu unser aller Vorteil benutzen könnten. Seht, ich habe hier eine Bestellung auf ein Hochzeitsgedicht, sowie auf ein Leichencarmen; das zweite muß gleich fertig sein, das erste hat noch acht Tage Zeit. Mögt Ihr sie machen, welches Euch ein leichtes ist, so traktiert Ihr uns zweimal und wir bleiben auf lange Zeit Euer Schuldner." Dieser Vorschlag gefiel Goethe ungemein, da er von früher Jugend an die größte Neigung hatte, solche Gelegenheitsgedichte zu machen und auch etwas Gutes in dieser Art schaffen zu können glaubte. Man teilte ihm die notwendigen Personalien und Familienverhältnisse mit, und am anderen Abend befand er sich mit seinem vollendeten Gedicht wieder in der kleinen Wohnung in der Gegenwart des angebeteten Mädchens. Es war eine eigentümliche Gesellschaft, in welche der geniale Patriciersohn geraten war. „Sie waren nicht eigentlich gemeine, aber doch gewöhnliche Menschen, deren Thätigkeit und Streben, vorwärts zu kommen, übrigens lobenswert erschien.

Ihr Lieblingsgespräch drehte sich um Leute, welche mit nichts angefangen hatten und nun zu großem Reichtum gelangt waren, wovon sie zahlreiche Beispiele anzuführen wußten. Jeder von ihnen hielt sich für berufen und für befähigt, ein außergewöhnliches Glück in der Welt zu machen. Am ernstesten sprach einer von ihnen, welchen Goethe Pylades nennt, diese Zuversicht aus, welcher gestand, daß er sich mit einem leidenschaftlich von ihm geliebten Mädchen verlobt habe und daß er, im Besitz einer schönen Handschrift und mit einiger Kenntnis der neueren Sprachen sein Möglichstes

thun wolle, um sich ein häusliches Glück zu begründen. Nun fing jeder an, auseinanderzusetzen, was er treibe, was er schon erreicht habe, und was er noch zu erreichen denke. Endlich sollte auch Goethe seine Lebensweise erzählen, aber Pylades verlangte, daß er die äußeren Vorteile seiner Lage nicht berücksichtige, daß er lieber ein Märchen erzählen solle, was er thun würde, wenn er wie sie ganz allein auf sich selbst angewiesen wäre, und mit gutem Humor begann er seine erdichtete Lebensgeschichte. Zuvörderst, sagte er, empfehle ich mich euch, daß ihr mir die Kundschaft erhaltet, welche mir zuzuweisen ihr den Anfang gemacht habt. Wenn ihr mir nach und nach den Verdienst der sämtlichen Gelegenheitsgedichte zuwendet, und wir ihn nicht bloß verschmausen, so will ich schon zu etwas kommen. Alsdann müßt ihr mir nicht übel nehmen, wenn ich euch in euer Handwerk pfusche. — Er erzählte ihnen dann vor, was er sich aus ihren Beschäftigungen gemerkt hatte und wozu er sich allenfalls fähig hielt und ersuchte sie, wie sie vorher ihre eigene Erwerbsfähigkeit veranschlagt hatten, ihm jetzt auch zur Berechnung der seinigen zu helfen. — „Gretchen, erzählt Goethe, hatte alles bisherige sehr aufmerksam mit angehört, und zwar in der Stellung, die sie sehr gut kleidete, sie mochte nun zuhören oder sprechen. Sie faßte mit beiden Händen ihre über einander geschlungenen Arme und legte sie auf den Rand des Tisches. So konnte sie lange sitzen, ohne etwas anderes als den Kopf zu bewegen, welches niemals ohne Anlaß oder Bedeutung geschah. Sie hatte manchmal ein Wörtchen mit eingesprochen und über dieses und jenes, wenn wir in unseren Einrichtungen stockten, nachgeholfen; dann war sie aber wieder still und ruhig wie gewöhnlich. Ich ließ sie nicht aus den Augen, und daß ich meinen Plan nicht ohne Bezug auf sie gedacht und ausgesprochen, kann man sich leicht denken, und die Neigung zu ihr gab dem, was ich sagte, einen Anschein von Wahrheit und Möglichkeit, daß ich mich selbst einen Augenblick täuschte, mich so abgesondert und hilflos dachte, wie mein Märchen mich voraussetzte, und mich dabei in der Aussicht, sie zu besitzen, höchst glücklich fühlte.“ — Hier tritt wieder, und darauf kommt es mir bei der ausführlichen Behandlung dieser Scene aus Goethes Jugendleben hauptsächlich an, charakteristisch seine „Lust zu fabulieren“,

sowie die Neigung und Fähigkeit, die ihm augenblicklich sich darbietenden Momente seines Lebens dichterisch zu verwerten, hervor. „Ich machte, schließt er den Bericht, die Schilderung von einer Gattin, wie ich sie wünschte, und es müßte seltsam zugegangen sein, wenn sie nicht Gretchens vollkommenstes Ebenbild gewesen wäre.“

Das geliebte Mädchen zu sehen und mit ihr zusammen zu sein, ward allmählich geradezu eine Lebensbedingung für Goethe, es verstand sich nach und nach von selbst, daß sie täglich zusammen waren. Aber Gretchens Betragen gegen ihn hielt ihn immer in geziemender Entfernung. Sie gab ihm niemals die Hand, sie litt keine Berührung, nur setzte sie sich manchmal neben ihn, besonders wenn er schrieb oder vorlas, und legte ihm den Arm auf die Schulter, indem sie ihm in das Buch oder Blatt sah; wenn er sich dieselbe Freiheit gegen sie erlauben wollte, ging sie fort und kam so bald nicht wieder. Goethe stand jetzt vor der Entwicklung, welche diesem im ganzen harmlosen, aber doch jedenfalls für einen jungen Mann von seiner Lebensstellung unpassenden Verkehr ein jähes und schmerzliches Ende bereiten sollte. Auf einem der gemeinsamen Spaziergänge, welche die lustige Gesellschaft häufig unternahm, fand sich ein junger Mann zu ihnen, welcher etwas älter als die Kameraden schien und ein sehr gefälliges Wesen hatte. Er unterhielt sich unterwegs mit Goethe über Angelegenheiten der Stadt, der Ämter und Stellen und sagte beim Abschied zu dessen nicht geringem Erstaunen zu diesem, er wünsche, daß er gut von ihm denken möge, weil er bei Gelegenheit seine Empfehlung zu erhalten hoffe. Nach wenigen Tagen klärte sich ihm das Rätsel auf, als die Freunde ihn baten, bei seinem Großvater, welcher gerade eine Stelle zu vergeben hatte, für jenen jungen Mann ein gutes Wort einzulegen. Da er sich niemals in ähnliche Angelegenheiten gemischt hatte, gewährte er ihnen diese Bitte nur widerstrebend und gab erst, nachdem sie ihm lange dringend zugesprochen hatten, das Versprechen, wenn es möglich wäre, etwas in dieser Sache zu thun. Er hielt sein Wort und übergab bei einer passenden Gelegenheit seinem Großvater das Bittschreiben des jungen Mannes, indem er es durch sein Fürwort unterstützte. Großvater Textor

las das Schreiben und fragte ihn, ob er den Betreffenden kenne und sagte dann, nachdem Goethe alles, was er über ihn wußte, mitgeteilt hatte: „Wenn er Verdienst und sonst ein gutes Zeugnis hat, so will ich ihm um seinet- und deinetwillen günstig sein!“ worauf Goethe lange nichts mehr von der ganzen Angelegenheit hörte.

Aber jetzt stand ein großes Ereignis für die Reichsstadt bevor, welches ganz Frankfurt und nicht am wenigsten den jungen Goethe in die größte Aufregung versetzte: Die Wahl und Krönung des Erzherzogs Joseph zum römischen König. In seiner Selbstbiographie schildert der altgewordene Mann mit wunderbarer Anschaulichkeit und glänzender Farbenpracht alle wundersamen Vorgänge bei diesen Ceremonien, welche, altehrwürdig, wie sie waren, schon lange ihren eigentlichen Gehalt verloren hatten und mit ihrem außerordentlichen Pomp nur noch als glänzende Denkmäler einer entschwundenen Vergangenheit in die staunende Gegenwart hineinragten, aber auf das Gemüt des zukünftigen Dichters einen ganz außerordentlichen, sein ganzes Wesen durchdringenden Eindruck machten. So war er denn unermüdlich, alle die guten Gelegenheiten zu benutzen, welche ihm seine Familienverbindungen gewährten, um den Einzug der Gesandten, der Kurfürsten und endlich des Kaisers und des römischen Königs selbst mit aller ihrer ungeheuren Prachtentfaltung und endlich die Vorgänge am Krönungstage selbst, an bester und bequemster Stelle anzusehen. Wir können dies hier nicht im einzelnen verfolgen, es kommt uns nur darauf an, sein letztes Zusammentreffen mit Gretchen vor der Katastrophe, welche mit dem Krönungstage zusammenfällt, dem Leser vorzuführen. Am Abend des Wahltages, dessen Ceremonien Gretchen von einem Platze aus, welchen Goethes Einfluß ihr verschaffte, hatte mit ansehen können, war die ganze Gesellschaft in Gretchens Zimmer vereinigt. In Erklärungen über das schon gesehene und in Vorbereitung auf das, namentlich am Krönungstage, noch bevorstehende, für welches Goethe dem Mädchen auch schon einen angemessenen Platz gesichert hatte, vergaß er die Zeit; Mitternacht war schon vorüber, als er entdeckte, daß er keinen Hausschlüssel bei sich hatte. Er erzählt selbst: „Ohne das größte Aufsehen zu erregen, konnte ich nicht in's Haus. Ich teilte ihr meine Verlegenheit mit. Am

Ende, sagte sie, ist es das Beste, die Gesellschaft bleibt zusammen. — Die Sache war bald entschieden; Gretchen ging, um Kaffee zu kochen, nachdem sie, weil die Lichter auszubrennen drohten, eine große messingene Lampe mit Docht und Öl versehen und angezündet hereingebracht hatte. Der Kaffee diente für einige Stunden zur Ermunterung, nach und nach aber ermattete das Spiel, das Gespräch ging aus, die Mutter schlief im großen Sessel; die Fremden, von der Reise müde, nickten da und dort, Pylades und seine Schöne saßen in einer Ecke. Sie hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt und schlief, auch er wachte nicht lange. Der jüngere Vetter, gegen uns über am Schiefertische sitzend, hatte seine Arme vor sich über einander geschlagen und schlief mit aufliegendem Gesichte. Ich saß in der Fensterecke hinter dem Tische und Gretchen neben mir. Wir unterhielten uns leise; aber endlich übermannte auch sie der Schlaf, sie lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter und war gleich eingeschlummert. So saß ich nun allein, wachend, in der wunderlichsten Lage, in der auch mich der wunderliche Bruder des Todes zu beruhigen wußte. Ich schlief ein und als ich wieder erwachte, war es schon heller Tag. Gretchen stand vor dem Spiegel und rückte ihr Häubchen zurecht; sie war liebenswürdiger, als je, und drückte mir, als ich schied, gar herzlich die Hände. Ich schlich durch einen Umweg nach unserem Hause, denn von der Seite, nach dem kleinen Hirschgraben zu, hatte mein Vater in der Mauer ein kleines Guckfenster, nicht ohne Widerspruch des Nachbarn, angelegt. Diese Seite vermieden wir, wenn wir nach Hause kommend von ihm nicht bemerkt werden wollten. Meine Mutter, deren Vermittlung uns immer zu Gute kam, hatte meine Abwesenheit des Morgens beim Thee durch ein frühzeitiges Ausgehen meiner zu beschönigen gesucht, und ich empfand also von dieser unschuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen.“ Am Abend des Krönungstages traf Goethe mit Gretchen zusammen und sie zogen Arm in Arm durch die Stadt, um die großartige Beleuchtung derselben zu betrachten und befanden sich sehr glücklich mit einander. „Ich däuchte, erzählt er, an Gretchens Seite mir wirklich in jenen glücklichen Gefilden Elysiums zu wandeln, wo man die krystallenen Gefäße vom Baum bricht, die sich mit dem gewünschten Wein so-

gleich füllen, und wo man Früchte schüttelt, die sich in jede beliebige Speise verwandeln. Ein solches Bedürfnis fühlten wir dann zuletzt auch, und geleitet von Pylades fanden wir ein ganz artig eingerichtetes Speisehaus, und da wir keine Gäste weiter antrafen, indem alles auf der Straße umherzog, ließen wir es uns um so wohler sein und verbrachten den größten Teil der Nacht im Gefühl von Freundschaft, Liebe und Neigung auf das heiterste und glücklichste. Als ich Gretchen bis an ihre Thüre begleitet hatte, küßte sie mich auf die Stirn. Es war das erste und letztemal, daß sie mir diese Gunst erwies: denn leider sollte ich sie nicht wieder sehen."

Schon am anderen Morgen trat die Katastrophe ein. Mit bekümmertem Gesicht trat die Mutter in aller Frühe in sein Zimmer und hieß ihn, sich auf große Unannehmlichkeiten vorzubereiten; es sei entdeckt worden, daß er in schlechte Gesellschaft geraten sei und sich in gefährliche und schlimme Händel verwickelt habe; der Vater sei furchtbar erzürnt, und nur mit Mühe habe man es von ihm erlangt, daß die ganze Angelegenheit durch eine dritte Person untersucht werden solle; es werde also der Rat Schneider zu ihm kommen, um ihn im Namen des Vaters und zugleich der Obrigkeit, bei welcher die Sache schon anhängig sei, ins Verhör zu nehmen. Der mit der Untersuchung Beauftragte, welchen Goethe „den alten messianischen Freund" nennt, stellte sich denn auch bald ein und sprach mit dem Jüngling in wohlwollendem und mitleidigem Tone, sagte ihm aber auf den Kopf zu, daß er, durch schlechte Gesellschaft und böses Beispiel verführt, sich in einer Weise verirrt habe, welche er von ihm nicht für möglich gehalten hätte. Goethe leugnete vollständig, ein Verbrechen begangen zu haben oder auch nur in schlechter Gesellschaft gewesen zu sein. Es folgte ein förmliches Verhör. Die erste Frage, ob er jenen jungen Menschen seinem Großvater empfohlen hätte, mußte Goethe bejahen. Da ihm dann aber als diejenigen, welche denselben mit ihm zusammengebracht hätten, vollständig unbekannte Menschen genannt wurden, mit denen er Zusammenkünfte gehabt haben sollte, obschon er sie in seinem Leben nicht gesehen hatte, gab er auf alle weiteren Fragen wahrheitsgemäß verneinende Antworten, so daß der alte Vermittler, welcher ihm

nicht glaubte und seine Ableugnungen für Trotz hielt, fast die Geduld verlor. Er erklärte dem jungen Manne, daß er seinen guten Willen schlecht belohne; er komme, um ihn zu retten; es handle sich um die schlimmsten Dinge, um nachgemachte Handschriften, falsche Testamente und untergeschobene Schuldscheine; er komme nicht nur als Hausfreund, sondern zugleich im Namen des Gerichts, welches aus Rücksicht auf die Goethesche Familie ihn und einige andere wie er in das Netz gelockte Jünglinge schonen wolle. Sonderbarer Weise wurden gerade diejenigen, mit welchen Goethe besonders verkehrt hatte, nicht genannt, die Verhältnisse stimmten nicht ganz, wenn sie sich auch berührten, so daß Goethe noch hoffen konnte, seine eigentlichen Freunde zu schonen. Allerdings konnte er nicht leugnen, daß er manche Nacht spät nach Hause gekommen war und sich zu diesem Zwecke einen Hausschlüssel verschafft hatte, daß er mit jungen Leuten, welche unter seinem Stande waren, und auch mit Mädchen verkehrt, und daß er im Namen von anderen untergeschobene Briefe verfaßt habe. Das Schlimmste und ihn am meisten Kompromittierende war, daß der junge Mann, welcher sich auf seine Empfehlung an den Großvater um das städtische Amt beworben hatte, der Verdächtigsten einer war und daß wahrscheinlich gerade dieses Amt dazu hatte dienen sollen, um unter dessen Deckmantel sehr schlechte Streiche zu begehen. Als er erkannte, daß man seinen ganzen Verkehr mit den jungen Leuten, ja sogar das Haus, wo er mit ihnen zusammengekommen war, kannte, sah er, daß alles Leugnen fruchtlos wäre und erzählte alles, was er wußte, wobei allerdings von den schlimmen Dingen, nach welchen das Gericht forschte, nichts zu Tage kam. Aber die furchtbare Aufregung, in welche er durch die Angst um das Schicksal der Freunde und namentlich Gretchens und durch die Vorwürfe, welche er sich wegen seiner Geständnisse machte, versetzt wurde, warf ihn auf das Krankenlager, so daß man einen Arzt herbeirufen mußte. Es beruhigte ihn nicht, als er erfuhr, daß seine näheren Freunde, da sie an den schlimmen Dingen, welche vorgekommen waren, fast gar nicht beteiligt gewesen, nur mit einem Verweise bestraft worden waren; er war außer sich, daß Gretchen in ihre Heimat zurückgekehrt war, obschon man ihm versicherte, daß dies freiwillig geschehen war und

daß die Untersuchungsrichter durchaus nichts unrechtes an dem Mädchen hatten finden können und daß sie sogar alle eine sehr gute Meinung von ihr gefaßt hatten. Aber, was alle diese beruhigenden Nachrichten nicht hatten bewirken können, das war sehr schnell herbeigeführt, als er erfuhr, daß Gretchen vor dem Gericht über ihr Verhältnis zu ihm folgendermaßen ausgesagt hatte: „Ich kann nicht leugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet, und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut beraten, und, anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert, an mutwilligen Streichen teilzunehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können.“ Dies führte zu seiner Genesung. Er fühlte sich tiefgekränkt, von Gretchen für ein Kind angesehen worden zu sein. Sie schwand zwar lange Zeit nicht aus seinem Gedächtnis, aber er sah doch auf den Zustand der Verzweiflung und Raserei, in welchem er sich in der ersten Zeit befunden hatte, wie auf eine schwere, nun überwundene Thorheit zurück und wandte sich wieder zu dem Leben und zu geistigen, dichterischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen zurück.

Viertes Kapitel.

Leipzig. — Anna Dorothea Schönkopf. — Die Laune des Verliebten. — Die Mitschuldigen.

Wenn auch die peinliche Angelegenheit, welche wir in dem letzten Kapitel behandelt haben, ohne weitere gerichtliche Folgen geblieben war, so erlitt doch das Familienleben, namentlich das Verhältnis zwischen Vater und Sohn eine tiefgehende Erschütterung, welche lange nicht wieder gut gemacht werden konnte. Mißtrauen gegen den Sohn und zugleich in seine eigene Erziehungskunst war in das Herz des Vaters eingezogen, und noch weniger glaubte er

eine ersprießliche Erziehung des sich so leidenschaftlich anlassenden Jünglings durch die überzärtliche und zu nachsichtige Mutter erwarten zu können. So wurde der Sohn einer ziemlich strengen Aufsicht unterworfen und ihm in einem Hofmeister ein Aufpasser gesetzt, welcher ihn auf Schritt und Tritt überwachen mußte. Der junge Goethe verbrachte so eine traurige Zeit. Er zog sich, teils aus Scham über die Vorkommnisse der letzten Zeit, teils aus Zorn über die demütigende Aufsicht, welcher er sich unterworfen sah, ganz von dem Verkehr mit der Gesellschaft zurück und den einzigen Trost, welchen er fand, gewährte ihm die Berührung mit der Natur, welche er auf Spaziergängen und auf kleinen Reisen fand, die ihm aber durch den ihm aufgezwungenen Begleiter in hohem Grade verbittert wurden und in noch edlerem und höherem Sinne die innige Teilnahme seiner geliebten Schwester Kornelia. Endlich schlug ihm die Stunde der Erlösung, er sollte zur Universität gehen. Aber auch hier durfte er weder in der Wahl des Studienortes, noch des Faches, dem eigentlichen Wunsche seines Herzens folgen. Er hätte Göttingen allen Universitäten vorgezogen, wo er für das Studium der schönen Litteratur, zu welcher ihn sein Herz mit unwiderstehlichem Trieb hinzog, die ihn begeisternden Lehrer gefunden hätte, aber er mußte nach Leipzig gehen und Jurisprudenz studieren. Aber wie wenig Eltern imstande sind, dem übermächtigen Trieb in der Brust eines hochstrebenden Jünglings und seine ureigene Natur, die ihn auf den Weg führt, auf welchem er sich zu der ihm bestimmten Entwicklung hindurchfindet, durch erzieherischen Zwang zu unterdrücken, zeigt auch hier, wie so oft, Goethes Beispiel, dessen von seinem Vater ihm aufgezwungener Aufenthalt in Leipzig gerade den entgegengesetzten Erfolg hatte, als derjenige war, welchen sich dieser von demselben versprochen hatte. Zur Zeit der Herbstmesse 1765 traf Goethe, erst 16 Jahre alt, in Leipzig ein. Er fand in dem bunten und erregten Leben der Meßzeit eine ihn sehr anheimelnde Erinnerung an die eigene Vaterstadt und war in der ersten Zeit seines Leipziger Aufenthaltes recht guter Laune. Aber diese Stimmung trübte sich bald aus verschiedenen Gründen, welche teils wissenschaftlicher, teils gesellschaftlicher Art waren. Zuerst zerriß der Hofrat Böhme, an welchen er von seinem Vater

empfohlen worden war, mit rauher Hand die Gewebe seiner Phantasie, indem er ihm entschieden verweigerte, ihm durch Stillschweigen zur Ausführung seines abenteuerlichen Planes, heimlich hinter dem Rücken seines Vaters das juristische Studium mit dem schönwissenschaftlichen zu vertauschen, zu helfen. Andererseits mußte er durch die gut gemeinten aber oft in ihn verletzende Formen gekleideten Ermahnungen der Gattin jenes Gelehrten, einer gesellschaftlich fein gebildeten Frau die für seine Einbildung recht schmerzliche Erfahrung machen, daß an seinem äußeren Benehmen, auf dessen Feinheit und Bildung er sich viel eingebildet hatte, noch gar viel auszusetzen und zu verbessern sei. Seine unmoderne Kleidung, seine ungezwungene und dem verfeinerten Leipziger Geschmack oft roh erscheinende Art und Weise, die provinziellen Wendungen seiner Sprache erregten Anstoß, er wurde dadurch unsicher und mißtrauisch gegen sich selbst; er wurde sogar auch an seinem poetischen Geschmack, an seiner eigenen dichterischen Fähigkeit irre, da er es erleben mußte, daß das, was ihm in der Dichtkunst als vollendetes Muster erschienen war, in den Kreisen, in welchen er sich jetzt bewegen mußte, als ein überwundener Standpunkt galt, so daß er gleichsam zu dem Bewußtsein kam, als wäre er geistig hinter seiner Zeit zurückgeblieben. Auch die Vorlesungen gewährten ihm keine Befriedigung. Einerseits glaubte er in denselben nichts neues zu lernen, andererseits erschienen ihm die Professoren, selbst der hochberühmte Gellert, außerordentlich langweilig. Das wenig erfreuliche Leben, welches er so in Leipzig führte, erhielt erst einen fröhlicheren Anstrich und einen höheren Aufschwung, als er durch seinen Landsmann Johann Georg Schlosser, seinen zukünftigen Schwager, in die Gesellschaft eingeführt wurde, welche sich in dem Schönkopfschen Weinhause auf dem kleinen Brühl zu versammeln pflegte. Hier fand Goethe mannigfache geistige Anregung und eine jener Frauengestalten, welche sich seines so leicht entzündlichen Herzens bemächtigte und eine Zeitlang bedeutenden Einfluß, ja unbeschränkte Herrschaft über ihn gewann und auf seine dichterische Produktion entscheidend einwirkte. Anna Maria Schönkopf, die Tochter jenes Weinwirts, von ihren näheren Freunden Käthchen, von Goethe in Wahrheit und Dichtung Annette genannt, welche drei Jahre älter war, als er,

verdrängte in seinem Herzen das Bild Gretchens, über deren Verlust er sich lange nicht trösten zu können schien. Sie war ein schön gewachsenes bildhübsches Mädchen, welches, wenn es seine Arbeit in der Küche verrichtet hatte, in gewählter Toilette bei den Gästen in der Wirtsstube erschien, bald Goethes glühende Liebe gewann und erwiderte, so daß er einen großen Teil des Tages bei ihr zubrachte. So ließ Goethe sich wieder, von der Leidenschaft hingerissen, in ein Verhältnis unter seinem Stande ein, noch dazu mit einem Mädchen, welches älter war, als er, mit welchem sich verbinden zu können, er ganz abgesehen von seiner Jugend, welche überhaupt einen ernsten Gedanken an eine Verbindung für das Leben als einen unmöglichen erscheinen ließ, durchaus nicht denken konnte. Aber sie fesselte ihn unwiderstehlich. Sie hatte warme Teilnahme für Poesie überhaupt und gewann das Herz des jungen Dichters noch mehr dadurch, daß sie sich für seine eigenen dichterischen Versuche interessierte. Der Verkehr in dem Schönkopfschen Hause war ein ungezwungen heiterer, man musizierte, man spielte Theater, mit einem Worte, es ging dort für Goethe ein neues, schönes Leben auf, welches ihn im Anfang ganz und gar befriedigte, so daß er über alle Rücksichten bei seinem Verhältnis zu dem leidenschaftlich geliebten Mädchen hinausschreiten zu können glaubte. Er schrieb in jener Zeit an einen Freund: „Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und Vermögen, aber ich fühle zum erstenmale in meinem Leben *) das Glück, welches wahre Liebe bereitet; solltest du das fürtreffliche Mädchen sehen, du würdest mir diese Thorheit verzeihen, die ich begehe, indem ich sie liebe. Was ist Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, damit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines denkenden Menschen.“ — Annette muß von großem Liebreiz gewesen sein, das erkennen wir aus zwei Briefen seines Freundes Horn an einen gemeinsamen Freund in Frankfurt, welche überhaupt so charakteristische und dies Verhältnis so klar beleuchtende Mitteilungen enthalten, daß wir sie

*) Das hat Goethe später noch sehr oft zu fühlen geglaubt, nicht immer zum Glücke derjenigen Frauen, für welche diese Liebe in ihm entbrannte.

hierher stellen wollen. Der erste Brief ist vom 12. August 1766. „Von unserem Goethe zu reden: Das ist noch immer der alte Phantast, der er war, als ich hierher kam. Wenn du ihn nur sähest, du würdest entweder vor Zorn rasend werden oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann. All seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von einem närrischen Gout, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet. Doch dieses ist ihm alles einerlei; man mag ihm seine Thorheiten vorhalten wie man will.

Man mag Amphion sein und Feld und Wald bezwingen,
Nur einen Goethe nicht kann man zur Klugheit zwingen.

Sein ganzes Dichten und Trachten ist nur, seinem gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat (blos, weil er das Fräulein gern sieht) solche porte-mains und Geberden angenommen, bei welchen man sich unmöglich des Lachens enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist. Wenn du es nur sähest!“ — Für den etwas auffallenden Ton dieses Briefes finden wir in dem zweiten jener Briefe aus dem Oktober 1766 eine befriedigende Aufklärung: „Welche Freude wird es dir sein, wenn ich dir berichte, daß wir in unserem Goethe keinen Freund verloren haben, wie wir es fälschlich geglaubt. Er hatte sich verstellt, daß er nicht allein mich, sondern noch mehrere Leute betrogen und mir niemals den Grund der Sache entdeckt haben würde, wenn deine Briefe ihm nicht den nahen Verlust eines Freundes vorher verkündigt hätten. Ich muß dir die ganze Sache, wie er sie mir selbst erzählt hat, erzählen, denn er hat es mir aufgetragen, um ihm die Mühe, die es ihm machen würde, zu ersparen. Er liebt, es ist wahr, er hat es mir bekannt, und wird es auch dir bekennen, allein seine Liebe, ob sie gleich immer traurig ist, ist dennoch nicht strafbar, wie ich es sonst geglaubt. Er liebt. Allein nicht jenes Fräulein, mit der ich ihn im Verdachte hatte.“ (Dies Mädchen nennt der Briefschreiber am Schlusse des vo-

rigen Briefes die abgeschmackteste Kreatur von der Welt.) Er liebt ein Mädchen, das unter seinem Stande ist, aber ein Mädchen, das — ich glaube nicht zu viel zu sagen — das du selbst lieben würdest, wenn du es sähest. Ich bin kein Liebhaber, und also werde ich ganz ohne Leidenschaft schreiben. Denke dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offene, sanfte, einnehmende Miene, viele Freimütigkeit ohne Koketterie, einen sehr artigen Verstand, ohne die größte Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie sehr zärtlich mit den vollkommenen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nicht seine Frau werden kann (!) Ob sie ihn wieder liebt, weiß ich nicht. Du weißt, das ist so eine Sache, nach der sich nicht gut fragen läßt; so viel kann ich dir aber sagen, daß sie für einander geboren zu sein scheinen. Merke nun seine List! Damit niemand ihn wegen einer solchen Liebe in Verdacht haben möge, nimmt er vor, die Welt gerade das Gegenteil zu bereden, welches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einem gewissen Fräulein, von dem ich dir erzählt habe, die Kour zu machen. Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß jemand den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite ihn manchmal zu ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in sie. Mittlerweile hält man ihn nun in Fräulein — doch, was brauchst du den Namen zu wissen, verliebt, und man veriert ihn wohl gern in Gesellschaft deswegen. Vielleicht glaubt sie selbst, daß er sie liebt, aber das gute Fräulein betrügt sich. Er hat mich seit der Zeit einer näheren Vertrautheit gewürdigt, mir seine Ökonomie entdeckt und gezeigt, daß der Aufwand, den er macht, nicht so groß ist, wie man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und Moralist, als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Partie nehmen, welche er will, so gewinnt er; denn du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann. Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und vollkommenste Mädchen ohne

Hoffnung liebt. Und wenn wir annehmen, daß sie ihn wieder liebt, wie elend muß er erst da sein! Ich brauche dir das nicht zu erklären, da du das menschliche Herz so gut kennst. Genug von dieser Sache. Er wird noch eines und das andere davon an dich selbst schreiben, wie er mir gesagt hat. Ich habe nicht nötig, dir das Stillschweigen hiebei zu empfehlen, da du selbst siehst, wie nötig es ist." Aber nicht nur die mit diesem Liebesverhältnis verbundenen äußeren Mißlichkeiten und Bedenken störten dasselbe; auch der Himmel dieser Liebe selbst, welcher in so hellem Glanze des Glücks zu strahlen schien, verfinsterte sich bald, und zwar, wir müssen es unumwunden aussprechen, durch Goethes Schuld. Selten ist ein Mädchen von ihrem Liebhaber in der Weise gequält, ja förmlich gepeinigt worden, wie dies dem lieblichen, zärtlichen Annettchen von Goethe geschehen ist. Dieser schien förmlich eine Freude daran zu haben, das arme Mädchen zu quälen; er war eigensinnig, herrschsüchtig, launenhaft; seine unsinnige Eifersucht marterte die Geliebte mit grundlosem Verdacht. Sowie von außen irgend etwas Unangenehmes an ihn herantrat, war er ungerecht genug, seine üble Laune an der Armen auszulassen. Sie ließ sich geraume Zeit alle seine Quälereien und Unarten gefallen, welche er später immer einsah und bereute, und voll von Reue wieder zu ihren Füßen zurückkehrte, um in dem nächsten Augenblick in womöglich noch schlimmere Fehler zu verfallen. Aber endlich ging auch die engelgleiche Geduld Ännchens zu Ende und sie wendete sich von ihm ab, so daß er nun wirklich Grund zu der Eifersucht erhielt, mit welcher er das arme Kind bis jetzt grundlos gequält hatte. Vergebens versuchte er jetzt das Herz der Geliebten wieder zu gewinnen, es war ihm unwiederbringlich verloren. Was er frevelhaft durch sein unverantwortliches Benehmen auf das Spiel gesetzt hatte, erschien ihm jetzt, da sich das Opfer seinen Quälereien entzogen hatte, als der begehrenswerteste Schatz der Welt, das erstrebte er jetzt in einem Paroxysmus der Leidenschaft, in welchem er sich zu allen möglichen wilden Streichen hinreißen ließ und in zügellosem Leben so auf seine Gesundheit einstürmte, daß er in eine schwere gefährliche Krankheit verfiel. Er glaubt selbst, daß er in diesem Kampfe untergegangen wäre, wenn ihn nicht ein Mittel

gerettet hätte, welches er noch so oft mit dem gleichen Erfolge angewendet hat. Er schüttelte den Schmerz und die leidenschaftliche Erregung in einem dichterischen Erzeugnisse gleichsam ab und befreite sich so von der Last, welche ihn zu erdrücken gedroht hatte, indem er in dem Lustspiel „Die Laune des Verliebten“ diesen Abschnitt seines Lebens poetisch verwertete. Dies ist das älteste seiner uns erhaltenen Dramen, in welchem er gleich die ihm eigentümliche Richtung einschlägt, welche ihn vor allen anderen Dichtern charakterisiert, daß er alles, was ihn mächtig ergreift und leidenschaftlich erregt, dadurch abschließt, daß er es dichterisch darstellt. Es ist ein Schäferspiel, in welchem der Einfluß Gellerts deutlich erkennbar ist. Aber es unterscheidet sich eben dadurch, daß es aus der schmerzlichsten, allerdings durch eigene Schuld gemachten Erfahrung heraus, gleichsam mit seinem Herzblut geschrieben ist, von anderen Werken dieser Gattung, welche nichts anderes, als leere, überspannt sentimentale Spielereien sind, in welchen die Gefühle und Leidenschaften nur künstlich erdacht sind und daher unwahr und unnatürlich erscheinen. Zwei Liebespaare werden einander gegenübergestellt; in Lamon und Egle führt er uns das glücklich zufriedene Liebesleben, ungetrübt durch Eifersucht, vor, welches er sich durch seine Grillen und Leidenschaftlichkeit unwiederbringlich verscherzt hat und nach welchem er sich, wie nach einem verlorenen Paradiese, zurücksehnt. Die holde, sanfte Amine ist Ännchen, welche ihr Liebhaber Eridon, in welchem er sich selbst gleichsam zur Buße und als abschreckendes Beispiel aufgestellt hat, durch grausame Eifersucht schonungslos quält. Amine ist ein mit den zartesten und lieblichsten Zügen ausgestattetes Frauenbild. Mit rührender Geduld erträgt sie die Quälereien des Geliebten, welche sie als den Ausfluß und den Beweis seiner Liebe hinzustellen und so gleichsam zu rechtfertigen sucht, wenn er ihr auch jedes Vergnügen, jede harmlose Freude stört und verbittert:

Zwar oft betrübt er mich, doch rührt ihn auch mein Schmerz;
Wirft er mir etwas vor, fängt er mich an zu plagen,
So darf ich nur ein Wort, ein gutes Wort nur sagen,
Gleich ist er umgekehrt, die wilde Zanksucht flieht,
Er weint sogar mit mir, wenn er mich weinen sieht.

Ebenso anmutig in ihrer Art erscheint uns die stets muntere und heitere Egle, welche es mit ihrem Geliebten versteht, aus allen Blumen Honig zu saugen und das Gift, welches sie enthalten, darin zu lassen, welche mit liebenswürdiger Koketterie, die sie für das Wohl ihrer Freundin in das Feld ruft, den diese peinigenden Liebhaber von seinem Unrecht überzeugt und ihn reuevoll der Geliebten zu Füßen führt. Zwar läßt uns die eigene Erfahrung Goethes, welcher in seinem Verhältnis zu Ännchen wiederholt tiefe Reue gezeigt hat und doch immer wieder in die alten Fehler zurückgefallen ist, daran zweifeln, daß diese Besserung von Dauer sein wird, aber wir können doch nicht umhin, zu wünschen, das Liebespaar möchte im Leben eine solche Freundin gefunden haben, welche vielleicht den unheilvollen Bruch zwischen ihnen hätte verhindern können. Allein wir brauchen uns nicht zu sehr darüber zu grämen, daß dies nicht geschehen ist. Dieses Liebesbündnis hatte den Keim des Todes in sich und hätte nie zu einer dauernden Verbindung geführt. Ännchen tröstete sich auch rasch über den Verlust des heißblütigen Liebhabers und verlobte sich schon im Frühling 1769 mit Doktor Kanne aus Leipzig, welchem sie auch bald ihre Hand reichte und mit dem sie eine glückliche Ehe führte. Wie Goethe sich diesem Ereignisse gegenüberstellte, möge sein folgender, charakteristischer Brief zeigen:

„Meine teure Freundin!

Ein Traum hat mich diese Nacht erinnert, daß ich Ihnen eine Antwort schuldig bin. Nicht, als wenn ich es so ganz vergessen hätte, nicht, als wenn ich nie an Sie dächte, nein, meine Freundin, jeder Tag sagt mir was von Ihnen und von meinen Schulden. Aber es ist seltsam und es ist eine Empfindung, die Sie vielleicht auch kennen werden, die Erinnerung an Abwesende wird durch die Zeit nicht ausgelöscht, aber doch versteckt. Die Zerstreuungen unseres Lebens, die Bekanntschaft mit neuen Gegenständen, kurz jede Veränderung unseres Zustandes, thun unserem Herzen das, was Staub und Rauch einem Gemälde thun, sie machen die feinen Züge ganz unkenntlich, daß man nicht weiß, wie es zugeht. Tausend Dinge erinnern mich an Sie, ich sehe tausendmal Ihr Bild, aber so schwach, und oft mit so wenig Empfindung, als wenn ich an

jemand Fremdes dächte; es fällt mir oft ein, daß ich Ihnen eine Antwort schuldig bin, ohne daß ich den geringsten Zug empfinde, Ihnen zu schreiben. Wenn ich nun Ihren gütigen Brief lese und Ihre Sorge für einen Unwürdigen sehe, da erschrecke ich vor mir selbst und empfinde erst, was für eine traurige Veränderung in meinem Herzen vorgegangen sein muß, daß ich ohne Freude dabei sein kann, was mich sonst in den Himmel gehoben haben würde. Verzeihen Sie mir das! Kann man einem Unglücklichen verdenken, daß er sich nicht freuen kann? Mein Elend hat mich auch gegen das Gute stumpf gemacht, was mir noch übrig bleibt. Mein Körper ist wieder hergestellt,*) aber meine Seele ist noch nicht geheilt, ich bin in einer stillen, unthätigen Ruhe, aber das heißt nicht glücklich sein. Nur im Traum erscheint mir manchmal mein Herz, wie es ist, nur ein Traum vermag mir die süßen Bilder zurückzurufen, so zurückzurufen, daß meine Empfindung wieder lebendig wird. Ich habe Ihnen schon gesagt, diesen Brief sind Sie einem Traume schuldig. Ich habe Sie gesehen, ich war bei Ihnen; wie es war, das ist zu sonderbar, als daß ich es Ihnen erzählen möchte. Alles mit einem Wort, Sie waren verheiratet. Sollte das wahr sein? — Nichts soll mich dann noch an Leipzig erinnern als etwa ein ungestümer Traum; bitte, schreiben Sie mir nicht mehr! —"

Einen bänglichen und trüben Eindruck, wie Goethe in Wahrheit und Dichtung selbst ausspricht, macht ein anderes, ungefähr ein halbes Jahr später erschienenes Stück Goethes, das dreiaktige Lustspiel „Die Mitschuldigen". Wenn man dieses Stück und dessen Charaktere und Situationen betrachtet, und wenn man namentlich die Frauengestalt, welche in dessen Mittelpunkt steht, in das Auge faßt, so scheut man sich beinahe, auszusprechen, daß auch dieses Lustspiel nicht aus bloßer dichterischer Erfindung hervorgegangen ist,

*) Mit leidenschaftlichem Trotz hatte er sich, um sich über Käthchens Verlust zu trösten, in ein äußerst wildes Leben gestürzt, welches ihm im Frühling 1768 einen lebensgefährlichen Blutsturz zuzog, der ihn mehrere Monate an das Bett fesselte, und dessen Folgen, als er diesen Brief in Frankfurt schrieb, noch nicht ganz überwunden waren.

sondern daß diesem Jugenderzeugnis unseres Dichters eigene Erfahrung zu Grunde liegt, und daß er auch darin nur dichterisch reproduziert, was er mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört hat. Man scheut sich, dem Jüngling, welcher kaum im zwanzigsten Jahre steht, die Erfahrung beizumessen, welche dazu gehört, um so zweideutige Verhältnisse, so niedrige, teilweise gemeine Charaktere zu schildern, und dem Zuschauer und Leser eine so verderbte Welt und Gesellschaft in so plastischer Anschaulichkeit vorzuführen. Und doch ist es unzweifelhaft, daß wir es hier mit einer dem Leben, wie es sich damals dem jungen Dichter schon enthüllt hatte, nachgeahmten und abgelauschten Darstellung zu thun haben. Er sagt selbst in Wahrheit und Dichtung, nachdem er von der Laune des Verliebten nur kurz bemerkt hat, daß man an dessen unschuldigem Wesen zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird,*) in Bezug auf die Mitschuldigen: „Allein mich hatte eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt schon früher angesprochen. Bei meiner Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben hatte ich zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminiert ist. Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und jedermann beträgt sich daselbst anständig genug, aber im Innern sieht es öfter um desto wüster aus und ein glattes Äußere übertüncht, als ein schwacher Bewurf, manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Bankerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zur Rettung und Hilfe öfters die Hand geboten, denn, da meine Offenheit Zutrauen erweckte,

---

*) Viehoff bemerkt hiezu mit Recht, daß diese siedende Leidenschaft, welche Goethe in dem Schäferspiel ausgedrückt findet, dem Leser darin nicht zum Ausdruck gekommen scheint.

meine Verschwiegenheit erprobt war, meine Thätigkeit keine Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit, zu vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten und was sonst nur alles geleistet werden kann; wobei es nicht fehlen konnte, daß ich sowohl an mir selbst als durch andere zu manchen kränkenden und demütigenden Erfahrungen gelangen mußte. Um mir Luft zu schaffen, entwarf ich mehrere Schauspiele und schrieb die Expositionen von den meisten. Da aber die Verwickelungen jederzeit ängstlich werden mußten, und fast alle diese Stücke mit einem tragischen Ende drohten, ließ ich eines nach dem anderen fallen. Die Mitschuldigen sind das einzige fertig gewordene, dessen heiteres und burleskes Wesen auf dem düstern Hintergrunde als von etwas Bänglichem begleitet erscheint, so daß es bei der Vorstellung im Ganzen ängstigt, wenn es im Einzelnen ergötzt. Die hart ausgesprochenen, widergesetzlichen Handlungen verletzen das ästhetische und moralische Gefühl, und deswegen konnte das Stück auf dem deutschen Theater keinen Eingang gewinnen, obgleich die Nachahmungen desselben, welche sich fern von jenen Klippen gehalten, mit Beifall aufgenommen wurden." Und in der That, ein häßliches Schauspiel führen die Gestalten des jungen Dichters vor uns auf, welcher übrigens durch die Anlage und Ausführung des Stückes schon einen glänzenden Beweis seiner hohen dramatischen Begabung geliefert hat. Namentlich ist die große Kunst zu bewundern, mit welcher in wenigen Scenen die klare Exposition der Verhältnisse und Charaktere in diesem zerrütteten Hausstande gegeben wird. Sophie, die Frau des lüderlichen, spitzbübischen Söller, hat vor ihrer Verheiratung mit diesem ein Liebesverhältnis mit Alcest gehabt, welcher, früher ein Mann von edleren Empfindungen, jetzt leichtfertigere Grundsätze angenommen und im Hause des Wirts, ihres Vaters, Wohnung genommen hat, um einen Angriff auf die Tugend seiner früheren Geliebten zu machen, deren Gatte sich nicht danach beträgt, um sie ihre alte Liebe vergessen zu lassen. Der noch junge, reiche und hübsche Edelmann überredet sie denn auch, ihm in der Nacht, während ihr Mann auf einem Maskenball ist, auf seinem Zimmer ein Stelldichein zu geben. Unglücklicherweise hat Söller, dem es bei seiner grenzenlosen Lüder-

lichkeit beständig an dem zu seinen Ausschweifungen notwendigen Gelde fehlt, und welchen jetzt gerade eine dringende Spielschuld in die äußerste Verlegenheit bringt, da er Alcest im Besitz von bedeutenden Geldmitteln weiß, den Entschluß gefaßt, denselben in dieser Nacht zu bestehlen. Er kehrt verstohlen vom Maskenball zurück, schleicht sich in Alcest's Zimmer, öffnet dessen Kassette, nimmt das Geld heraus, wird aber in dem Augenblick, da er sich davonmachen will, durch ein Geräusch erschreckt, verbirgt sich in einem Alkoven und sieht seinen Schwiegervater, den alten Wirt, sich in das Zimmer hineinschleichen. Wie den jungen Mann die Gier nach unerlaubtem Erwerb, so hat den alten eine andere, nicht minder mächtige Leidenschaft, welche einen Grundzug seines Charakters bildet, eine unersättliche Neugierde, nächtlicherweile in das fremde Zimmer getrieben. Alcest hat einen Brief erhalten und hat den neugierigen Fragen des alten Wirts gegenüber nichts von dem Inhalt desselben verlauten lassen. Die unbezwingliche Neugierde, zu erfahren, was in dem Briefe steht, führt ihn hieher. Aber der Alte wird in seiner Nachforschung nach dem Brief durch das Erscheinen seiner Tochter gestört, läßt sein Licht fallen und entflieht. Söller, der sich nicht unbemerkt aus dem Alkoven entfernen kann, ist nun ein unfreiwilliger Zeuge des Stelldicheins seiner Frau mit Alcest. Dieser ist mit sehr frivolen Absichten zu dem Stelldichein gekommen, aber das Mitleid, welches er mit der traurigen Lage Sophiens, die ihm diese mit herzlicher Vertraulichkeit schildert, bringt ihn wieder zu besseren, edleren Gedanken zurück. Der Diebstahl wird entdeckt. Sophie hält ihren Vater für den Dieb, dieser glaubt, Sophie habe das Geld gestohlen und, von seiner unwiderstehlichen Neugierde getrieben, entschließt er sich, Alcest von seinem Argwohne in Kenntnis zu setzen, wenn dieser ihm dafür die Einsicht in den geheimnisvollen Brief gestatten will. Über eine solche Anschuldigung erzürnt, schleudert Sophie die Anklage auf ihren Vater zurück, und es erfolgen einige sehr unangenehme Auseinandersetzungen, namentlich wirkt es sehr peinlich, daß Alcest auch nur einen Augenblick Sophie für des Diebstahls schuldig halten kann.

Der Knoten löst sich durch den Selbstverrat Söllers, welcher sich vor der Bestrafung durch Alcest schützt, indem er auf das von

ihm belauschte Stelldichein anspielt. Trotzdem dieser hier im Auszug mitgeteilte Inhalt des Stücks gewiß den Blick in ein sehr übel aussehendes Familienbild eröffnet, so würde man dem Dichter doch Unrecht thun, wenn man ihn beschuldigen würde, an der Gemeinheit, welche sich allerdings darin sehr breit macht, seine Freude gehabt zu haben; das Stück erscheint vielmehr als ein lauter Protest gegen die Verderbnis, welche die damalige Gesellschaft ergriffen hatte. Man darf aus dem allerdings ungewöhnlichen Umstand, daß sich ein Jüngling von 19 Jahren schon eine solche tiefe und bittere Erfahrung von den verderbten Zuständen der Gesellschaft hatte aneignen können, nicht darauf schließen, daß er selbst von dieser Verderbtheit angesteckt gewesen sei. Er giebt dadurch nur den Beweis, daß er schon in so jungen Jahren ein scharfer Beobachter gewesen ist, wie er denn überhaupt in diesem Stücke schon ein ganz bedeutendes Talent zeigt. Wir haben schon auf die geschickte und klare Exposition mit so wenigen Mitteln aufmerksam gemacht. Die Charaktere sind ganz vortrefflich individualisiert. Vor allem zeigt der Dichter in der einzigen Frauengestalt des Stückes sowohl eine für seine Jugend erstaunliche allgemeine Kenntnis der Welt und der Menschen überhaupt, als auch im Besonderen eine tiefe Einsicht in die weibliche Natur. Ich erinnere hier an die in der Einleitung zu diesem Buche über den Unterschied der Goetheschen und Schillerschen Frauengestalten gemachten Bemerkungen. Man vergleiche eine Amalia, eine Luise Miller mit dieser Sophie. Dort wesenlose Schemen, überspannt sentimental denkende und redende Gestalten, welche aus träumerischen, unbestimmten Empfindungen und aus schwärmerischen Dichterphantasieen zusammengesetzt sind, hier ein fest gezeichneter, ganz gegenständlich dargestellter in plastischer Anschaulichkeit vor uns hintretender Charakter. Derselbe steht allerdings trotz des etwas edleren Anstrichs, welchen ihm der Dichter gegeben hat, durchaus nicht auf einer hervorragend hohen Stufe, aber das war auch nicht die Absicht des Dichters, in dessen Korrespondenz mit Zelter wir lesen, daß „alle Personen in diesem Stück ordinäre Leute sein sollten, damit nicht durch irgend ein tieferes Gemüt höhere sittliche Forderungen in dem Zuschauer angeregt würden.“ Ebenso vortrefflich sind der alte Wirt und sein Schwieger-

sohn Söller geschildert; der von seiner unbezwinglichen Neugierde geplagte Alte, welcher deren Befriedigung durch die Bloßstellung seiner Tochter nicht für zu teuer erkauft hält; der verlumpte, liederliche Söller, welcher zum Diebe wird, um seinen Leidenschaften fröhnen zu können und welcher gemein genug denkt, um sich aus der von ihm als vollendet angenommenen Verführung seiner Frau durch Alcest einen Schutzwall gegen die Verfolgung wegen des an diesem verübten Diebstahls zu machen. Aber, so sehr wir auch die frühreife Darstellungskraft Goethes auch bei diesem widerwärtigen Charakter anerkennen müssen, so werden wir doch nicht umhin können, gerade der bodenlosen Gemeinheit dieser Figur einen großen Teil der peinlichen und „bänglichen“ Wirkung zuzuschreiben, welche das Stück nach Goethes eigenem Geständnis in der oben angeführten Stelle macht. An einer anderen Stelle sucht der Dichter das ganze Stück und namentlich Söllers Vergehen zu rechtfertigen, indem er sagt: „Verbrechen können an und für sich nicht lächerlich sein, sie müßten denn etwas von ihrer Eigenschaft verlieren, und dies geschieht, wenn sie durch Not oder Leidenschaft gleichsam gezwungen verübt werden. In diesem Falle sind nun die vier Personen des gedachten Stückes. Was sie thun, sind eigentlich nur Vergehen; der Buffo entschuldigt sein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens, und somit wäre nichts daran auszusetzen.“ Aber diese Verteidigung ist nicht ganz stichhaltig. Söllers Verbrechen ist nicht die Wirkung augenblicklicher Not und Leidenschaft, sondern es geht aus seinem Charakter hervor. Eine solche That ließ sich von vorn herein von diesem Menschen erwarten, welchen Sophie als einen Lügner, Verleumder und Betrüger schildert, und welcher sich schon vor längerer Zeit von einem gefangenen Sträfling falsche Schlüssel angeeignet hat, welche man ja vielleicht einmal gut gebrauchen könnte. Das ganze Verhältnis, in welchem die vier Personen des Stücks am Schlusse desselben einander gegenüber stehen, alle gegenseitig schuldbewußt, jeder sich gleichsam vor dem anderen schämend, wirkt auf den Zuschauer nicht ergötzlich, sondern unbehaglich und niederdrückend. Aber, trotzdem ist der Kunstwert des Stückes nicht gering anzuschlagen. Erfindung und Ausführung, Sprache und Vers sind gleich vortrefflich.

Fünftes Kapitel.

Aufenthalt im Vaterhaus. — Fräulein von Klettenberg. — Straßburg. — Die Töchter des Tanzmeisters. — Friederike Brion aus Sesenheim.

An dem Tage, an welchem Goethe sein neunzehntes Jahr vollendete, also am achtzehnten August des Jahres 1769, trat er die Heimreise an. Aber es war keine freudige Heimkehr. Wie er vor drei Jahren in trauriger, zerrissener Stimmung das Vaterhaus verlassen hatte, um auf die Universität nach Leipzig zu gehen, so kehrte er jetzt an Körper und Seele krank in die Heimat zurück. Wenn er auch sicher in den drei Jahren, welche er in Leipzig zugebracht, mancherlei gelernt hatte, so war doch der Zweck, zu dessen Erreichung ihn sein Vater dahin geschickt hatte, vollständig verfehlt, und in der Wissenschaft, welche nach dessen Willen seine Brotwissenschaft werden sollte, in der Jurisprudenz hatte er sehr geringe, wenn überhaupt irgend welche Fortschritte gemacht. Überdies war er von den überstandenen Krankheiten geschwächt, in trauriger Stimmung und noch immer neuen scharfen Krankheitsanfällen unterworfen. Sein Vater war sehr mißgestimmt gegen ihn und durchaus nicht geneigt, ihn mit der Nachsicht zu behandeln, welche sein kranker Geist und sein leidender Körper erforderten. Der alte Goethe war vielmehr in dieser Zeit noch strenger und grillenhafter geworden; er hatte aus der Korrespondenz seines Sohnes erkannt, daß derselbe in Leipzig eine Richtung eingeschlagen hatte, welche wenig geeignet wäre, ihm zu entsprechen, und er wollte, was ihm bei dem Sohne nicht gelingen wollte, eine Erziehung nach dem Schema, wie er es sich entworfen hatte, wenigstens bei seiner Tochter Kornelia um so gründlicher durchführen. Wir haben aber schon gesehen, daß Kornelia eine eigentümliche Persönlichkeit war, ebenfalls wenig geneigt, ein geduldiges Substrat für die Erziehungsexperimente des Vaters abzugeben, welche in diesem nur einen Tyrannen zu sehen glaubte, welcher ihr die Freuden ihrer Jugend

verbitterte und störte. Da sie damals infolge ihres unvorteilhaften Äußeren sich wenig Hoffnung machte, auf dem einzigen möglichen Wege der Verheiratung von diesem Joche sich zu befreien, nahm ihre Liebe zu dem Bruder, welcher ihr einziger Trost war, eine leidenschaftliche, krankhafte Färbung an; während seiner Abwesenheit waren seine Briefe ihr einziger Trost gewesen, und jetzt, da er zurückgekehrt war, krank, verstimmt und hilfsbedürftig, behandelte sie ihn, wie ein verzogenes Kind und nötigte auch den Kreis ihrer Bekannten, auf welchen sie durch ihre entschiedene, energische Geistesrichtung einen großen Einfluß ausübte, ihn auf jede Weise zu verziehen. Dem Vater gegenüber stellte sich das Verhältnis des Sohnes von Tag zu Tag immer ungünstiger. Dieser benutzte die von ihm mit ängstlicher Sorgfalt zurückgelegten Briefe des Sohnes aus Leipzig, um diesem aus denselben den Beweis zu führen, daß er seine Zeit in Leipzig sehr übel angewendet habe und machte ihm darüber die bittersten Vorwürfe. Er mußte auch zu seinem großen Unbehagen inne werden, daß der Jüngling sich in Leipzig viele Anschauungen und Meinungen beigelegt hatte, welche von den seinigen in hauptsächlichen Punkten abwichen, und welche er mit größerer Lebhaftigkeit zu vertreten pflegte, als dem Vater mit dem ihm geschuldeten Respekt vereinbar zu sein schien, und so gab es alle Tage ärgerliche Auftritte zwischen Vater und Sohn, deren unangenehme Folgen zu beseitigen oder wenigstens zu mildern, der immer vermittelnden Mutter viele Not und Sorgen machte. Allerdings sah auch der Vater ein, daß zunächst die Gesundheit des Sohnes wieder hergestellt werden mußte, was denn auch endlich, aber erst nach einer langwierigen und oft sehr beschwerlichen Behandlung im Frühjahr 1769 erreicht zu sein schien. Aber glücklich fühlte sich der Jüngling noch immer nicht; es fehlte ihm eben an kräftiger Lebenslust; seine Umgebung, sein Vaterhaus, seine Vaterstadt mißfielen ihm, die Frankfurter Damen erschienen ihm, mit den Leipzigerinnen verglichen, reizlos und unliebenswürdig, und die tiefe Wunde, welche ihm der Verlust Annettchens geschlagen hatte, wurde jetzt schmerzlich durch deren ihm nun bekannt gewordene Verlobung wieder aufgerissen. In dieser trüben und verdrießlichen Stimmung gewann das fromme Fräulein von Kletten-

berg, welche während seiner Abwesenheit in Leipzig mit seiner Mutter in nähere Beziehungen getreten war, einen bedeutenden Einfluß auf ihn. Sie war eine durchaus liebenswürdige Persönlichkeit, ihr ganzes Wesen herzlich und natürlich und dabei von feinster Sitte, bei ihrer tief religiösen Gesinnung ohne jeden verfolgungssüchtigen Fanatismus und bei der fortwährenden Kränklichkeit, von der sie heimgesucht war, ein wahrhaft rührendes Beispiel von friedlicher Seelenruhe und sanfter Heiterkeit. Aus den Gesprächen mit ihr und aus ihrer Korrespondenz gestaltete Goethe später jene meisterhafte Darstellung, welche er die Bekenntnisse einer schönen Seele nannte, und welche er in seinen Wilhelm Meister einfügte, auf welche wir noch zurückkommen müssen. In der Stimmung, in welcher er sich damals befand, fanden die in so sanftem, eindringlichem Tone vorgetragenen Anschauungen und Zurechtweisungen des Fräulein von Klettenberg leichteren Eingang in seine schmerzlich bewegte Seele. Er war unruhig, verstimmt, von einer unbestimmten, krankhaften Sehnsucht nach etwas erfüllt, über das er sich selbst in seinem Gemüte nicht klar war, und so konnte das sanfte Reden des Fräulein von Klettenberg, welche versuchte, alle seine Unruhe, den unbefriedigenden Zustand seines Innern als eine einfache Folge des Umstandes zu erklären, daß er keinen wahren Gott habe, wirksam auf ihn werden. Übrigens zahlte Goethe, indem er sich eine zeitlang unter der Einwirkung dieser freundlichen Frauengestalt, welche auch denjenigen, die sich in ihre religiös schwärmerische Denkungsart nicht finden können, sympathisch erscheinen muß, in dieser fromm religiösen Richtung bewegte, nur seinen Zoll an die allgemeine Richtung der Zeit, welche in den Bestrebungen der sogenannten Pietisten zu Tage trat. Es ging durch große Kreise des Volkes das Gefühl der Unbefriedigung über die religiösen und kirchlichen Zustände jener Zeit, welche sich in ein erstarrtes Dogmen- und Formenwesen verloren hatten und dem sich nach innerer Erhebung und Erbauung sehnenden Gemüt keine Befriedigung gewähren konnten, eine heiße Sehnsucht nach einem unmittelbaren und innigen persönlichen Verhältnis zu einem immer und überall gegenwärtigen Gotte, welchem man alle seine Anliegen, wie von Ohr zu Ohr vertrauensvoll mitteilen könnte, und der auch wohl persönlich in den

Lauf der Ereignisse eingriffe und zu Gunsten seiner Lieblinge Zeichen und Wunder thäte. Diese Zeitrichtung muß uns den fast unglaublich scheinenden Erfolg erklären, welchen phantastische Schwärmer wie Lavater, aber auch bewußte Betrüger, wie Cagliostro und andere nicht nur in den ungebildeten Volksklassen, sondern auch und sogar vorzugsweise in den höheren und höchsten Kreisen zu erringen wußten. Eine zeitlang schien Goethe es mit der Sache recht ernst zu nehmen. Er besuchte die frommen Konventikel der Klettenberg und sang und betete mit ihr. Aber weder daraus, noch aus der so wunderbar gelungenen Darstellung der frommen Dame in jener Episode im Wilhelm Meister darf man auf eine ihn durch das Leben begleitende christliche Gesinnung Goethes schließen; dem widersprechen schon deutlich die von Viehoff angeführten eigenen Worte des Dichters in einem Briefe an Schiller aus dem Jahre 1796: „Da das Ganze auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechselung des Subjektiven und Objektiven beruhte, so gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu.“

Aber, wenn auch seine gesunde Natur den nebelhaften Dunst der Mystik, welcher ihn zu jener Zeit angehaucht hatte, wieder abschüttelte und leichter mit dieser Periode seiner Entwicklung fertig wurde, als viele andere und nur mit richtigem Instinkt den poetischen Kern herausfand und ihn mit wunderbarer Kunst verwertete, so hätte er doch wohl kaum jene Darstellung in einer Weise geben können, welche so tief aus dem frommen Gemüt der Klettenberg herausgeschöpft scheint, wenn er nicht in dieser Zeit eine lebhafte und innerliche Teilnahme an ihrer Richtung gefunden hätte, obschon auch aus jener Zeit zahlreiche Briefe zu finden sind, welche zeigen, daß die Gefühle der Religiosität und des Christentums nicht gar tief in sein Inneres eingedrungen waren. *) Auch auf ein anderes Gebiet, welches für seine gewaltigste Dichtung von grundlegender Bedeutung geworden ist, wurde er durch die Klettenberg und durch Persönlichkeiten aus ihrem Kreise geführt. Doktor Müller, welcher ihn während seiner Krankheit behandelt hatte, ein alter wunderlicher

*) Siehe: Otto Jahn, Briefe Goethes an Käthchen Schönkopf, Oeser und dessen Tochter. Breitkopf und Reich.

Kauz, welcher jenem mystischen Kreise angehörte, weihte ihn in die Geheimnisse der Kabbala ein und leitet ihn zu kosmogonischen Studien an. Wir sehen hier den Punkt, von dem die Faustdichtung ausgegangen ist. Er studierte Theophrast, und arbeitete auf den Stein der Weisen, als ob er im Ernste Gold machen wollte. Fräulein von Klettenberg nahm an diesen Studien teil; beide hatten sich kleine Laboratorien errichtet, in welchen sie fleißig arbeiteten. Damit verlor Goethe allerdings viele Zeit, welche seinem eigentlichen Berufe, der dichterischen Produktion entzogen wurde, diese Arbeiten waren aber doch nichts weniger als verloren, denn sie waren die wertvollsten Vorarbeiten zum Faust, dessen auf die Magie bezüglichen Teile ohne jene Studien schwerlich jene Natürlichkeit, Wahrheit und Lebensfülle erreicht haben würden, durch welche sie in so hohem Grade unsere Bewunderung erregen. Noch in Straßburg finden wir den jungen Dichter mit diesen Dingen beschäftigt. — Es ist eine ganz ähnliche Erscheinung, wie nach der gewaltsamen Zerreißung des Verhältnisses zu Gretchen.*) Wie er sich damals aus der Erschütterung, welche ihm dieses Ereignis bereitet hatte, durch das Studium der Urphilosophie wieder emporraffte, so suchte er jetzt sein schwer verletztes Herz durch diese ernsten Beschäftigungen zu beruhigen. Zwar erkennen wir deutlich, daß er bis zu der bestimmten Nachricht über Annettchens Verlobung immer noch die Hoffnung einer Wiedervereinigung im Herzen getragen hatte. Es sind sogar die schönsten der an Annettchen gerichteten Lieder in dieser Frankfurter Zeit entstanden, wie das liebliche „An den Mond“.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

---

*) Vergleiche Doktor Siegmar Schulze: Der junge Goethe. Drittes Heft.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß,
Nimmer werd' ich froh!
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodieen zu!

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Und das nicht minder schöne „Unschuld“:

Schönste Tugend einer Seele,
Reinster Quell der Zärtlichkeit!
Mehr als Byron, als Pamele*)
Ideal und Seltenheit!

---

*) Vergleiche hiezu die folgende Stelle aus Korneliens französisch geführtem Tagebuch: „Endlich habe ich diesen Skrupel überwunden, indem ich die Geschichte des Sir Charles Grandison las. Ich würde alles in

Wenn ein andres Feuer brennet,
Flieht dein zärtlich schwaches Licht;
Dich fühlt nur, wer dich nicht kennet,
Wer dich kennt, der fühlt dich nicht.

Göttin, in dem Paradiese
Lebtest du mit uns vereint;
Noch erscheinst du mancher Wiese
Morgens, eh' die Sonne scheint.
Nur der sanfte Dichter siehet
Dich im Nebelkleide zieh'n.
Phoebus kommt, der Nebel fliehet
Und im Nebel bist du hin!

Endlich, nachdem Goethe über anderthalb Jahre wieder im Vaterhause zugebracht und dort ein im ganzen unbefriedigendes Leben geführt hatte, auch, nachdem seine Gesundheit wieder hergestellt worden war, schlug die Stunde, da er es wieder verlassen durfte, und der mißvergnügte Jüngling konnte nicht umhin, dies als eine Befreiung zu begrüßen. Er sollte nach seines Vaters Willen nach Straßburg gehen, um die in Leipzig gelassenen Lücken seiner juristischen Studien auszufüllen und namentlich auch, um sich den Doktortitel zu erwerben, welcher damals für einen Rechtsgelehrten für unentbehrlich gehalten wurde. Auch sollte er seine Kenntnis der französischen Sprache vervollkommnen, welche man damals noch für unentbehrlicher für das Fortkommen eines jungen Mannes hielt, als in unseren Tagen. Auch in Straßburg hatte Fräulein von Klettenberg einen Kreis von pietistischen Bekannten, und man hoffte durch Empfehlungen an dieselben der Wiederholung des lüderlichen Lebens, wie er es teilweise in Leipzig geführt hatte, vorbeugen zu können. Als Goethe am 30. März 1770 Frankfurt verließ, war

---

der Welt darum geben, um in mehreren Jahren dahin zu gelangen, annähernd die vortreffliche Miß Byron nachzuahmen. Sie nachahmen? — Thörin, die ich bin! Kann ich es! Ich würde mich glücklich genug schätzen, den zwanzigsten Teil des Verstandes und der Schönheit dieser bewundernswürdigen Dame zu besitzen, denn dann wäre ich ein liebenswürdiges Mädchen; dieser Wunsch liegt mir bei Tag und bei Nacht am Herzen.

es dem Jüngling zu Mute, wie einem Gefangenen, welcher aus seinem Kerker befreit wird, und nach dreitägiger angenehmer Reise durch den schönen und ihm noch unbekannten Elsaß traf er am 2. April in Straßburg ein, wo er im Gasthof zum Geist Wohnung nahm. Sofort nach seiner Ankunft eilte er zum Münster, dessen Anblick schon aus der Ferne einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Als er vor dem großartigsten Denkmal deutscher Baukunst stand, war die Wirkung eine überwältigende, und er erinnerte sich mit einer gewissen Beschämung, daß er noch vor kurzer Zeit von der gothischen Baukunst verächtlich gesprochen hatte. Jetzt erschien ihm der Bau als ein wunderbares Steinbild, in welchem riesenhafte Größe mit seltener Harmonie vereint war. Der Turm schien ihm einer Riesenpyramide zu gleichen, welche, unten ungeheuer breit, sich immer leichter, anmutiger, luftiger erhob. Die Rhapsodie „von deutscher Baukunst", deren erster Teil ein Jahr später in Straßburg entstanden ist, spricht klar und deutlich die Gefühle aus, welche der junge Dichter bei dem ersten Anblick des gewaltigen Baues hatte. „Als ich zum erstenmale nach dem Münster ging," schreibt er dort, „mit welch unerwarteter Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davortrat. Ein ganzer, großer Eindruck erfüllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegen aber erkennen und erklären konnte."

Er wallfahrtete immer wieder zu dem Münster; zu jeder Tageszeit weilte er dort, wenn am Morgen der Gesang der Vögel den Aufgang der Sonne fröhlich begrüßte, wenn sich die Sonne zum Untergang neigte, in Gedanken und Träumereien versunken oben auf der Platte des Turmes sitzend und in die herrliche Gegend hinausschauend, welche, im Osten von dem Schwarzwald, im Westen von den Vogesen begrenzt, in reicher Fruchtbarkeit und in lieblicher Anmut vor seinem entzückten Auge ausgebreitet lag. Die Stadt selbst mit ihren winklichen und engen Straßen, in welcher der mittelalterliche Anstrich, welchen das Ganze trug, mit den einzelnen modernen Umgestaltungen in einem seltsamen Widerspruch stand, zog ihn anfangs wenig an. „Fünfzehn Tage bin ich hier," schreibt er an einen Freund, „und finde Straßburg nicht eine Hand besser,

noch schlimmer, als alles, was ich auf der Welt kenne, das heißt sehr mittelmäßig.“ Auch das öffentliche geistige Leben in der Stadt, auf dessen nähere Schilderung wir uns hier nicht einlassen können, konnte ihm wenig zusagen und ihm nur geringen Nutzen und dürftige Nahrung bringen. Der pietistische Kreis, an welchen man ihn von Frankfurt aus zu fesseln gesucht hatte, machte einen sehr ungünstigen Eindruck auf ihn; es waren beschränkte Geister, ihm unleidlich durch ihre Unduldsamkeit und ihren blind fanatischen Eifer, deren Beispiel ihm den Mystizismus, zu welchem er durch die sanfte Hand des liebenswürdigen Fräuleins von Klettenberg hingeführt worden war, verhaßt machten und von denen er sich, sobald er konnte, vollständig trennte. Dagegen fand Goethe eine lebhafte geistige Anregung in der Tischgesellschaft, welche bei den beiden alten Fräuleins Lauth ihr Mittagsmahl einnahm. Es waren Studenten, meist Mediziner. Den Vorsitz führte der 48 Jahre alte Aktuar Doktor Salzmann, ein vortrefflicher Mann, welterfahren, herzlich und wohlwollend, kein Kopfhänger, ein Freund froher geselliger Unterhaltung, aber immer bestrebt und einflußreich genug, um mäßigend und zurückhaltend auf etwa zu lebhafte Ausbrüche jugendlicher Leidenschaft zu wirken. Er schloß bald mit Goethe enge Freundschaft und gewann schnell entschiedenen Einfluß auf ihn. Er erzog ihn gleichsam für die Gesellschaft, indem er so das von Frau Professor Böhm in Leipzig begonnene Werk fortsetzte. Er verschaffte ihm Eintritt in viele feine Familien und veranlaßte ihn, das Kartenspiel, welches man nicht entbehren konnte, wenn man in diesen Kreisen verkehren wollte, wieder zu pflegen. Salzmann gab auch unwillkürlich die Veranlassung zu einem seltsamen Abenteuer, welches auf Goethe einen sehr lebhaften und lange nicht zu verwischenden Eindruck gemacht hat und welches hier Platz finden soll, weil es zeigt, welche Anziehungskraft der Jüngling auf das weibliche Geschlecht ausgeübt hat.

Um bei den in Straßburg sehr häufigen Tanzvergnügungen keine zu schlechte Rolle zu spielen, ließ Goethe sich dann auch von Salzmann bei einem alten französischen Tanzmeister einführen, welcher bei seinem Unterricht von seinen beiden Töchtern, jungen hübschen Mädchen, unterstützt wurde, unter deren freundlich bereitwilliger

Anleitung unser Dichter bald artige Fortschritte machte. Da die Mädchen ein sehr einsames und einförmiges Leben führten, baten sie ihn oft, nach der Stunde noch dort zu bleiben und mit ihnen zu plaudern, wozu er sich gerne bereit finden ließ, da beide sich fein und anständig betrugen und namentlich die jüngere eine sehr große Anziehungskraft auf ihn ausübte. So verging ihnen manche Stunde angenehm in vertraulicher Plauderei oder auch, indem er oder eines der Mädchen aus einem Roman vorlas. Die ältere, welche, obschon sie vielleicht hübscher war, als die zweite, dem Jüngling weniger gefiel, als diese, zeigte ihm in ihrem Betragen ein freundlicheres Entgegenkommen, als die letztere, welche, wenn sie sich auch nicht unfreundlich benahm, doch sich mehr still und zurückhaltend gegen ihn verhielt und sich bei dem Tanzunterricht oft von ihrem Vater ablösen ließ, während die ältere sich stets unermüdlich zeigte. Eines Abends sollte er den Grund dieses abweichenden Betragens der beiden Schwestern erfahren. Nachdem die Tanzstunde beendigt war, hielt ihn die ältere Schwester zurück, als er in das Wohnzimmer gehen wollte, weil die Schwester dort eine Kartenschlägerin bei sich habe, um von ihr zu erfahren, was sie von einem in der Ferne lebenden geliebten Manne zu hoffen habe, von dem das ganze Glück ihres zukünftigen Lebens abhinge. Sie setzte hinzu, daß ihr eigenes Herz frei wäre und daß sie sich wohl daran gewöhnen müßte, verschmäht zu werden. Goethe antwortete darauf mit den gewöhnlichen Redensarten, welche man schönen Mädchen zu sagen pflegt, wenn sie an ihrer eigenen Liebenswürdigkeit zu zweifeln scheinen und riet ihr zu, sie solle doch die Gelegenheit benützen und jene Wahrsagerin über ihre eigene Zukunft befragen, was er auch thun wolle, während er es bis jetzt noch nie gethan habe, weil er an solche Dinge nicht glaube. Sie gingen dann auch in das Zimmer, wo sie die Schwester in sehr guter Laune fanden, da ihr offenbar die weise Frau hoffnungsvolles über den entfernten Geliebten gesagt hatte. Aufgefordert, auch der älteren zu prophezeihen, zeigte diese großes Widerstreben und sagte endlich nach einem tiefen Seufzer, daß sie liebe, daß sie nicht geliebt werde und daß eine andere Person dazwischen stehe. Ich erzähle auszüglich mit Goethes eigenen Worten in Wahrheit und Dichtung weiter: Man sah dem

guten Mädchen die Verlegenheit an. Die Alte glaubte die Sache wieder etwas zu verbessern, indem sie auf Briefe und Geld Hoffnung machte. Briefe, sagte das schöne Kind, erwarte ich nicht und Geld mag ich nicht. Wenn es wahr ist, wie Ihr sagt, daß ich liebe, so verdiene ich ein Herz, das mich wieder liebt. — Wir wollen sehen, ob es nicht besser wird, versetzte die Alte, indem sie die Karten mischte und zum zweitenmal auflegte; aber es war vor unser aller Augen nur noch schlimmer geworden. Die Schöne stand nicht allein einsamer, sondern auch mit mancherlei Verdruß umgeben; der Freund war etwas weiter und die Zwischenfiguren näher gerückt. Die Alte wollte zum drittenmal auslegen, in Hoffnung einer bessern Ansicht, allein das schöne Kind hielt sich nicht länger, sie brach in unbändiges Weinen aus, ihr holder Busen bewegte sich auf eine gewaltsame Weise, sie wandte sich um und rannte zum Zimmer hinaus. Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Die Neigung hielt mich bei der gegenwärtigen, das Mitleid trieb mich zu jener, meine Lage war peinlich genug. — Trösten Sie Lucinden, sagte die jüngere, gehen Sie ihr nach! — Ich zauderte; wie durfte ich sie trösten, ohne sie wenigstens einer Art von Neigung zu versichern und konnte ich das wohl in einem solchen Augenblick auf eine kalte mäßige Weise! — Lassen Sie uns zusammen gehen, sagte ich zu Emilien. Ich weiß nicht, ob ihr meine Gegenwart wohl thun wird, versetzte diese. Doch gingen wir, fanden aber die Thür verriegelt. Lucinde antwortete nicht, wir mochten pochen, rufen, bitten wie wir wollten. Wir müssen sie gewähren lassen, sagte Emilie, sie will nun nicht anders! Und wenn ich mir freilich ihr Wesen von unserer ersten Bekanntschaft an erinnerte, so hatte sie immer etwas heftiges und ungleiches, und ihre Neigung zu mir zeigte sie am meisten dadurch, daß sie ihre Unart nicht an mir bewies. Was wollte ich thun? Ich bezahlte die Alte reichlich für das Unheil, das sie gestiftet hatte und wollte gehen, als Emilie sagte: Ich bedinge mir, daß die Karte nun auch auf Sie geschlagen werde. Die Alte war bereit. Lassen Sie mich nicht dabei sein! rief ich, und eilte die Treppe hinunter. Den andern Tag hatte ich nicht Mut hinzugehen. Den dritten ließ mir Emilie durch einen Knaben, der mir schon manche Botschaft von den Schwestern gebracht und

Blumen und Früchte dagegen an sie getragen hatte, in aller Frühe sagen, ich solle heute ja nicht fehlen. — Nach der Stunde ging ich wie gewöhnlich ins Wohnzimmer. Der Vater ließ uns allein, ich vermißte Lucinden. Sie liegt im Bette, sagte Emilie und ich sehe es gern; haben Sie deshalb keine Sorge! Ihre Seelenkrankheit lindert sich am ersten, wenn sie sich körperlich für krank hält; sterben mag sie nicht gern und so thut sie alsdann was wir wollen. Wir haben gewisse Hausmittel, die sie zu sich nimmt und ausruht; und so legen sich nach und nach die tobenden Wellen. Sie ist gar zu gut und liebenswürdig bei so einer eingebildeten Krankheit, und da sie sich im Grunde recht wohl befindet und nur von Leidenschaft angegriffen ist, so sinnt sie sich allerhand romanenhafte Todesarten aus, vor denen sie sich auf eine angenehme Weise fürchtet, wie Kinder, denen man von Gespenstern erzählt. So hat sie mir gestern Abend mit großer Heftigkeit erklärt, daß sie diesmal gewiß sterben würde, und man sollte den undankbaren falschen Freund, der ihr erst so schön gethan und sie nun so übel behandle, nur dann wieder zu ihr führen, wenn sie wirklich ganz nahe am Tode sei; sie wolle ihm recht bittre Vorwürfe machen und auch sogleich den Geist aufgeben. — Ich weiß mich nicht schuldig! rief ich aus, daß ich irgend eine Neigung zu ihr geäußert. Ich kenne jemand, der mir dieses Zeugnis am besten erteilen kann. Emilie lächelte und versetzte: Ich verstehe Sie, und wenn wir nicht klug und entschlossen sind, so kommen wir alle zusammen in eine üble Lage. Was werden Sie sagen, wenn ich Sie ersuche, Ihre Stunden nicht weiter fortzusetzen? — — Und diesen Rat, Ihr Haus zu meiden, geben Sie mir, Emilie? versetzte ich. — Eben ich, sagte sie, aber nicht aus mir selbst. Hören Sie nur! Als Sie vorgestern wegeilten, ließ ich die Karte auf Sie schlagen und derselbe Ausspruch wiederholte sich dreimal und immer stärker. Sie waren umgeben von allerlei Gutem und Vergnüglichem, von Freunden und großen Herren, an Geld fehlte es auch nicht. Die Frauen hielten sich in einiger Entfernung. Meine arme Schwester besonders stand immer am weitesten; eine andere rückte Ihnen immer näher, kam aber nie an Ihre Seite; denn es stellte sich ein dritter dazwischen. Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich mich unter der zweiten Dame gedacht hatte, und nach

diesem Bekenntnisse werden Sie meinen wohlmeinenden Rat am besten begreifen. Einem entfernten Freund habe ich mein Herz und meine Hand zugesagt und bis jetzt liebt' ich ihn über alles; doch es wäre möglich, daß Ihre Gegenwart mir bedeutender würde als bisher und was würden Sie für einen Stand zwischen zwei Schwestern haben, davon Sie die eine durch Neigung und die andere durch Kälte unglücklich gemacht hätten, und alle diese Qual um nichts und auf kurze Zeit. Denn wenn wir nicht schon wüßten, wer Sie sind und was Sie zu hoffen haben, so hätte es mir die Karte aufs deutlichste vor Augen gestellt. Leben Sie wohl, sagte sie, und reichte mir die Hand. Ich zauderte. Nun, sagte sie, indem sie mich gegen die Thüre führte, damit es wirklich das letztemal sei, daß wir uns sprechen, so nehmen Sie, was ich Ihnen sonst versagen würde. Sie fiel mir um den Hals und küßte mich aufs zärtlichste. Ich umfaßte und drückte sie an mich.

In diesem Augenblicke flog die Seitenthür auf und die Schwester sprang hervor und rief: Du sollst nicht allein von ihm Abschied nehmen! Emilie ließ mich fahren und Lucinde ergriff mich, schloß sich fest an mein Herz, drückte ihre schwarzen Locken an meine Wangen und blieb eine Zeitlang in dieser Lage. Und so fand ich mich denn in der Klemme zwischen beiden Schwestern, wie mir's Emilie einen Augenblick vorher geweissagt hatte. Lucinde ließ mich los und sah mir ernst ins Gesicht. Ich wollte ihre Hand ergreifen und ihr etwas freundliches sagen; allein sie wandte sich weg, ging mit starken Schritten einigemal im Zimmer auf und ab und warf sich dann in die Ecke des Sofas. Emilie trat zu ihr, ward aber sogleich weggewiesen, und hier entstand eine Scene, die mir noch in der Erinnerung peinlich ist, und die, ob sie gleich in der Wirklichkeit nichts theatralisches hatte, sondern einer lebhaften jungen Französin ganz angemessen war, dennoch nur von einer guten empfindenden Schauspielerin auf dem Theater würdig wiederholt werden könnte.

Lucinde überhäufte ihre Schwester mit tausend Vorwürfen. Es ist nicht das erste Herz, rief sie aus, das sich zu mir neigt und das du mir entwendest. War es doch mit dem Abwesenden ebenso, der sich zuletzt unter meinen Augen mit dir verlobte. Ich mußte es

ansehen, ich ertrug's; ich weiß aber, wie viele Thränen es mich gekostet hat. Diesen hast du mir nun auch weggefangen, ohne jenen fahren zu lassen, und wie viele verstehst du nicht auf einmal zu halten? Ich bin offen und gutmütig, und jedermann glaubt mich bald zu kennen und mich vernachlässigen zu dürfen; du bist verstockt und still, und die Leute glauben wunder, was hinter dir verborgen sei. Aber es ist nichts dahinter als ein kaltes selbstisches Herz, das sich alles aufzuopfern weiß; das aber kennt niemand so leicht, weil es tief in deiner Brust verborgen liegt, so wenig, als mein warmes treues Herz, das ich offen trage, wie mein Gesicht.

Emilie schwieg und hatte sich neben ihre Schwester gesetzt, die sich im Reden immer mehr erhitzte, und sich über gewisse besondere Dinge herausließ, die mir zu wissen eigentlich nicht frommte. Emilie dagegen, die ihre Schwester zu begütigen suchte, gab mir hinterwärts ein Zeichen, daß ich mich entfernen solle; aber wie Eifersucht und Argwohn mit tausend Augen sehen, so schien auch Lucinde es bemerkt zu haben. Sie sprang auf und ging auf mich los, aber nicht mit Heftigkeit. Sie stand vor mir und schien auf etwas zu sinnen. Darauf sagte sie: Ich weiß, daß ich Sie verloren habe; ich mache keine weiteren Ansprüche auf Sie. Aber du sollst ihn auch nicht haben, Schwester! Sie faßte mich mit diesen Worten ganz eigentlich beim Kopf, indem sie mir mit beiden Händen in die Locken fuhr, mein Gesicht an das ihre drückte und mich zu wiederholtenmalen auf den Mund küßte. Nun, rief sie aus, fürchte meine Verwünschung. Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum erstenmale nach mir diese Lippen küßt! Wage es nun wieder mit ihm anzubinden; ich weiß, der Himmel erhört mich diesmal. Und Sie, mein Herr, eilen Sie nun, eilen Sie was Sie können!

Ich flog die Treppe hinunter mit dem festen Vorsatze, das Haus nie wieder zu betreten."

Goethe konnte lange den Eindruck nicht überwinden, welcher dieser Fluch der leidenschaftlichen Französin auf ihn machte. Er vermied es lange ängstlich, ein Mädchen zu küssen, aus Furcht, jene Verwünschungen möchten sich verwirklichen, bis die leiden=

schaftliche Liebe zu Friederike, wie wir bald sehen werden, alle abergläubischen Bedenken verscheuchte. Nun, Friederiken haben seine Küsse wahrlich kein Glück, keinen Segen gebracht!

Trotzdem er an den Freuden des geselligen Lebens, an Spiel und Tanz, lebendigen Anteil nahm, ergab er sich doch lange nicht in dem Maß, wie in Leipzig, einem leichtsinnigen, ja lüderlichen Treiben. Es herrschte vielmehr in dem Kreise, welcher sich um Salzmann als seinen belebenden Mittelpunkt bewegte, bei aller Heiterkeit, ja Ausgelassenheit, doch ein gewisser sittlicher Ernst, so daß das Leben in Straßburg nicht nur anregend, sondern auch erziehend und ihn sittlich zum Besseren hinweisend auf Goethe wirkte. Aber für den eigentlichen doppelten Zweck des Aufenthalts in Straßburg, für das Studium der Jurisprudenz und für die Erlernung der französischen Sprache geschah sehr wenig. Die juristischen Studien wurden nur mit sehr geringem Eifer getrieben, und die Übung in der französischen Sprache wurde vollständig und zwar mit bewußter Absicht hintangesetzt. Denn hier in der einst dem deutschen Reiche so schimpflich entrissenen einstigen freien deutschen Reichsstadt begann Goethes patriotisches, deutsches Gefühl sich zu regen, genährt von dem Anblick des Wunderwerks der deutschen Baukunst, für welche ihm erst hier das wahre Verständnis aufgegangen war, und unterstützt von der Wahrnehmung, daß in der Straßburger Bürgerschaft gegenüber der ausländischen Bildung, welche sich mit einer zunehmenden Anmaßung geltend machen wollte, sich eine kräftige deutsche Gesinnung in einer erfreulichen Weise erhalten hatte; und so trug man in dem Kreise, in welchem Goethe sich bewegte, das deutsche Wesen und die deutsche Sprache geflissentlich zur Schau und verschmähte die Beschäftigung mit der französischen Sprache als eine erniedrigende Ausländerei. Die folgenreichste Bekanntschaft aber, welche Goethe in Straßburg machte, war die mit dem 1744 geborenen, also um fünf Jahre älteren Herder, welcher damals schon ein in der deutschen Litteratur berühmter Mann war. Das Prinzip, welches der litterarischen Thätigkeit Herders zu Grunde lag, war die unbegrenzte Berechtigung des geistigen Individuums, die vollständige Hingabe an die Natur, die gänzliche Verwerfung aller überlieferten Regeln und Gesetze. Zur

Natur sollte die Poesie zurückgeführt werden; ohne auf Systeme, Theorien, Autoritäten zu achten, soll der Dichter alles, was er schafft, nur aus sich selbst und aus der Natur herausholen. Die Bibel, Homer, Shakespeare, Ossian, Klopstock und die Volksliedbichtung sollten die einzigen Quellen und Vorbilder sein. In diese Prinzipien weihte Herder den jungen Goethe ein, welcher sich ihm vorgestellt und einen sehr guten Eindruck auf ihn gemacht hatte. Herder war nach Straßburg gekommen, weil er hoffte, daß der berühmte dortige Augenarzt Lobstein ihn von einem sehr lästigen und schmerzhaften Augenleiden befreien könnte. Sein von Natur schon grillenhafter und äußerst reizbarer Charakter war durch die beständigen Widerwärtigkeiten seiner Krankheit und auch noch durch andere Verhältnisse damals noch empfindlicher und ungeduldiger geworden. In doppelter Weise war der Umgang mit ihm eine vortreffliche Schule für den jungen Mann. Einerseits war Herder ihm von unschätzbarem Nutzen für seine geistige Entwicklung, er machte ihn zu seinem Schüler, richtete seine Aufmerksamkeit auf die in seinem Wissen noch vorhandenen Lücken, las mit ihm die alten Klassiker, erweckte seine Teilnahme für Shakespeare und lehrte ihn, dessen Meisterwerke zu verstehen und zu würdigen und vernichtete den letzten Rest, welcher noch von dem in Leipzig angenommenen französischen Geschmack in ihm übrig geblieben war. Andererseits trug er zur sittlichen Erziehung des Jünglings in nicht genug zu schätzender Weise bei. Goethe war bis jetzt überall, außer von seinem Vater, von allen, welche mit ihm in Berührung gekommen waren, verzogen und verzärtelt worden. Er war daran gewöhnt worden, die erste Rolle zu spielen und über die anderen zu herrschen und war durch diese Verwöhnung wohl etwas anspruchsvoll und eigenwillig geworden. Jetzt trat ihm in Herder ein Mann gegenüber, welcher sich dem Jüngling überlegen fühlte und ihn dies Gefühl der Überlegenheit in oft nicht zu liebenswürdiger Weise empfinden ließ. Der ungünstige Ausgang der an seinen Augen vollzogenen Operation, die aufregenden Einwirkungen unangenehmer Privatverhältnisse steigerte die Verdrießlichkeit des an und für sich schon launenhaften Mannes zu einem für seine Umgebung fast unerträglichen Grade. Goethe, welcher ihn während

seiner Krankheit sehr sorgsam pflegte, ließ sich aus Respekt vor dem großen Manne alles ruhig gefallen, wenn derselbe seine böse Laune an ihm ausließ, wenn er ihn die bittersten Spottreden hören ließ und ihm mit unverhüllter Offenheit seine Fehler, seine Unwissenheit, seine Eitelkeit und seinen Leichtsinn schonungslos vorwarf. Ein Biograph Goethes *) faßt diese Einwirkung Herders auf Goethe in folgenden Worten zusammen: „Die Krankenstube Herders wurde für Goethe eine Schule der Duldung und Selbstbeherrschung; die grausame, aber feste Hand des älteren Freundes brannte unerbittlich alle faulen Flecke aus seinem Innern und nötigte ihn, mit der neuen Kunsttheorie und der neuen ästhetischen Bildung auch einen neuen sittlichen Menschen anzuziehen." Trotzdem Herder, wie wir sehen, nicht allzusanft mit unserem Dichter umging, empfand dieser doch dessen Entfernung von Straßburg, welche um Ostern 1771 erfolgte, als eine nicht leicht auszufüllende Lücke, und würde den Verlust des Freundes wohl noch schwerer empfunden haben, wenn nicht um diese Zeit eine glühende, leidenschaftliche Liebe sein Herz ganz erfüllt hätte. Wir stehen hiemit vor einer der anziehendsten Episoden aus seinem Leben, welche leider, wie sie eine Zeitlang das hellstrahlendste Licht des Glückes auf sein Dasein warf, einen ebenso tiefen Schatten auf sein Andenken fallen ließ; wir stehen vor der Bekanntschaft mit einer der liebenswürdigsten Frauengestalten, welche in sein Leben eingegriffen haben. Von allen so zahlreichen Liebesverhältnissen, welche der junge Goethe geschlossen und wieder gelöst hat, und welche ihn nicht immer im besten Licht erscheinen lassen, hat keines eine so herzliche Teilnahme in aller Welt erregt, wie die Liebesidylle, welche sich in seinem einundzwanzigsten Jahre während seiner Studienzeit in Straßburg zwischen ihm und Friederike, der zweiten Tochter des Pfarrers Brion in Sesenheim, abgespielt hat. Niemand kann noch heute ohne eine gewisse Bewegung die meisterhafte Schilderung lesen, welche er mehr als 40 Jahre später in seiner Selbstbiographie von dieser Jugendliebe und dem lieblichen Gegenstande derselben giebt, über welche er in unnachahmlicher Weise den Zauber der

*) Robert Prutz.

[redacted]

Erinnerung an diese Zeit der jungen Liebe ausgegossen hat, so daß man unwillkürlich an die Verse seines großen Freundes denkt:

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!
O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Allein es steigt auch ein bitteres Gefühl in uns auf, wenn wir diese reizende Schilderung lesen, welche der dreiundsechzigjährige Mann von der schwärmerischen Liebe des einundzwanzigjährigen Jünglings entworfen hat. Vor unseren Augen steigt das traurige, mit Thränen benetzte Gesicht des lieblichen, unglücklichen Mädchens auf, wie es die kalten Abschiedsworte liest, mit welchen Goethe, nachdem er nach Frankfurt zurückgekehrt ist, ihr die Lösung des Verhältnisses ankündigt. Wir müssen uns sagen, daß Goethe sich schwer an diesem Mädchenherzen, das sich ihm vertrauensvoll hingegeben hatte, versündigt hat, daß die verklärende Schilderung, welche der dem Greisenalter nahe stehende Mann uns giebt, nicht imstande ist, uns über die Thatsache zu täuschen, daß die Handlungsweise des Jünglings gegen den lieblichen Gegenstand derselben in keiner Weise zu entschuldigen ist. Wir sehen hier vollständig von den als unfehlbar hingestellten Resultaten der förmlichen Kriminaluntersuchungen und der Zeugenverhöre in großem Stil, welche von einzelnen Schriftstellern und Goetheforschern über die Frage angestellt worden sind, ob das Verhältnis Goethes zu Friederike ein reines geblieben ist, oder ob ein Umgang zwischen ihnen stattgefunden hat, welcher nicht ohne Folgen geblieben wäre, wir maßen uns auch, da wir selbst solche Untersuchungen nicht angestellt haben und nicht die Mittel besitzen, die Resultate der von jenen angestellten auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, kein Urteil über dieselben an, wir sind aber der Meinung, daß diese Frage auch für die Beurteilung Friederikens und ihres Verhältnisses zu Goethe von nicht zu großer Bedeutung ist. Man zeihe uns nicht der Frivolität, wenn wir aussprechen, daß unser Urteil über Friederike auch, wenn das angebliche Resultat jener

Untersuchungen ein zuverlässiges ist, nicht allzustrenge ausfällt, wenn wir das Wort, welches Faust von Gretchen ausspricht: „Und ihr Verbrechen war ein schöner Wahn!“ auch auf sie anwenden, und wenn wir andererseits im entgegengesetzten Falle die Schuld Goethes ihr gegenüber nicht für viel geringer halten. Es steht jedenfalls fest, daß Friederike ihr ganzes Herz vertrauensvoll dem Manne geschenkt hatte, welcher glühende Liebesworte in das Ohr des der Welterfahrung entbehrenden Mädchens flüsterte, welches noch nie einen Mann von so glänzender Persönlichkeit, von solcher geistigen Größe und zugleich von so überwältigender Liebenswürdigkeit kennen gelernt hatte, und welches man nicht verurteilen kann, wenn es in heißer glühender Liebe sich ihm, auf den es volles Vertrauen setzte, hingab, und andererseits hatte Goethe in keinem Falle, auch wenn er von ihr nicht den letzten Beweis der weiblichen Hingebung erhalten hatte, woran wir trotz aller Zeugenaussagen immer noch festhalten zu müssen glauben, das Recht, aus kalten, selbstsüchtigen und engherzigen Beweggründen die Hoffnungen zu täuschen, welche er in ihr erregt hatte. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß er harte Kämpfe hätte führen müssen, um die Einwilligung seiner Familie zu der Verbindung mit der Sesenheimer Pfarrerstochter zu erhalten, aber es wäre seine Pflicht gewesen, den Kampf wenigstens zu versuchen und alles Gerede, daß er gefürchtet habe, dem freien Flug seines Genius durch eine so früh geschlossene Verbindung Fesseln anzulegen, rechtfertigt in keiner Weise sein Verfahren. Was nun gar die Versuche betrifft, den Ruf Friederikens auch nach der Trennung von Goethe in sehr häßlicher Art zu beschmutzen, so weisen wir dieselben entschieden zurück. Sie beruhen auf den Aussagen eines ganz verkommenen Menschen, wie Lenz und auf dem Geschwätz von Klatschbasen. Außerdem hat Friederike keine weitere Bedeutung, als in ihrem Verhältnis zu Goethe, und, nachdem dieses einmal gebrochen ist, ist es weder ein angenehmes, noch überhaupt ein verdienstliches Unternehmen, ihren weiteren Lebensumständen nachzuforschen, um einen Schmutz zu Tage zu fördern, welcher nicht der Wissenschaft, sondern nur der Skandalsucht eine Nahrung bietet.

Der Roman spielte vom Herbst 1770 ein ganzes Jahr bis

zum Herbst 1771. Jene Tage lebten noch in der Erinnerung des dreiundsechzigjährigen Mannes wie eine ununterbrochene Reihe von glückseligen Frühlingstagen, in welchen er die Reize der Natur und des Klimas mit einem von der Liebe erhöhten Gefühl mit doppeltem Genusse empfand. „Ernsthafter jedoch und erhebender," schreibt er im elften Buche von Wahrheit und Dichtung, „war der Genuß der Tages- und Jahreszeiten in diesem herrlichen Lande. Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Thau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, thürmten sich oft Wolken über die entfernten Berge bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinahe schwarzen, himmlischen Bandstreifens waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger als ich sie irgend beobachtet."

Ungefähr sechs Stunden von Straßburg entfernt lebte in dem Dorfe Sesenheim der Pfarrer Johann Jakob Brion. Er war ein schlichter, gutherziger Mann, seine Pfarre war einträglich, seine Familie bestand aus einer vortrefflichen Frau und aus 4 Kindern, 3 Töchtern und einem Sohne, welcher jünger als diese war. Die zweite dieser Töchter, Friederike, stand damals im achtzehnten Jahre. Das Pfarrhaus in Sesenheim war wegen seiner Gastfreiheit in der ganzen Gegend bekannt und auch ein Gegenstand des Gesprächs bei Goethes Tischgesellschaft, an welcher auch ein Mediziner Weyland teilnahm, mit welchem Goethe in einem näheren Verhältnis stand, und welcher mit der Pfarrersfamilie eine freundschaftliche Verbindung unterhielt.

Die erste Andeutung von Goethes Bekanntschaft mit Friederike findet sich in seinem Briefe an eine Freundin vom 14. Oktober

1770, in welchem er, nachdem er geschildert hat, wie vergnügt und zufrieden er in Straßburg lebt, fortfährt: „Sie sollten wohl nicht raten, wie mir jetzt so unverhofft der Einfall kommt, Ihnen zu schreiben, und weil die Ursache so gar artig ist, muß ich's Ihnen sagen. Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe. Und daraus können Sie sehen, inwiefern man seine Freunde vergessen kann, wenn's einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unser selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz selbst fühlt und still ist, und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig."

Weyland war es auch, welcher Goethe zu dem ersten Besuch in dem Brionschen Hause veranlaßte, wozu diesen außer den günstigen Schilderungen des Freundes von dem, was er dort finden würde, noch besonders die Hoffnung bewegte, daß er in dem Pfarrhause von Sesenheim ein lebendiges Abbild der Schilderung finden werde, welche Goldsmith in seinem Vicar of Wakefield, auf welchen er von Herder aufmerksam gemacht worden war, von den Familienverhältnissen eines Landpfarrers gegeben hat. Nach dem Datum jenes Briefs muß es in den ersten Tagen des Oktober 1770 gewesen sein, daß dieser erste Besuch stattfand. Es ist ein böses Omen für den Verlauf des Verhältnisses, welches sich mit diesem Tage verhängnisvoll anknüpfen sollte, daß Goethe mit einer, allerdings unschuldig gemeinten Täuschung, die Schwelle des Hauses übertrat, in welchem er bei seinem einstigen Scheiden bitteres Herzeleid und heiße Thränen zurücklassen sollte. Infolge einer Neigung zu Verkleidungen, welche ihm von früher Jugend an eigen war und um ungestörter seine Beobachtungen zu machen, trat er in ärmlicher Kleidung als ein dürftiger Kandidat der Theologie auf. Die Beiden trafen nur den Pfarrer zu Hause, einen freundlichen

alten Herrn, welcher schon im ersten Gespräch, während Weyland die Frau Pfarrerin suchte, mit der dem Alter eigenen Geschwätzigkeit von seiner Lieblingsidee, dem Neubau des Pfarrhauses zu sprechen begann. Dann kam die Mutter dazu, eine würdige Matrone, den Eindruck der Heiterkeit und Gastfreundlichkeit machend. Die erste Erscheinung Friederikens muß ich mit Goethens eigenen Worten erzählen: „Die älteste Tochter kam lebhaft hereingestürmt; sie fragte nach Friederiken, sowie die anderen beiden auch nach ihr gefragt hatten. Der Vater versicherte, sie nicht gesehen zu haben, seitdem alle drei fortgegangen. Die Tochter fuhr wieder zur Thüre hinaus, um die Schwester zu suchen; die Mutter brachte uns einige Erfrischungen, und Weyland setzte mit den beiden Gatten das Gespräch fort, das sich auf lauter bewußte Personen und Verhältnisse bezog, wie es zu geschehen pflegt, wenn Bekannte nach einiger Zeit zusammenkommen, von den Gliedern eines großen Zirkels Erkundigungen einziehen und sich wechselweise berichten. Ich hörte und erfuhr nunmehr, wieviel ich mir von diesem Kreise zu versprechen hatte.

Die älteste Tochter kam wieder hastig in die Stube, unruhig, ihre Schwester nicht gefunden zu haben. Man war besorgt um sie und schalt auf diese oder jene böse Gewohnheit; nur der Vater sagte ganz ruhig: „Laßt sie immer gehen, sie kommt schon wieder!“ In diesem Augenblick trat sie wirklich in die Thür; und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte

ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen. Die Unterhaltung wurde allgemein; der Versuch Friederikens, zum Klavier ein sentimentales Lied zu singen, mißlang, worüber sie sich in heiterem Tone entschuldigt: „Wenn ich schlecht singe, so kann ich die Schuld nicht auf das Klavier und den Schulmeister werfen; lassen Sie uns aber nur hinauskommen, dann sollen Sie meine Elsässer- und Schweizerliedchen hören, die klingen schon besser.“

Während des Abendessens beschäftigte ihn die Vorstellung, wie sehr der Kreis, in welchem er sich befand, der von Goldsmith geschilderten Familie Primrose glich, daß er nachdenklich und stumm wurde, obgleich die Lebhaftigkeit der älteren Schwester und die Anmut der jüngeren ihn oft aus seinen Betrachtungen aufscheuchten. Ein im Mondschein unternommener Spaziergang vollendete den Zauber, welchen Friederikens anmutige Erscheinung auf Goethe ausgeübt hatte. Dieser erzählt: „Er (Weyland) bot der ältesten den Arm, ich der jüngsten, und so zogen wir durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenstande habend, als die Erde, die sich neben uns in der Breite verlor. Friederikens Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin, was eine Empfindung angedeutet oder erweckt hätte, nur bezogen sich ihre Äußerungen mehr als bisher auf mich, indem sie sowohl ihren Zustand als die Gegend und ihre Bekannten mir von der Seite vorstellte, wiefern ich sie würde kennen lernen: denn sie hoffe, setzte sie hinzu, daß ich keine Ausnahme machen und sie wieder besuchen würde, wie jeder Fremde gern gethan, der einmal bei ihnen eingekehrt sei. Es war mir sehr angenehm, stillschweigend der Schilderung zuzuhören, die sie von der kleinen Welt machte, in der sie sich bewegte, und von den Menschen, die sie besonders schätzte. Sie brachte mir dadurch einen klaren und zugleich so liebenswürdigen Begriff von ihrem Zustande bei, der sehr wunderlich auf mich wirkte: denn ich empfand auf einmal einen tiefen Verdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben und zugleich ein recht peinliches, neidisches Gefühl gegen alle, welche das Glück gehabt hatten, sie bisher zu umgeben. Ich paßte sogleich, als wenn ich ein Recht

dazu gehabt hätte, genau auf alle ihre Schilderungen von Männern, sie mochten unter dem Namen von Nachbarn, Vettern oder Gevattern auftreten, und lenkte bald da bald dorthin meine Vermutung; allein, wie hätte ich etwas entdecken sollen in der völligen Unbekanntschaft aller Verhältnisse. Sie wurde zuletzt immer redseliger und ich immer stiller. Es hörte sich ihr gar so gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Gesichtsbildung aber so wie die übrige Welt in Dämmerung schwebte, so war es mir, als ob ich in ihr Herz sähe, das ich höchst rein finden mußte, da es sich in so unbefangener Geschwätzigkeit vor mir eröffnete."

Wie das Mädchen schon während dieses ersten Besuchs von zwei Tagen, für deren überaus reizende Einzelheiten wir den Leser auf Wahrheit und Dichtung selbst verweisen müssen, das Herz des Dichters ganz gewonnen hatte, erkennen wir aus folgendem am 15. Oktober 1770 geschriebenen Briefe an Friederiken, welcher zugleich bedauernswerter Weise der einzige ist, welcher uns aus der gewiß zahlreichen Reihe, die sich an ihn anschlossen, erhalten blieb:

„Liebe neue Freundin!

Ich zweifle nicht, Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Auge, im ersten Blicke, die Hoffnung zu dieser neuen Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollt' ich schwören; Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so liebe, nicht wieder ein bischen günstig sein? — Liebe, liebe Freundin! Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo schreiben will, und was ich schreiben möchte, das ist ein Anderes; soviel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen sein möchte, und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen. Die Umstände unserer Rückreise können Sie sich ungefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid es mir that, und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte,

so gern er auch unter anderen Umständen bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist es natürlich, daß der Diskurs weder weitläufig noch interessant werden konnte. Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation, den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den Moräßten; die Nacht brach herein und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit ziemlich freigebig erschien, sich um etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben, von der Liebe und Treue unserer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein. Unterdessen war mir die Rolle,*) die ich aus Furcht, sie zu verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? O, ich mag's nicht sagen, entweder Sie können's raten, oder Sie glauben's nicht. Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Wege unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie bald wiederzusehen. Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wiederzusehen. Und wir anderen mit den verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich sind wir mit der Arznei da und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig, du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von den Leuten, die du liebst; sei ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels giebt, wovon es nicht essen sollte. Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süße Landfreuden mißfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen, als jetzo. Zwar hoffe ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und mutwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig

---

*) Der mit dem Schulmeister in Sesenheim angefertigte Entwurf für den Neubau des Pfarrhauses.

Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben. Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren teuren Eltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wieder gäbe."

Goethes Besuche in Sesenheim wurden immer häufiger und von jedem derselben kehrte er verliebter und mehr von ihrer Liebenswürdigkeit und von ihren vortrefflichen Eigenschaften durchdrungen zurück. Das schöne Gedicht „Willkomm und Abschied" bezieht sich auf einen solchen Ausflug, welchen er unmittelbar nach dem Schluß des letzten Vortrags am Beginn einer kurzen Ferienzeit unternahm:

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war gethan, fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese, da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Mut;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Atemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen welche Wonne!
In deinem Auge welcher Schmerz!

Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Er bezeichnet in seinen Erinnerungen als die Hauptelemente ihres Charakters „besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein und Frohsinn mit Voraussehen: Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Äußeres gar hold bezeichneten.“ Er nennt sie den Liebling aller, welche mit ihr in nähere Berührung kamen und rühmt ihre Geschicklichkeit, mit welcher sie „Verwirrungen geschickt auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand.“ — „Die reinste Freude, fährt er fort, die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehen, daß sie andere erfreut. Friederikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohlthätig. Auf Spaziergängen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder, und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entstehen mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir schon gerühmt, und am allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. Sowie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Notwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte. Dabei kam sie niemals außer Atem und blieb völlig im Gleichgewicht; daher mußte die allzugroße Sorge der Eltern für ihre Brust manchem übertrieben scheinen.“ Von dem Abschied nach jenem so plötzlich unternommenen Besuch schreibt er: „Friederike entließ mich froh, sie war von meiner Neigung überzeugt, wie ich von der ihrigen, und die sechs Stunden schienen keine Entfernung mehr.“

Die Gäste, welche immer ziemlich zahlreich in dem Brionschen Hause zusammenkamen, beschäftigten sich oft mit heiteren, harmlosen Gesellschaftsspielen im Zimmer und im Freien und dies brachte Goethe in Nachwirkung jenes heftigen Auftritts mit der Tochter des französischen Tanzmeisters, welche wir erzählt haben, in eine

eigentümliche Lage. Seitdem jenes leidenschaftliche Mädchen seine Lippen verwünscht, hatte er ängstlich vermieden, ein Mädchen zu küssen, weil er fürchtete, es dadurch zu schädigen. Aber es erwartete ihn in der Gesellschaft eine lästige Prüfung. Jene Gesellschaftsspiele sind meistenteils auf Pfänder begründet, bei deren Einlösung die Küsse eine große Rolle spielen. Er hatte sich vorgenommen, in keinem Falle zu küssen und bot nun reichlich Talent und Humor auf, dies zu vermeiden, und wenn ihm ein Kuß auferlegt wurde, sich mit einer geschickten Wendung herauszuziehen, was ihm auch immer in zufriedenstellender Weise gelang. Zuletzt aber überwand er den Aberglauben, welcher in dieser Enthaltsamkeit lag. „Alle hypochondrischen, abergläubischen Grillen," schreibt er, „waren verschwunden, und als sich die Gelegenheit gab, meine so zärtlich Geliebte recht herzlich zu küssen, versäumte ich's nicht, und noch weniger versagte ich mir die Wiederholung dieser Freude."

Glück haben die Küsse Goethens Friederiken nicht gebracht; an ihr wenigstens ist der dämonischen Lucinde Fluch in Erfüllung gegangen.

Das Verhältnis der beiden Liebenden wurde immer inniger und in den Zwischenräumen seiner Besuche in Sesenheim entwickelte sich ein lebhafter geistig angeregter Briefwechsel zwischen ihnen; auch schickte er ihr Bücher, besonders Romane, welche sie gerne las, weil man darin, wie sie sagte, „so hübsche Leute finde, denen man wohl ähnlich sehen möchte." Eine förmliche öffentliche Verlobung, wie später mit Lilly Schönemann hat nicht zwischen ihnen stattgefunden, aber der folgende von Goethe selbst erzählte Auftritt kann wohl als eine beiderseitige Verpflichtung angesehen werden: „Wir entschädigten uns*) durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand, und an jenem stillen Platze durch die herzlichste Umarmung und die traulichste Versicherung, daß wir uns von Grund aus liebten. Das Gedicht „An die Erwählte" spricht so deutlich als möglich den Gedanken an eine Verbindung für das Leben aus:**)

---

*) Nämlich für den Zwang, welchen ihnen eine sehr zahlreiche und ausgelassene Gesellschaft auferlegt hatte.

**) Dies Gedicht ist erst nach seiner Trennung von Straßburg und von Friederiken entstanden.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebster noch vorbei;
Aber wenn er einst den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt!

Frisch gewagt, ist schon gewonnen,
Halb ist schon mein Werk vollbracht;
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen ist es Nacht.
Wär' ich müßig dir zur Seite,
Drückte auch der Kummer mich,
Doch in aller dieser Weite
Wirk' ich rasch und nur für dich!

Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammengehn,
Und den Stern in Abendstunden
Sanft hinuntergleiten sehn.
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen diesen
Wird doch wohl ein Hüttchen sein.

Goethe hat die Versprechungen dieses Gedichtes schlecht gehalten. Den Kampf, welchen er hier für den Besitz der Geliebten zu kämpfen sich vermißt, hat er „feige" nicht gewagt, das Hüttchen, welches er zu finden hofft, hat er verschmäht, das Herz des Mädchens, welches er beschwört, treu zu bleiben, hat er gebrochen. Auch die glühendsten Verehrer des großen Dichters können nicht leugnen, daß Goethe sich dem duldenden Vertrauen der Eltern, welche dem intimen Umgang ihrer Tochter mit ihm doch nur in der Zuversicht auf eine Verbindung für das Leben so ruhig zusahen und der hingebenden Liebe des Mädchens gegenüber sich ganz unverantwortlich benommen hat, und niemand hat dies tiefer empfunden als er selbst und bittere Reue ist während seines ganzen Lebens nicht aus seinem Herzen geschwunden. Er selbst hat in diesem Liebesverhältnis ganz un-

gestörtes Glück nur verhältnismäßig kurze Zeit, vielleicht drei oder vier Monate genossen. Gerade von dem Augenblick an, von dem man annehmen sollte, daß er der Ausgangspunkt eines erhöhten Glücksgefühls geworden wäre, von jenem gegenseitigen Geständnis und Treuegelöbnis an, begann er an sich und an seiner Liebe irre zu werden. Er erschrak vor der Verpflichtung, welche er sich auferlegt hatte; sein leidenschaftliches Verhältnis zu Friederiken, sagt er selbst in Wahrheit und Dichtung, begann ihn zu ängstigen, vergebens suchte er, in immer leidenschaftlicheren Gedichten die innere Stimme des nüchternen Verstandes zu übertäuben, welche ihm zuflüsterte, er habe an seinem Genie und an seiner Zukunft schwer gesündigt, indem er sich so früh gebunden habe, es kam so weit, daß er sich bei der Geliebten nicht wohl befand, während ihn doch das bessere Gefühl seines Herzens an sie fesselte, und während die Arme, wenn sie auch manchmal Besorgnisse hegte, doch, wie er selbst zugestand, äußerlich immer dieselbe blieb und gewiß den Gedanken, daß dieses Liebesglück ein so jähes Ende nehmen würde, nicht fassen konnte. Dieses Ende kann man aber schon mit Riesenschritten nahen sehen, wenn man seine Briefe an Salzmann aus dem Sommer 1771 liest. Man bemerke nur folgende Stellen: „Meine Seele dreht sich wie ein Wetterhahn und ich bin um kein Haar glücklicher, nachdem ich erlangt, was ich gewünscht.“ — Und: „Wie ich noch nie in einer Liebe volles Genüge gefunden, so werde ich es auch schwerlich jemals finden, und trotzdem werde ich nie aufhören, wie es in dem Gleichnis heißt, wieder und wieder Kirschbäumchen zu pflanzen. Die Kleine fährt fort, krank zu sein, und mit mir geht das eigene Schuldgefühl herum. Ich sitze zwischen Thür und Angel; ich bin zu wachend, um nicht zu fühlen, wie ich nach Schatten greife und doch bin ich zu schwach, eben durch meine Liebe zu schwach, die fesselnden Blumenketten zu zerreißen.“ Er konnte sich der letzten Tage, welche er in Sesenheim zubrachte, auch noch im Alter nicht ohne heftigen Schmerz erinnern. Es waren Tage des schmerzlichsten Kampfes, des heftigsten Widerstreits in seinem Innern. Der Hauptzweck seines Straßburger Aufenthalts war, wenn auch nicht ganz in der glänzenden Weise, wie es sein Vater gewünscht hatte, erreicht. Er war am 6. August 1771 zum

Doktor der Rechte promoviert worden. Dringende Briefe seines Vaters, welchen er nichts entgegensetzen konnte, riefen ihn nach Frankfurt zurück. Er mußte Abschied nehmen. Er war sich wohl bewußt, daß dies ein Abschied für das Leben war. Er fühlte die Bedenken, welche einer so frühen Ehe entgegenstanden, welche vielleicht teilweise begründet waren, an welche aber früher zu denken seine Pflicht gewesen wäre, er hatte nicht den Mut, wie er es in jenem Gedicht versprach, den Kampf gegen die ernsten Hindernisse zu unternehmen, welche sich der Verbindung eines Patriciersohns der stolzen Reichsstadt mit der einfachen in ganz kleinen Verhältnissen aufgewachsenen Tochter eines Landpfarrers entgegenstellten, er hatte sich schon bei Gelegenheit eines Besuchs, welchen seine Geliebte mit Mutter und Schwester in Straßburg gemacht hatte, durch den Gegensatz ihrer ländlichen Art und Weise zu dem städtischen Wesen, in hohem Grade verletzt und gequält gefühlt, er konnte nicht ohne Schauder daran denken, seinem stolzen Vater, seiner streng urteilenden Schwester, seinen auf ihren reichsstädtischen Adel eingebildeten Verwandten ein Mädchen zuzuführen, welches bei all ihrer Lieblichkeit so ganz außerhalb einer solchen Sphäre aufgewachsen war. Aber er hatte auch nicht den Mut, offen zu sagen, daß es ein Abschied für immer sei. Die Arme mochte es wohl ahnen. „Als ich ihr die Hand vom Pferde reichte," erzählte er, „standen ihr die Thränen in den Augen und mir war sehr übel zu Mute." Es durfte ihm übel zu Mute sein, denn er handelte wider Pflicht und Ehre. Von Frankfurt aus schrieb er ihr den Brief, welcher das Verhältnis endgültig löste. „Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt und fand keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum erstenmale schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue, bei dem

Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich."

Wir werden später bei Betrachtung des Götz von Berlichingen und des Clavigo noch eine Äußerung Goethes zu berücksichtigen haben, welche deutlich zeigt, wie dieses Bewußtsein der Schuld Friederiken gegenüber auf jene Stücke eingewirkt hat und wie auch diese zu jenen Selbstbekenntnissen aus seinem Leben gehören, als welche Goethe den größten Teil seiner Dichtungen bezeichnet. Dies Schuldbewußtsein blieb lange in seinem Innern wach und war noch nicht ganz beruhigt, als er nach 8 Jahren am 25. September 1779 noch einmal nach Sesenheim kam. „Den 25. abends," schreibt er an Frau von Stein, welche damals sein Herz beherrschte, „ritt ich etwas seitwärts nach Sesenheim — und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin, wie die Luft, so ist der Atem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner, als ich's verdiente, und mehr, als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe.*) Ich mußte **) sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat, und wir mit den Nasen zusammenstießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jene Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond. Ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hätte; der Barbier mußte auch kommen; ich fand alte Lieder, die ich gestiftet, eine Kutsche, die ich gemalt hatte, wir erinnerten uns

*) Doch meistens mehr Leidenschaft als Treue.

**) Warum „mußte"?

an manche Streiche jener guten Zeit und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann." — Wir wissen schon, daß Goethe gewohnt war, alles bedeutende und herzbewegende, was in sein Leben eintrat, dichterisch darzustellen. So hat er auch diesen letzten Besuch in Sesenheim und diesen Abschied von der Jugendgeliebten in dem in elegischer Form gedichteten Zwiegespräch „Das Wiedersehen" poetisch verewigt:

Er. Süße Freundin, noch einen, nur einen Kuß noch gewähre
Diesen Lippen! Warum bist du mir heute so karg?
Gestern blühte wie heute der Baum; wir wechselten Küsse
Tausendfältig; dem Schwarm Bienen verglichst du sie ja,
Wie sie den Blüten sich nahn und saugen, schweben und wieder
Saugen, und lieblicher Ton süßen Genusses erschallt.
Alle noch üben das holde Geschäft. Und wäre der Frühling
Uns vorübergeflohn, eh' sich die Blüte zerstreut?

Sie. Träume, lieblicher Freund, nur immer! rede von gestern!
Gerne hör' ich dich an, drücke dich endlich ans Herz.
Gestern, sagst du? — Es war, ich weiß, ein köstliches Gestern;
Worte verklangen im Wort, Küsse verdrängten den Kuß.
Schmerzlich war's zu scheiden am Abende, traurig die lange
Nacht von gestern auf heut, die den Getrennten gebot.
Doch der Morgen kehret zurück. Ach! daß mir indessen
Zehnmal*) leider! der Baum Blüten und Früchte gebracht!

Goethe hat Friederike nicht wieder gesehen. Über ihr weiteres Leben weichen die Berichte von einander ab. Von den Schatten, welche auf ihr Bild von mehreren Seiten geworfen worden sind, haben wir oben gesprochen. Viehoff faßt die verschiedenen Überlieferungen ungefähr folgendermaßen zusammen: Friederike bekam

*) Der Dichter setzt des Wohlklangs wegen „zehnmal" für „achtmal", wie es eigentlich wahrheitsgemäß heißen sollte.

wiederholt Heiratsanträge, wies sie aber alle zurück, weil, wer von Goethe einmal geliebt worden, keinen andern lieben könne. Nach dem Tode ihrer Eltern trieb sie mit einer ihrer Schwestern in Steinthal einen Handel mit Steingut und soll auch Privatunterricht gegeben haben. Sie gaben später den Handel auf, wurden von einer Frau von Dietrich in Reichshofen unentgeltlich in Wohnung genommen, oft zur Tafel gezogen und sehr anständig behandelt. Aber Herr von Dietrich verfiel in der Schreckenszeit der Guillotine, seine Frau wurde wahnsinnig, so daß sich das Asyl dieses gastlichen Hauses den Schwestern verschloß. Als die älteste Tochter, Salome, im Sterben lag, nahm sie Friederiken das Versprechen ab, ihre einzige Tochter aus der Ehe mit einem Pfarrer zu erziehen. Friederike hielt ihr Wort und erlebte noch die Hochzeit ihres Pfleglings, bei welcher auch ihre Schwester Sophie anwesend war, zu der sie nach Beendigung des Festes sagte: „Ich fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde. Mein Feierabend ist da. Bitte, liebe Schwester, bleibe bei mir; ich fühle mich so allein.“ Sophie blieb und sechs Wochen nachher war Friederike tot. — Nach einem anderen Berichterstatter in der Allgemeinen Zeitung 1842, welcher sich auf aktenmäßige Beweisstücke beruft, liegt Friederike auf dem Kirchhofe von Meisenheim in Baden begraben, wo sie im November 1813 in dem ihr verschwägerten Fischerschen Hause gestorben war. Nach dem Tode ihrer Eltern war sie nach Paris zu einer Freundin, einer verheirateten Rosenstiel, gegangen, in deren Haus sie bis zur Schreckenszeit Aufenthalt und Schutz fand und in den besseren Kreisen von Versailles und Paris eine gern gesehene Erscheinung war. Später kehrte sie zu ihrem Schwager, Pfarrer Marx in Dießburg zurück, mit welchem sie dann nach Meisenheim versetzt wurde, wo sie bis zu ihrem Ende, allgemein beliebt und als Wohlthäterin verehrt war. Über Goethe sprach sie nur mit Achtung und äußerte bescheiden, er sei zu groß, seine Laufbahn zu hoch gewesen, als daß er sie habe heimführen können. Wir können dies Urteil der Selbstentsagenden nicht unterschreiben und müssen dabei stehen bleiben, daß Goethes Betragen gegen Friederike einen tiefen Schatten auf sein Andenken wirft. Robert Prutz, ein warmer Verehrer des Dichters sagt: „Goethe hat sein Unrecht gebüßt, er

hat es gebüßt durch das offene ehrliche Bekenntnis seiner Schul und auch die härtere, die praktische Buße hat die allwaltend Nemesis ihm nicht erlassen; dem Manne, der es in jugendliche Übermut aus Eitelkeit und Schwäche verschmäht hatte, die scheidene Pfarrerstochter zu seiner Gattin zu erheben, und n zehntausend Väter und zehntausend kaiserliche Räte sich dagegen setzt hätten, dem Manne ist dafür auch niemals die Hand ei edlen, reinen Weibes zuteil geworden, er hat nie das Glück häuslichen Herdes gekannt, eine Maitresse waltete in seinem Ha der er nur nachträglich, halb aus Mitleid, halb aus Scham, Almosen seines Namens zuwarf, der einzige Sohn aber, der i aus diesem wüsten Verhältnis übriggeblieben war, ein Sohn, die Lorbeeren seines Vaters erdrückt und unglücklich gemacht hat ging vor ihm in die Gruft und ließ dem mehr als achzigjähri Greise nichts als die Hoffnung, ihm bald nachzufolgen."

So sind die Thränen der Sesenheimer Friederike gerä worden!

Sechstes Kapitel.

Frankfurt. — Merk. — Wetzlar. — Charlotte Buff. — Kestner. Jerusalem. — Götz von Berlichingen. — Adelhaid von Walldorf. Maria. — Elisabeth. — Werthers Leiden. — Clavigo. — Ma und Sophie Beaumarchais. — Lilli Schönemann. — Ruf nach Weimar. — Stella.

Nach Goethes Rückkehr in seine Vaterstadt mußte es zunäch sein Bestreben sein, sich in dem nun einmal ihm auferlegte „Brotstudium" Beschäftigung zu verschaffen, und wirklich gelar es ihm mit der Unterstützung einiger Freunde, eine kleine Prax zu bekommen, welche aber, wie er selbst sagte, noch so beschaffe war, daß man sie in Nebenstunden besorgen konnte. Sein Vat konnte es ihm nicht verzeihen, daß er nicht in aller Form dur

eine gedruckte Dissertation promoviert hatte, weil die Fakultät die von ihm eingereichte über das Thema: „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem sich weder die Geistlichkeit noch die Laien lossagen dürften,“ wegen einiger darin ausgesprochener bedenklicher Ansichten nicht zum Druck als akademische Dissertation zugelassen hatte, daß infolge dessen Goethe nur durch eine Disputation über Thesen die juristische Doktorwürde sich erwarb. Schon dies ließ das Verhältnis zwischen Vater und Sohn sich nicht viel freundlicher gestalten, als es vor der Straßburger Zeit gewesen war, und die Mutter hatte wieder gar oft zwischen ihnen zu vermitteln und entstandene Konflikte beizulegen. Der Vater glaubte von dem Jüngling, welcher sich daran gewöhnt hatte, frei und ungebunden seinen eigenen Weg zu gehen, noch die alte Fügsamkeit und den Gehorsam des Knaben verlangen zu können, und, was die Hauptsache war, es standen sich in Vater und Sohn zwei verschiedene Epochen gegenüber, zwischen welchen es keine Ausgleichung gab; jener vertrat die alte Zeit, dieser war der begeisterte Vertreter einer neuen Entwicklung, welche sich dem Alten, das sie veraltet nannte, entschieden feindselig und auf eine Ummälzung desselben hinstrebend gegenüberstellte. So konnten Vater und Sohn bei dem hartnäckigen Charakter des einen und dem hitzigen Temperament des andern nicht gut mit einander auskommen und Goethes Leben im Hause war wieder ebenso unerquicklich, wie es vor Straßburg gewesen war, und nur seine Schwester Kornelia gewährte ihm einigen Trost. Nach außen hin knüpfte er dagegen einige Verbindungen, welche ihn geistig in hohem Grade förderten, und wie er sie in seiner prosaischen Vaterstadt nicht finden konnte. Er wurde durch Herder, dessen Braut Karoline Flachsland in Darmstadt wohnte, an einen Kreis in dieser Stadt empfohlen, in welchem ein sehr reges, litterarisches Leben herrschte. Namentlich folgenreich für Goethes Entwicklung war die Bekanntschaft mit dem hessischen Kriegsrat Johann Heinrich Merk, welcher ihm hier nahe trat und einen großen Einfluß auf ihn gewann. Man hat diesen Einfluß durch eine eigentümliche Verkennung desjenigen, welcher ihn ausübte, für einen nachteiligen gehalten, man ist sogar so weit gegangen, zu be-

haupten, Goethe habe, diesen üblen Einfluß selbst erkennend, Merk bei seinem Mephistopheles im Auge gehabt. Nichts kann verkehrter sein, als dieses, denn keine Persönlichkeit kann in einem größeren Widerspruch zu dem boshaften, alles verneinenden Geiste stehen, als Merk, dessen hervorragende Charaktereigenschaft ein stets hilfbereites, thätiges Wohlwollen war, welcher stets mit Freuden bestrebt war, jüngere Leute nach Kräften zu fördern und ihnen den für sie ersprießlichen rechten Weg zu zeigen. Freilich mochte sich der leidenschaftlich dahinstürmende Goethe durch Merks Zurechtweisungen manchmal nicht angenehm berührt fühlen, denn dieser war ein klarer, ruhiger Kopf, welcher mit unerschütterlicher Ruhe und nicht selten mit Schärfe in die Phantasien Goethes, dessen hohe Begabung er voll erkannte, hineinfuhr und ihn beständig anhielt, sich selbst sorgfältiger zu beobachten und besonders sein reiches Talent nicht an Kleinigkeiten zu vertröbeln, sondern nur Großes, Bedeutendes schaffen zu wollen. Wir stehen jetzt vor der Zeit, da Goethe mit seiner ersten bedeutenden Schöpfung hervortrat, mit jenem Roman: „Werthers Leiden", welcher nicht nur in die deutsche Litteratur Epoche machend eingriff, sondern der auch in der ganzen deutschen Welt, besonders in der deutschen Jugend eine so gewaltige Aufregung und Bewegung hervorrief, daß man berechtigt ist, von einer wahren Umwälzung zu sprechen. Wie schon in seinem bisherigen Leben und in seinen bis jetzt entstandenen lyrischen und dramatischen Dichtungen, wie wir gesehen haben, die Spur von Frauengestalten, welche mit ihm mehr oder weniger leidenschaftlich in Berührung gekommen waren, deutlich zu erkennen ist, so ist es jetzt wieder eine ungemein liebliche Frauengestalt, welche man gleichsam die Muse nennen kann, unter deren Hauch jenes Werk entstanden ist, und deren teilweise sehr treues Abbild der Mittelpunkt jenes Romans und eine der liebenswürdigsten Frauengestalten ist, welche Goethe geschaffen hat. Charlotte Buff in Wetzlar ist das Original derselben, zu deren Betrachtung uns jetzt die Aufgabe, welche wir uns gestellt haben, führt.

Die Praxis des jungen Frankfurter Advokaten war noch keine so bedeutende, daß es ein großer Verlust sein konnte, dieselbe eine Zeitlang zu unterbrechen, um die Lücken auszufüllen, die es in

seinem juristischen Wissen noch gab, und so schickte ihn sein Vater nach Wetzlar, um an dem dortigen Reichskammergericht seine juristischen Studien zu vollenden. Aber dies Gericht war in vollständigem Verfall. Ein ungeheurer Rückstand von Prozessen hatte sich angesammelt und, als Goethe im Frühling 1772 in Wetzlar eintraf, war schon seit fünf Jahren eine Visitation im Gange, welche ein Chaos enthüllte, in welchem, wie Goethe selbst bald einsah, er keine große Förderung seiner Rechtskenntnisse erwarten konnte. Die meisten der Personen, welche in die Wetzlarer Episode des Lebens Goethes, die für unsere Litteratur so wichtig werden sollte, eingreifen, gehörten dem Kreise des Reichskammergerichts an. Johann Christian Kestner, acht Jahre älter als Goethe, also damals in seinem einunddreißigsten Lebensjahre stehend, war Sekretär der Hannoverschen Gesandtschaft; Karl Wilhelm Jerusalem war Sekretär der Braunschweigischen Visitationsgesandtschaft; Herdt, der Gatte der von diesem Unglücklichen geliebten Frau, war Sekretär der Pfälzischen Visitationsgesandtschaft. Der Vater Charlottens war der Amtmann Buff, welcher im deutschen Hause, dem Amtshause des deutschen Ordens, wohnte und dort die Besitzungen desselben verwaltete. Goethe fand bei seinem Eintreffen in Wetzlar in dem Kreise der Gesandtschaftssekretäre, mit welchen er speiste, eine lustige Gesellschaft, welche ihn durch ihren burschikosen Ton in seine Universitätszeit zurückzuversetzen schien. Die Herren bildeten eine humoristische Tafelrunde, in welcher jeder seinen besonderen Namen führte. Goethe hieß Götz von Berlichingen, der Redliche, obschon das Schauspiel dieses Namens erst im folgenden Jahre veröffentlicht wurde, wie denn Goethe überhaupt, als er nach Wetzlar kam, noch keinen schriftstellerischen Namen besaß. Der Sohn Kestners hat in der von ihm herausgegebenen Korrespondenz seines Vaters ein Bruchstück aus einer Art Tagebuch desselben veröffentlicht, welches den Eindruck, den Goethe bei ihrem ersten Zusammentreffen auf ihn machte, schildert, und welches der überaus treffenden Charakteristik wegen hier einen Platz verdient: *) „Im Frühjahr

*) Falkson, Goethe und Charlotte Kestner. Königsberg und Prag, 1869.

kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt an, seiner Hantierung nach Dr. juris, 23 Jahre alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dies war seines Vaters Absicht — in praxi umzusehen, die seinige war aber, den Homer, Pindar und andere zu studieren und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden. Gleich anfangs kündigten ihn die hiesigen schönen Geister als einen ihrer Mitbrüder und als Mitarbeiter an der neuen Frankfurter Gelehrtenzeitung, beiläufig als Philosophen in publico an und gaben sich Mühe, mit ihm in Verbindung zu stehen. Da ich unter diese Klasse von Leuten nicht gehöre, oder vielmehr in Publiko nicht so gänge bin, so lernte ich Goethe erst später und zwar ganz von ungefähr kennen. Einer der vornehmsten unserer schönen Geister, Legationssekretär Gotter, beredete mich einst, nach Garbenheim, einem Dorf, mit ihm zu gehen. Daselbst fand ich ihn im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem epicuräischen Philosophen (von Goué, großes Genie), einem stoischen Philosophen (von Kielmannsegge) und einem Mittelding von beiden (Doktor Koenig) unterhielt und ihm recht wohl war. Er hat sich nachher darüber gefreut, daß ich ihn in solcher Stellung kennen gelernt. Es ward von mancherlei, zum teil interessanten Dingen gesprochen. Für dieses Mal urteilte ich aber nichts weiter von ihm als: er ist kein unbeträchtlicher Mensch. Sie wissen, daß ich nicht eilig urteile. Ich fand schon, daß er Genie hatte und eine lebhafte Einbildungskraft; aber dieses war mir doch nicht genug, ihn hoch zu schätzen. Ehe ich weiter gehe, muß ich eine Schilderung von ihm versuchen, da ich ihn nachher genauer kennen gelernt habe. Er hat sehr viele Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter, besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er, die Gedanken, wie sie wären, zu denken und zu sagen. Er ist in allen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurteilen so viel frei, handelt er, wie es ihm ein-

fällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es anderen gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarr und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen Verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen anderen ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung. In principiis ist er noch nicht fest und strebt erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben. Er ist nicht, was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Kaprice, oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen wenige, stört andere nicht gerne in ihren ruhigen Vorstellungen. Er haßt zwar den Scepticismus, strebt nach Wahrheit und nach Determinierung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determiniert zu sein; so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten. Denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen darstellen. Er glaubt ein zukünftiges Leben, einen besseren Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration. Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lektüre, aber doch noch mehr gedacht und raisoniert. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brotwissenschaften." — Auf dem Concept zu diesem Brief findet man die Bemerkung: „Ich wollte ihn schildern, aber ich würde zu weitläufig werden, denn es läßt sich gar viel von ihm sagen. Er ist mit einem Wort ein sehr merkwürdiger Mensch." — Weiter unten steht noch: „Ich würde nicht fertig werden, wenn ich ihn ganz schildern wollte."

Die lustige Gesellschaft, in welcher Goethe sich bewegte, vermochte nicht immer, ihn zu fesseln; er hatte Augenblicke, in welchen

ihn tiefe Schwermut ergriff und er sich einsam an den Schönheiten der Wetzlar umgebenden Landschaft zu erfreuen suchte. Er war seit der Trennung von Friederike noch nicht wieder einig mit sich geworden und die Reue über sein Benehmen gegen das liebliche Mädchen mag sein Herz in mancher einsamen Stunde schwer bedrückt und ihn oft aus der ausgelassenen Lustigkeit, welche ihn umgab, aufgeschreckt haben. Man erinnert sich, daß er seinem Werther diese beiden Züge, die Freude an den Schönheiten der Natur und die Reue über sein Betragen gegen ein Mädchen, welches ihn geliebt hatte, beigelegt hat. Der Liebesgott, welcher in Goethes Leben so viel Verwirrung angerichtet, ihn aber auch zu so vielen herrlichen Dichtungen angeregt hat, übernahm es, die verlassene Friederike an ihrem ungetreuen Liebhaber empfindlich zu rächen. Er, welcher soeben ein Mädchen, das sich ihm ganz hingegeben hatte, in kalter und selbstsüchtiger Reflexion verlassen und, man kann es wohl sagen, für ihr ganzes Leben unglücklich gemacht hatte, mußte jetzt sein Herz an ein holdes Wesen verlieren, welches er nicht gewinnen konnte, weil es sich schon einem anderen zugesagt hatte. Die neunzehnjährige Charlotte Buff, die Tochter des Amtmanns Buff, welche gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Dichter seine leidenschaftliche Zuneigung gewann, hatte schon seit zwei Jahren, nachdem ihre Mutter, eine vortreffliche Frau, gestorben war, die ganze Sorge für den Haushalt und für die Erziehung zahlreicher Geschwister auf ihre jungen Schultern nehmen müssen und alle sich daraus ergebenden Pflichten mit der größten Gewissenhaftigkeit erfüllt. Dabei war sie eine höchst liebenswürdige und alle Herzen durch ihre Lieblichkeit gewinnende Erscheinung, welche ihren Geschwistern ebenso den größten Respekt wie die innigste Liebe einflößte. Die unausgesetzte Thätigkeit in ihrer Wirtschaft hatte ihrer Heiterkeit und Lebenslust keinen Eintrag gethan; sie war namentlich eine leidenschaftliche Tänzerin. Ihr Sohn sagt von ihr: „Die pflichtmäßige Miene der mütterlichen Strenge hatte den Schmelz der bräutlichen Heiterkeit.“ Schon zwei Jahre vor dem Tode der Mutter hatte Kestner, welcher ein Jahr vorher nach Wetzlar gekommen war, Zugang in dem Buffschen Hause gefunden, wo er, nachdem er sich lange in der Stadt, wo er den anregenden

Verkehr, welchen er in Hannover genossen hatte, schmerzlich vermißte, einsam gefühlt und nur, wie Goethe, in dem Genuß der schönen Natur Trost und Ersatz gefunden hatte, sich unendlich behaglich und glücklich fühlte, so daß er die ganze Zeit, welche er seinen Berufsarbeiten abgewinnen konnte, dort zubrachte. Unter der Vermittlung der Mutter gestaltete sich sein Verhältnis zu Charlotte bald zu einer, wenn auch nicht förmlich und öffentlich ausgesprochenen Verlobung. Er war ein vortrefflicher, mit reichen Gaben des Herzens und des Verstandes ausgestatteter Mensch, welcher weit über den Albert des Romans hinausragt. Mit dieser Familie trat Goethe bald in die innigsten Beziehungen. Er lernte Lotten am 9. Juni 1772 auf einem ländlichen Balle kennen und sie machte sofort einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Wir lesen in einem Briefe Kestners eine Beschreibung dieses ersten Zusammentreffens: „Er war den ganzen Tag ausgelassen lustig (dieses ist er manchmal, dagegen zur anderen Zeit melancholisch), Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Anderen Tages konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden nach dem Ball erkundigte. Vorher hatte er in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tanz und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun lernte er sie auch erst von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite, kennen.“ — Goethe war in dem Buffschen Hause bald ein von Jung und Alt herzlich willkommen geheißener Hausfreund. Von Jugend auf hatte er eine lebhafte Neigung zu Kindern gehabt. Er entzückte die Kleinen durch seine Märchen und verschmähte es auch nicht, in ausgelassenem Spiele mit ihnen herumzutollen. So wurde er bald von dem Amtmann wie ein Sohn und von den älteren Kindern wie ein Bruder geliebt, während die kleineren ihn mit lautem Jubel begrüßten, und Kestner, welcher in festem Vertrauen auf seine Verlobte von Eifersucht nichts wußte und nach den freieren Sitten jener Zeit den ungenierten Verkehr Lottens mit ihm keine Hindernisse in den Weg legte, rechnete ihn bald zu seinen vertrautesten Freunden. Goethe selbst schildert sein Leben im Verein mit diesen liebenswürdigen Leuten, wie folgt: „Lotte und Goethe

waren bald bei einer ausgedehnten Wirtschaft auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten, unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Teil dabei; sie hatten sich alle drei an einander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin eine recht deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reiche Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am thaureichen Morgen, das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr an einander, und mancher kleine Familienverdruß ward leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Kalender hätte müssen rot gedruckt werden.“ Aber die reine Neigung, von welcher in diesen Zeilen die Rede ist, nahm nur allzubald den Charakter einer glühenden Leidenschaft an, welche zu unberechenbaren, verhängnisvollen Verwicklungen führen mußte, wenn nicht Merk bei Gelegenheit eines Besuchs in Wetzlar die Lage der Dinge klar erkannt und sofort eingesehen hätte, daß schwere Schicksale über Goethe unfehlbar hereinbrechen würden, wenn er sich nicht mit mannhaftem Entschluß aus den ihn umschlingenden Banden lösen und rasch Wetzlar verlassen würde. Er sprach dies dem Freunde mit schonungsloser Offenheit aus, und Goethe, welcher vor sich selbst nicht leugnen konnte, daß seine Neigung leidenschaftlicher geworden, als es den Verhältnissen angemessen war, sah die Richtigkeit des Rates ein, zumal dem Umstande gegenüber, daß Kestner, sobald er eine Anstellung erhalten würde, was nicht lange mehr ausbleiben konnte, Lotte als seine Gattin nach Hannover führen würde. So entschloß er sich denn zu dem schweren Schritt, Wetzlar zu verlassen, sich von Lotte zu trennen. Es war am 11. September 1772, daß er den schmerzlichen Entschluß ausführte. Eine Stelle in Kestners Tagebuch sagt uns über den Vorabend: „Mittags aß Dr. Goethe bei mir im Garten; ich wußte nicht, daß es das letztemal war. Abends kam Dr. Goethe nach dem deutschen Hause. Er, Lottchen und ich

hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen, welches nicht er, sondern Lottchen anfing. Wir machten mit einander aus, wer zuerst von uns stürbe, sollte, wenn er könnte, dem Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben. Goethe wurde ganz niedergeschlagen, denn er wußte, daß er am andern Morgen weggehen würde.“ Viehoff macht darauf aufmerksam, daß der Brief Werthers, welcher am Ende des ersten Buchs den Vorabend der Trennung darstellt, auch das Datum des 10. Septembers trägt. Es war eben, sagt A. Kestner, der von dem Dichter selbst erlebte, entscheidende Moment, den im Gemälde seiner Liebe zu verewigen, ihm so sehr am Herzen lag, daß er selbst das Datum dieses in seinem Jugendleben entscheidenden Tages heilig gehalten hat. — Noch an demselben Abend schrieb er schmerzlich erregt an Kestner: „Er ist fort, wenn Sie diesen Zettel kriegen; er ist fort! Geben Sie Lotten inliegenden Zettel! Ich war sehr gefaßt aber Euer Gespräch hat mich auseinander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblick nichts sagen, als: Leben Sie wohl! Wäre ich einen Augenblick länger geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein und morgen gehe ich. O mein armer Kopf!“ — An Lotte schrieb er: „Wohl hoff' ich wieder zu kommen, aber Gott weiß, wann! Lotte, wie war mir bei deinem Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letztemal, daß ich Sie sehe! Nicht das letztemal, und doch gehe ich morgen fort. Fort ist er! Welcher Geist brachte euch auf den Diskurs! Da ich alles sagen durfte, was ich fühlte — ach! mir war's ums Hienieden zu thun, um Ihre Hand, die ich zum letztenmal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren würde, und der liebe Vater, der mich zum letztenmal begleitete! Ich bin nun allein und darf weinen. Ich lasse Euch glücklich und gehe nicht aus Eurem Herzen. Und sehe Euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer! Sagen Sie meinen Lieben: Er ist fort. Ich mag nicht weiter.“ Am andern Morgen um 7 Uhr reiste er fort. Das Buffsche Haus trauerte um ihn. Lotte las die Abschiedsbriefe unter Thränen, wenn sie auch zugestehen mußte, daß ihr sein Fortgehen willkommen sei, da sie ihm nicht geben konnte, was er wünschte. Die Kinder trauerten um den verlorenen

Freund. Es schien Goethes Bestimmung, immer nach einer vorübergehenden Entfernung von seiner Vaterstadt, mit einer tiefen Wunde im Herzen, krankem Körper oder Seele dahin zurückzukehren. Von Leipzig hatte er schweres körperliches Siechtum und den Schmerz über den Verlust Annettens heimgebracht, von Straßburg brachte er die schwere Gewissenspein und die noch immer glühende Liebe für die verlassene Friederike mit, und jetzt kehrte er von Wetzlar heim, eine leidenschaftliche, für immer hoffnungslose Liebe im Herzen, vor welcher zu entfliehen er wohl die Kraft gehabt, aber die er durchaus noch nicht überwunden hatte. Vielmehr fühlte er die Leidenschaft nach der Trennung um so heftiger, seine Briefe und Tagebuchblätter zeigen dies deutlich und seine Qualen und Kämpfe stiegen um so höher, je näher der Tag der Vermählung Lottens mit Kestner heranrückte, welcher jetzt seine Anstellung in Hannover erhalten hatte. Endlich fand die Vermählung statt; man hatte ihm den Tag verheimlicht; er hatte sie erst am Ostersonntag 1773 erwartet und sie wurde schon am Palmsonntag vollzogen. Als er dies erfuhr, schrieb er: Gott segne Euch, denn Ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreitag wollt' ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl! Grüßt mir Euren Engel! Ich wandere in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut mein Brunnen. Und Euer Schiff doch zuerst mit bunten Flaggen und Jauchzen im Hafen freut mich!" — Eine furchtbare Stimmung, welche uns für den Briefschreiber bange macht. Aber der Dichter kommt dem Menschen zu Hilfe. Wo ein Jerusalem zur Pistole greift und verzweifelnd seinem Leben ein Ende macht, greift Goethe zur Feder und schreibt die beiden Werke, welche mit einem Schlage den jungen Frankfurter Advokaten ohne Praxis zu einem der gefeiertsten Namen Deutschlands machten, Götz von Berlichingen, durch welchen er eine neue Epoche der deutschen Litteratur begründete und zum Führer und Ideal einer leidenschaftlichen, thatenlustigen Jugend wurde, welche ihren Freiheitsdrang dadurch äußerte, daß sie die Regeln der alten Ästhetik über den Haufen warf und eine neue Kunst der Regellosigkeit und Formlosigkeit schuf; Werthers Leiden, jenen aus den

tiefsten Abgründen seiner Seele herausgeschaffenen Roman, welcher die Freuden und Qualen einer Liebe, welche durch das Übermaß ihrer Leidenschaftlichkeit sich selbst zerstört, mit einer erschütternden Wahrheit und Gewalt in einer zauberhaft schönen Sprache darstellt, wie es vor ihm kein Dichter gethan hatte, und dessen Held das Ideal eines Geschlechts, welches in seiner Ungeduld keinen Zwang, kein Gesetz anerkennen wollte, dessen Verfasser der Liebling aller schwärmerischen Herzen wurde. Ehe wir unserer Aufgabe gemäß die Frauengestalten dieser beiden Dichtungen betrachten, knüpfen wir an eine früher gemachte Bemerkung an, um nachzuweisen, daß auch, nachdem eine so gewaltige Leidenschaft, wie die Liebe zu Lotte, sich des Dichters bemächtigt hatte, das Verhältnis zu Friederiken und das Bewußtsein seiner Schuld dieser gegenüber noch bei ihm nachwirkte und Einfluß auf die Gestaltung seiner Dichtungen übte, so daß wir hier wieder eine neue Bestätigung des Wortes finden, welches wir an die Spitze dieser Arbeit gestellt haben, daß Goethes Dichtungen Selbstbekenntnisse aus seinem Leben sind. Im zwölften Buch von Wahrheit und Dichtung finden wir folgende Stelle: „Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden.“ Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und Clavigo, und die schlechte Figur, die ihre beiden Liebhaber spielen, mochten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein. Wie tief muß das Bewußtsein des von ihm gegen Friederike begangenen Unrechts gegangen sein, wenn er selbst eingesteht, daß er bei den schwächlichen, unselbständigen Charakteren Weislingens und Clavigos, welche beide so unverantwortlich und treulos an den liebenswürdigen Mädchen, welche ihnen vertrauensvoll ihr Herz geschenkt hatten, an sich selbst und an das, was er Friederiken gegenüber gethan, gedacht hat und wenn diese Gestalten gleichsam Abbilder seiner selbst sein sollten, und wie innig muß er andererseits von der Reinheit und Lieblichkeit Friederikens durchdrungen gewesen sein, wenn ihm ihr Bild bei der Darstellung eines so holden, so liebenswürdigen Frauenbildes wie Maria von Berlichingen — Marie Beaumarchais im Clavigo ist unbedeutender — vorgeschwebt hat.

Betrachten wir nun die Frauengestalten, welche der Dichter uns in Götz von Berlichingen vorführt! Drei grundverschiedene Charaktere treten uns da entgegen, jede in ihrer Art wahr und meisterhaft gezeichnet, klar und bestimmt vor unser Auge gestellt. Es möge hier noch einmal vergönnt sein, an den Abstand zu erinnern, welcher zwischen den Frauengestalten in Schillers Jugenddramen und diesen Goetheschen Schöpfungen liegt, dort alles verschwommen, nebelhaft, weichlich, unwahr und ungesund, hier alles bestimmt, klar, lebenswahr. Das biedere, etwas derbe Wesen Elisabeths, der Gattin Berlichingens, mit welcher sich Goethes Mutter gerne verglichen hat, die unendlich rührende Gestalt Mariens, bei welcher dem Dichter nach seinem eigenen oben angeführten Geständnis die holde Pfarrerstochter aus Sesenheim vorschwebte, und endlich jene dämonische Frauengestalt, welche er, ohne ein Vorbild, das ihm in seinem Leben entgegengetreten wäre, aus seiner glühenden Phantasie heraus geschaffen, jene Adelheid, deren sinnberückende unwiderstehliche Schönheit alles, was sich ihrem Zauberkreise naht, in Verbrechen, Verderben und Tod fortreißt. Daß Goethe in seiner damaligen Stimmung, die wehmütige und selbstquälerische Erinnerung an Friederike noch im Grunde seines Herzens lebendig, die schmerzliche Wunde, welche die schwärmerische Liebe und der Schmerz um die Trennung von Lotten ihm geschlagen hat, noch frisch blutend, dieses furchtbare Frauenbild schaffen konnte und daß er gerade an demselben das lebhafteste Interesse nahm und diese Gestalt in der ersten Bearbeitung seines Werkes in einer Weise in den Vordergrund stellte, welche ihn später veranlaßte, ihr eine bescheidenere Stellung anzuweisen, erscheint fast wie ein psychologisches Rätsel. Stahr führt als Schlüssel zu diesem Rätsel eine Äußerung an, welche eine spätere Geliebte Goethes, Charlotte von Stein, über ihn machte, als sie zu ihrem tiefen Schmerze erfahren mußte, daß Goethe sich von ihr, der alternden Frau, abwandte und der jugendlich schönen Christiane Vulpius sein Herz schenkte. „Es sind zwei Naturen in ihm!“ sagte sie seufzend. So sehen wir auch hier in Goethe, wie er es selbst in seinem Faust dargestellt hat, zwei Seiten mit einander im Kampfe liegen. Einerseits giebt er sich in seinem Verhältnis zu Lotte einer idyllischen

Schwärmerei hin, welche er dann in seinem Werther dichterisch potenziert dargestellt hat, andererseits schöpfte er aus seinem Studium Shakespeares, in welches ihn Herder zuerst eingeführt hatte, welches er dann mit Begeisterung fortsetzte und welchem er die neue Form verdankte, die er durch seinen Götz dem deutschen Drama gab, nach den Vorbildern einer Cleopatra und Lady Macbeth die Gestalt der Adelheid, von welcher man sagen kann, daß sie Cleopatra und Lady Macbeth in einer Person ist. Adelheid hatte in früher Jugend einem Manne, welchen sie nicht lieben konnte, ihre Hand reichen müssen, und dadurch hatte ihr Leben eine falsche Richtung bekommen, welche man berücksichtigen muß, um die unheilvolle Entwicklung, welche ihr Charakter genommen hat, zu begreifen und um sich nicht von ihr mit einem Abscheu abzuwenden, welcher sie ganz außerhalb des Bereichs unserer Teilnahme stellen und damit zu einer Erscheinung machen würde, welche der dramatische Dichter vermeiden sollte. Der Tod ihres Gatten hat sie von dem verhaßten Joche ihrer unglücklichen Ehe befreit, und in dem Gefühl der neu errungenen Unabhängigkeit, im Bewußtsein ihrer Schönheit und der Macht ihres Geistes glaubt sie nach den höchsten Zielen streben zu können; der glühendste Ehrgeiz erfüllt ihre Seele, aber sie ist sich wohl bewußt, daß sie die Befriedigung desselben nur in der Verbindung mit einem starken, energischen und selbst ehrgeizigen Manne erringen kann und sie zweifelt nicht daran, wenn sie einen solchen Mann gefunden, denselben durch ihre Schönheit zu ihrem Sklaven zu machen. Um uns einen Begriff von dieser Schönheit zu machen, welche uns nirgends eigentlich beschrieben wird, müssen wir uns die Äußerungen zusammenstellen, welche die verschiedensten Persönlichkeiten, die von derselben in Sklavenfesseln geschlagen werden, darüber machen.

Als Franz, Weislingens Edelknabe, zu diesem nach Jaxthausen kommt, wo derselbe Berlichingens Gefangener ist, und er seinen Herrn überreden will, wenn ihn Götz freigegeben, wieder nach Bamberg zu kommen, sagt er: „Nur von der bloßen Erinnerung komm ich außer mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibergestalt macht es zum Vorhof des Himmels.“ Als er dann Adelheid nennt und Weislingen kalt äußert, daß er von ihrer Schönheit

gehört habe, da erwidert jener: „Gehört? Das ist eben als wenn Ihr sagtet, ich hab die Musik gesehen. Es ist der Zunge so wenig möglich, eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Aug' sogar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.“ Auf Weislingens Bemerkung, daß er nicht gescheit sei, antwortet Franz: „Das kann wohl sein. Das letztemal, daß ich sie sah, hatte ich nicht mehr Sinne, als ein Trunkener. Oder vielmehr, kann ich sagen, ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen sein mag. Alle Sinne stärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.“ Und dann erzählt er: „Wie ich vom Bischof Abschied nahm, saß sie bei ihm; sie spielten Schach. Er war sehr gnädig, reichte mir seine Hand zu küssen, und sagte mir viel, vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich sah seine Nachbarin; sie hatte ihr Auge aufs Brett geheftet, als wenn sie einem großem Streich nachsänne. Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange, halb Physiognomie, halb Empfindung, schien mehreren, als nur dem elfenbeinernen König zu drohen, inzwischen, daß Adel und Freundlichkeit, gleich einem majestätischen Ehepaar, über den schwarzen Augenbrauen herrschten, und die dunkeln Haare gleich einem Prachtvorhange, um die königliche Herrlichkeit herumwallten.“ *) Der einfache, schlichte Georg, Berlichingens Bube, fühlt auch den Eindruck ihrer Schönheit und spricht ihn in seiner Weise naiv unschuldig aus: „Sie ist schön, bei meinem Eid, sie ist schön! Wir bückten uns alle, sie dankte uns allen.“ Auch auf den rohen Sohn der Heide, auf den wilden Zigeunerjüngling wirkt ihre Schönheit berauschend und in sinnlicher Leidenschaft mit den Zähnen knirschend ruft er ihr heftig zu: „Du bist schön!“ Wie auf den schwächlichen Weislingen, so wirkt der blendende Glanz ihrer Erscheinung ebenso überwältigend auf den starken, männlichen Sickingen und selbst der von der heiligen Vehme ausgesandte nächtliche Mörder, (in der ersten Bearbeitung) gewiß keine zarte, empfindsame Seele, wird von dieser Schönheit überwältigt.

*) In der zweiten und dritten Bearbeitung steht statt des letzten Satzes: „Und das blendende Licht des Angesichts und des Busens, wie es von den finstern Haaren erhoben ward.“

„Ein königliches Weib," spricht er. „Welcher Blick! Welche Stimme! In ihren Armen würde ich Elender ein Gott sein!" — Und, da sie ihn um Gnade bittet, fragt er sie: „Willst du mir zugestehen, was ein Mann verlangen kann von einer schönen Frau in tiefer Nacht?" — Dieser alle überwältigenden Macht ihrer Schönheit ist Adelheid sich bewußt und wendet dieselbe zu Verbrechen, Sünde und Verderben an. Ihr erstes Opfer ist Weislingen, welchen sie für einen solchen Mann hält, wie sie ihn zur Ausführung ihrer hochfliegenden Plane gebrauchen kann. Weislingen ist doppelt gebunden, als er nach seiner Gefangenschaft bei Götz wieder nach Bamberg kommt. Er hat diesem, welcher anstatt die Gewalt, die er über ihn gewonnen hatte, zu mißbrauchen und ihm demütigende Bedingungen aufzulegen, ihn freundschaftlich behandelt und ihm gegen sein bloßes Treuversprechen die Freiheit zurückgegeben hat, seine feste Freundschaft, er hat der holden Marie, Berlichingens Schwester, seine Liebe gelobt, aber er vergißt alles durch die Verführungskünste dieser Sirene, welche neben dem Einfluß ihrer Schönheit alle Hilfsmittel ihres Geistes, alle Gewandtheit der schlauesten Sophistik aufwendet, um ihn der gelobten Freundschaft, der geschworenen Liebe abwendig zu machen, nicht etwa aus Liebe zu ihm, sondern nur, weil sie in ihm ein passendes Werkzeug für ihre ehrgeizigen Zwecke zu erkennen glaubt, und welcher dies nur zu gut gelingt. Mit raffinierter Geschicklichkeit erweckt sie seinen Ehrgeiz und stellt ihm vor, welche Thorheit es von ihm wäre, sich zum Sklaven eines Edelmannes machen zu wollen, da er doch der Herr von Fürsten sein könne, und, wenn er sich auf seine Ritterpflicht, auf seinen heiligen Handschlag beruft, sucht sie mit teuflischer Geschicklichkeit ihm diese Gewissenhaftigkeit auszureden. „Was habt Ihr versprochen? Und wem? Einem Mann, der seine Pflicht gegen den Kaiser und das Reich verkennt, in eben dem Augenblick Pflicht zu leisten, da er durch Eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt. Pflicht zu leisten! die nicht giltiger sein kann, als ein ungerechter gezwungener Eid. Entbinden nicht unsere Gesetze von solchen Schwüren? Macht das Kindern weiß, die den Rübezahl glauben. Es stecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der bürgerlichen Ruh und Glückseligkeit! Ein

Feind des Kaisers! Geselle eines Räubers, du Weislingen, mit deiner weichen Seele!" — Bald nach der Vermählung erkennt Adelheid, daß sie sich in Weislingen getäuscht hat, daß er nicht der Mann ist, „der fähig ist, auf hundert großen Unternehmungen, wie auf über einander gewälzten Bergen, zu den Wolken hinaufzusteigen." Ihr Ehrgeiz hat sich das höchste Ziel gesetzt. „Karl, der große treffliche Mann, und Kaiserd ereinst!" soll durch ihre Reize gewonnen werden. Warum wird er gerade der einzige sein, welcher denselben Widerstand leistet. Und Weislingen, ihr Gemahl? Er will sie beherrschen, er will aus Eifersucht ihre Pläne durchkreuzen, also fort mit ihm! — „Fängst du's so an," sagt sie in ihrem Selbstgespräch, nachdem Weislingen sich eifersüchtig auf Karl gezeigt hat, „das fehlte noch. Die Unternehmungen meines Busens sind zu groß; als daß du ihnen im Weg stehen solltest. Karl, großer trefflicher Mensch, und Kaiser dereinst, und sollte er der einzige sein unter den Männern, dem der Titel meines Gemahls nicht schmeichelte? Weislingen, denke nicht mich zu hindern, sonst mußt du in den Boden, mein Weg geht über dich hin!" — In diesen Worten ist Weislingens Todesurteil gesprochen. — In der ersten Bearbeitung, in welcher überhaupt Adelheid viel mehr der Mittelpunkt des Stücks ist, als Götz, fesselt sie, nachdem der Plan, Karl zu gewinnen, fehlgeschlagen ist, den ehrgeizigen Sickingen durch ihre Reize, welche denselben seine Pflicht gegen sein Weib, die arme Maria von Berlichingen, vergessen machen. Nach der ersten Liebesnacht, welche die Ehebrecherin ihm gewährt hat, scheidet Sickingen mit dem Ausrufe: „Du wärst einen Thron wert!" von ihr, und in ihrem Selbstgespräch spricht sie den festen Entschluß aus, Weislingen, welcher ihr im Wege ist, aus dem Wege zu räumen. In ihrem verderbten Herzen paart sich abergläubisches Vertrauen zu den gaukelhaften Prophezeiungen der Zigeunerin mit sinnlicher Begierde und unersättlichem, vor nichts zurückschreckendem Ehrgeiz. „Das ist ein Mann!" sagt sie, nachdem Sickingen sie verlassen hat, Weislingen ist ein Schatten gegen ihn! Schicksal, Schicksal, warum hast du mich an einen Elenden geschmiedet? — Sind wir's nicht selbst? Und weissagte mir die Zigeunerin nicht den dritten Mann, den schönsten Mann? — Es steht Euch eins im Weg, ihr liebt's noch! —

Und lehrte sie mich nicht durch geheime Künste meinen Feind vom Boden weghauchen? Er ist mein Feind, er stellt sich zwischen mich und mein Glück. Du mußt nieder, in den Boden hinein, mein Weg geht über dich hinweg!“ — Weislingen durchschaut sie, denn, als er ihr nach Götzens Gefangennahme meldet, daß er zum ersten Kommissarius in dem über ihn abzuhaltenden Gericht ernannt ist, und seine Abneigung dagegen ausspricht, ihn zum Tode zu verurteilen, worauf sie ihm bitter erklärt: „Du bist von jeher der Elenden einer gewesen, die weder zum Bösen, noch zum Guten einige Kraft haben!“ erwidert er ihr: „Und wie du gemacht wurdest, wetteten Gott und der Teufel ums Meisterstück.“ Götz und Weislingen, beide sind ihr im Weg, beide müssen fallen. „Geh nur! Das fehlte noch, daß er sich zu überheben anfängt! Wir wollen's ihm wehren. Gottfried*) soll aus der Welt, da befrei ich Sickingen von einem leidigen Bande. Und dann, Weislingen, mach dich auf Ruhe gefaßt! Du bist ein zu fauler Geselle, als daß ich auf der Reise länger dich fortschleppen solle!“ — Aber in den späteren Bearbeitungen ist diese ganze Episode mit Sickingen ausgelassen worden. Es mag wohl aus dem Grunde geschehen sein, daß Goethe es mit dem Charakter eines der edelsten Vertreters des deutschen Rittertums nicht vereinbar hielt, so bald nach seiner Vermählung in die Netze einer verführerischen Sirene zu verfallen.

In dieser dämonischen Gestalt, in dieser ehrgeizigen, sinnlichen Verbrecherin ist noch ein menschlicher Zug erhalten, welcher sie uns noch so erträglich macht, daß wir uns nicht in vollem Abscheu von ihr abwenden und ihr noch die Teilnahme schenken, welche für die Tragödie erforderlich ist, und das ist die Liebe zu dem sie bis zum Wahnsinn anbetenden Edelknaben Franz. Ursprünglich mag es Mitleid sein, was sie zu dem in Liebesglut zu ihr vergehenden Knaben hinzog, später aber dürfen wir es ihr von Herzen glauben, wenn sie sagt: „Ich liebe ihn von Herzen, so wahr und warm hat noch niemand an mir gehangen!“ Die Liebe zu ihm ist die letzte Poesie ihres verbrecherischen Lebens, das letzte Band, welches sie

*) Die erste Bearbeitung des Götz hat den Titel: Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisiert.

noch an die Menschheit knüpft. Dämonische Kunst der Verführung ist nie meisterhafter dargestellt worden, als es hier in den drei Scenen Adelheids mit Franz geschehen ist. Sie gewinnt solchen Einfluß auf ihn, daß er, wenn auch zähneknirschend, den Vermittler zwischen ihr und ihren anderen Liebhabern macht und mit einem Kosewort bringt sie ihm das Fläschchen auf, aus welchem er seinem Herrn den Todestrank geben soll. Er ist ein bloßes Werkzeug in ihren Händen, er würde seinen Vater ermorden, der ihm den Platz an ihrem Busen streitig machen würde. Nachdem sie den Liebling aus ihrer Umarmung entlassen — diese Scene findet sich nur in der dritten Bearbeitung und ist, wie Stahr sagt, eine der wenigen Scenen derselben, welche keine Verschlechterungen sind — schaut sie ihm nach, wie er durch die helle Mondnacht dahinreitet — den ihr entrissenen Schleier schwingend — seinem Verderben entgegen. Sie zweifelt, ob sie ihn noch zurückrufen soll. „Kann er wohl auch erkennen, wenn ich ihm winke? Er will weiter! Noch zaudert er! Fahre hin, süßer Knabe, fahre hin zum traurigen Geschäft!“ Aber nun spiegelt ihr Gewissen ihr eine Spukgestalt vor die getäuschten Sinne. Eine schwarze Mönchsgestalt scheint ihr dem davonreitenden Franz zu begegnen, an ihm vorbeizuschreiten, sich dem Schlosse zu nähern. Ein Schauder fährt durch ihr Gebein. Sie befiehlt, Thüren und Schlösser wohl versperrt zu halten. Aber schon ist die Schreckensgestalt, Strang und Dolch tragend, im Zimmer und verschwindet dann vor ihren Blicken in ihrem Schlafzimmer. Ihr lautes Geschrei ruft alle Diener, ihre Reisigen herbei und von diesen umgeben bringt sie die Nacht in Angst und Qual zu. Mit dieser Scene verschwindet Adelheid in der dritten Bearbeitung, der sogenannten Bühnenbearbeitung, welche wohl die Sitzung des heimlichen Gerichts enthält, aber nicht die Scene der Ausführung des Urteils durch den ausgesandten Mörder. Mit viel gewaltigerer Energie stellte die erste Bearbeitung den Ausgang des dämonischen Weibes dar. Von wahrhaft Shakespeareschem Geist durchdrungen ist ihr Monolog, nachdem sie Franz aus ihren Armen entlassen hat: „Ich habe mich hoch ins Meer gewagt, und der Sturm fängt an fürchterlich zu brausen. Zurück ist kein Weg. Weh! Weh! Ich muß eins den Wellen preisgeben, um das andere zu retten. Die

Leidenschaft dieses Knaben droht meinen Hoffnungen. Könnte er mich in Sickingens Armen sehen, er, der glaubt, ich habe alles in ihm vergessen, weil ich ihm eine Gunst schenkte, in der er sich ganz vergaß? Du mußt fort — du würdest deinen Vater ermorden — du mußt fort! Eben das Zaubergift, das deinen Herrn zum Grab führt, soll dich ihm hinterdrein bringen. Er soll — wenn's nicht fürchterlicher ist zu sterben, als einem dazu zu verhelfen, so thu ich euch kein Leids. Es war eine Zeit wo mir graute. So sind alle Sachen, wenn sie in die Nähe treten, alltäglich." Die Zeit, wo ihr graut, wird bald wiederkommen, wenn ihr nicht viel Zeit mehr übrig bleibt. Das heimliche Gericht hat schon das Todesurteil über die Ehebrecherin und Mörderin gefällt, der nächtliche Mörder liegt schon unter ihrer Lagerstatt verborgen, ihr Einschlafen abwartend, um es zu vollstrecken. Aber die Verbrecherin kann den Schlaf lange nicht finden. „Daß es morgen wäre," seufzt sie, „mein Blut wird wie von seltsamen Ahnungen herumgetrieben und der Sturm vertreibt den ruhigen Wandrer Schlaf. Ich bin müde, daß ich weinen möchte und meine Begierde nach Ruhe zählt jeden Augenblick der ewigen Nacht und sie wird im Fortschreiten länger. Es ist alles so dunkel! Kein Stern am Himmel! Düster, stürmisch!" Und jetzt steigt die Erinnerung an die sündige Vergangenheit auf, noch mehr mit Sehnsucht, als mit Reue. „In einer solchen Mitternacht fand ich dich, Sickingen! In einer solchen Nacht hielt ich dich in meinen Armen!" — Aber die Einsamkeit fängt an, sie zu ängstigen. Ein Knecht soll wachen. „Ich bin so allein! Die mächtigsten Leidenschaften waren meiner Seele Gesellschaft, daß ich in der fürchterlichsten Höhle nicht allein gewesen wäre. Sie schlafen auf einmal und ich stehe nackend, wie ein Missethäter, vor Gericht. Ob Weislingen tot ist? Ob Franz tot ist? Es war ein lieber Junge. Sickingen! Sickingen!" Endlich übermannt sie der Schlaf, aber er bringt ihr keine Erquickung; der Geist des von ihr in den Tod gesandten Franz zeigt sich ihr an und nennt warnend ihren Namen. In furchtbarer Angst fährt sie aus dem Schlummer auf: „Ich sah ihn! Er rang mit der Todesangst! Er rief mir, rief mir! Seine Blicke waren hohl und liebevoll! Mörder! Mörder!" Aber schon steht der Mörder vor ihr. Sie bietet ihm ihr Gold, ihre Juwelen,

nur das Leben soll er ihr schenken. „Ich bin kein Räuber," antwortet der Bote des heimlichen Gerichts, „Finsternis hat Finsternis gerichtet und du mußt sterben. Wenn die scheußlichen Gestalten deiner Thaten dich nicht zur Hölle hinabschrecken, so blick auf, blick auf zum Rächer im Himmel und bitt, mit dem Opfer genug zu haben, das ich ihm bringe." Aber noch ein Triumph ist ihrer dämonischen Schönheit vorbehalten, vielleicht der glänzendste, welcher ihr je zuteil geworden ist. Der verhärtete Mörder, der unerschütterliche Vollstrecker der Bluturteile des heimlichen Gerichts fühlt sich bewegt und bietet ihr Gnade an, wenn sie ihm Liebe gewähren wollte, allerdings mit dem Hintergedanken, daß sie doch auch nachher noch in seiner Gewalt bleibe. Mit furchtbarer Klarheit erkennt Adelheid das Entsetzen, die äußerste Schmach ihrer Lage und zieht verzweifelt das traurige Facit ihres verfehlten, unglückseligen, verbrecherischen Lebens: „Mein Maß ist voll. Laster und Schande haben mich wie Flammen der Hölle mit teuflischen Armen umfaßt. Ich büße, büße. Umsonst suchst du Laster mit Laster, Schande mit Schande zu tilgen. Die scheußlichste Entehrung und der schmählichste Tod in einem Höllenbild vor meinen Augen." Sie nähert sich dem Bette, als ob sie sich seinem Wunsche fügen wollte, und, da er sie umfassen will, stößt sie hinterrücks mit einem Dolche nach ihm. Erzürnt vergißt er seine Liebesgedanken und tötet sie rasch. Der Anblick der schönen Leiche entlockt ihm den Ausruf: „Gott, machtest du sie so schön und konntest du sie nicht auch gut machen?" — Und mit dieser Leichenrede, in welche wir von Herzen einstimmen, verlassen wir die schöne Sünderin.

Maria von Berlichingen.

In demselben Drama führt uns Goethe neben dieser dämonischen Bacchantin der sinnlichen Liebe und des herzverderbenden Ehrgeizes ein holdes sanftes Frauenbild vor, welches uns so zart, keusch und rein erscheint, daß Rudolf Genée sie mit Recht mit einem lieblichen deutschen Madonnenbild des Meisters Holbein vergleicht. Der Charakter Mariens reizt unseren Scharfsinn nicht, indem er uns tiefe und schwere psychologische Rätsel zu lösen giebt, sie erweckt unser Erstaunen nicht durch Handlungen glühender Leidenschaft, be-

geisterten Heldenmuts, wir bewundern sie nicht, aber wir lieben sie: Ihre einfache Anmut, ihre holde Lieblichkeit gewinnen ihr unser Herz; wir sehen in ihr eine jener Frauen, welche die hohe Mission des weiblichen Geschlechts, zu lieben und zu dulden, aufgefaßt haben und dieselbe in Bescheidenheit und Demut zum Besten und zum Segen ihrer Umgebung erfüllen. Das Ideal ihrer Wünsche ist eine stille, friedliche Häuslichkeit, in welcher sie ein ruhiges, in sich selbst genügsames Glück um sich verbreiten und so auch im eigenen Herzen empfinden kann. Schon ihr erstes Auftreten bezeichnet ihre ganze Natur. Sie beschäftigt sich mit ihrem kleinen Neffen Karl, einem nicht zu gelehrigen Knaben; sie bestärkt ihn, sehr gegen seiner Mutter, der derber angelegten Elisabeth, Willen, in seiner Weichlichkeit. „Du thust besser, Karl, leb du einmal auf deinem Schloß als ein frommer christlicher Ritter. Auf seinen eigenen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtschaffensten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeiten als Gerechtigkeiten auf ihren Zügen.“ Als Elisabeth dann trotz ihres mutigen Sinns einige Besorgnis über das lange Ausbleiben ihres Gatten auf dem Streifzug gegen Weislingen, der ihn verraten, äußert, spricht Maria es selbst aus, daß sie nicht dazu geschaffen wäre, die Gattin eines Mannes zu werden, für dessen Leben sie alle Tage zittern müßte. „Wenn ich so einen Mann haben sollte, der sich immer Gefahren aussetzte, ich stürbe im ersten Jahr.“ Als dann Elisabeth Weislingens Treulosigkeit gegen ihren Gatten Götz mit harten Worten verdammt, verteidigt sie ihn mit mildem Sinne, das eigene Zeugnis des Bruders zu seinen Gunsten zu Hilfe nehmend, sie äußert nur ihren Schmerz, daß die beiden, welche einst so gute Freunde waren, sich jetzt so feindlich gegenüberstehen müssen und als dann die Botschaft kommt, daß Götz Weislingen gefangen auf das Schloß bringt, da erwacht ihr Mitleid mit dem jetzt Unglücklichen. „Sein Anblick wird mir im Herzen wehe thun,“ sagt sie. Und da er nun kömmt und von Götz freundschaftlich und schonend behandelt wird, da regt sich ihre Teilnahme an seiner Persönlichkeit; ihr milder Sinn fühlt sich durch die angenehmen gesellschaftlichen Formen des gewandten Weltmanns, welcher natürlich in der schlimmen Lage, in welcher er sich befindet, bestrebt ist, sich von der besten Seite zu

zeigen, angezogen und sie nimmt seine stürmische Liebeswerbung günstig auf. Aber ihr ganzes Benehmen, schon die Art, wie sie seine Liebkosungen zurückweist, zeigt, daß ihre Liebe ein ganz stilles Flämmchen ist, welches sie wohl zu hüten weiß, und daß die sinnliche Leidenschaft, welche in dem leicht entzündlichen Weislingen, der an dem Hofe des üppigen Bischofs von Bamberg keine zu günstige Meinung von der Tugend des weiblichen Geschlechts gefaßt haben mag, rasch auflodert, ein dieser reinen, keuschen, leidenschaftslosen Natur ganz fremdes Element ist. „Ich bitte Euch," sagt sie zu ihm, „laßt mich! Einen Kuß hab ich Euch zum Gottespfennig erlaubt; Ihr scheint aber schon von dem Besitz nehmen zu wollen, was nur auf Bedingungen Euer ist." — Sie ist ruhig genug, seinem dringenden Betreiben ihrer sofortigen Verbindung die Betrachtung entgegenzuhalten, daß auch der Aufschub seine Freuden habe. Sie gesteht, daß sie nach seiner Entfernung etwas Sehnsucht empfinden werde, und hofft, es werde ihm ebenso sein. Auf Weislingens Frage: „Wie wird's mir werden, wenn ich Euch verlassen soll?" antwortet sie ruhig: „Ein bißchen eng, hoff ich, denn ich weiß, wie's mir sein wird." — Aber das stille, friedliche, häusliche Glück, welches als Ideal vor ihrer Seele schwebt, und welches einem Mann, der es recht zu schätzen weiß, zu gewähren sie so sehr geeignet ist, wird ihr von dem mißgünstigen Schicksal nicht vergönnt. Weislingen bricht die Treue; in Adelheids Netz gefallen, kehrt er nicht zurück. Obgleich ihre Liebe keine leidenschaftliche war, fühlt sie doch ihren Verlust tief und innig. Aber ihre Natur ist so beschaffen, daß sie auch nach dieser grausamen Enttäuschung aus derselben Trost und Milderung schöpfen kann. Ihrem reinen Gemüt muß ein so schwarzer Verrat an dem heiligsten Treugelübde und zugleich an der feierlich beschworenen Freundschaft einem treuherzigen, edlen Manne gegenüber, wie Götz, der ihn eben, als er ihn in seiner Gewalt hielt, so großmütig behandelt hatte, als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen; ein Mann, welcher einer solchen Handlung fähig ist, verdient in ihren Augen nicht, daß man sich dem Schmerze wegen seines Verlustes hingiebt. Der wackere Franz von Sickingen, auf welchen schon lange ihre einfach liebliche, hold weibliche Erscheinung den tiefsten Eindruck gemacht hat, bittet Götz

um ihre Hand. Auf dessen Einwendung ihrer Neigung zu Weislingen erwidert Sickingen: „Traust du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden sollte verjagen können?“ Er bringt, voll von der innigsten Liebe, seine Werbung selbst bei ihr an. Sie giebt ihm ihr Jawort, nachdem er edelmütig alle Einwendungen zurückgewiesen hat, welche ihr von ihrem Zartgefühl eingegeben werden, indem sie nicht zugeben will, daß er sein Schicksal an dasjenige ihres schon damals im Konflikt mit dem Reiche begriffenen und schwer bedrohten Bruders knüpfe. Die Scene, in welcher sie von Götz gezwungen wird, mit ihrem Gatten, welchem sie eilig und, da es der Drang der Umstände nicht anders gestattet, ohne jede Festlichkeit angetraut worden ist, die Burg zu verlassen, deren Belagerung durch die Reichstruppen, welche sich schon in der Nähe befinden, unmittelbar bevorsteht, zeigt Mariens liebenswürdigen Charakter in einem neuen, schönen Licht. Diese edle Seele denkt an sich zuletzt oder gar nicht. Das Wohl ihrer Teuern ist das einzige Ziel ihres Strebens, der ganze Inhalt ihres Lebens. Sie kann es nicht über sich gewinnen, sich von dem Bruder und der Schwägerin zu trennen, um gerade in dem Augenblick, da diese in der höchsten Gefahr sind, da die Not der Belagerung über sie hereinzubrechen droht, ihre eigene Person in Sicherheit zu bringen. Erst dann entschließt sie sich zu diesem Schritt, welcher ihrer Treue und dem Heldenmut widerstrebt, der ihr trotz der Weichheit und der Zartheit ihrer Natur innewohnt, als Götz ihr begreiflich macht, daß Sickingen ihm, wenn er frei bliebe, draußen mehr nützen und mehr zu seiner Rettung, ja allenfalls sogar zu seinem Siege beitragen könne, als wenn er sich auch in der belagerten Feste mit einschließen ließe. Bitter schmerzlich, unsere innige Teilnahme erweckend, ist das Los der edeln Frau, welche mit ihrem weichen Gemüt in den wilden Kampf der ehrgeizigen harten Männer hineingeschleudert wird. Von dem Manne, welchem die ersten schüchternen Regungen ihres erwachenden Herzens mit kindlichem Vertrauen entgegengebracht worden waren, schnöde verraten, mit einem Manne vermählt, welchen sie nicht liebt, den sie aber hochachten muß, wird sie von der Not gezwungen, sich am Hochzeitstage von dem geliebten Bruder loszureißen, die teure und jetzt so schwer gefährdete

Heimat zu meiden und einer ungewissen Zukunft entgegenzuziehen, welche alles, was sie liebt, und sie selbst schwer bedroht. In seinem ersten Entwurf hatte ihr der Dichter noch ein schwereres Geschick auferlegt. Auch der Mann, welcher zwar nicht das Ideal ihrer jugendlichen Träume war, auf welchen sie aber mit felsenfestem Vertrauen, wie auf einen Mann von unerschütterlicher Treue und Zuverlässigkeit blickt, besteht die Probe nicht. Auch Sickingen bricht die Treue, welche er Marien schuldig ist; auch er fällt in die Netze derselben Sirene, welche ihr ihren ersten geliebteren Verlobten geraubt hat und vergißt in ihren Armen Pflicht und Ehre. Aber diese häßliche Episode ist später von Goethe ausgemerzt worden, wohl in dem richtigen Gefühl, damit einem der edelsten Vertreter des deutschen Rittertums jener Zeit zu nahe getreten zu sein. Aber auch ohne die Treulosigkeit ihres Gatten warten ihrer die härtesten und schwersten Prüfungen. Weislingen wird das Opfer von Adelheids Ehrgeiz, und auch Götz, als Rebell überwiesen, ist dem Tode verfallen. Jetzt bewährt sich das reine Gold in Mariens Charakter. Ohne sich zu bedenken, eilt sie zu dem Manne, welcher ihre innige Liebe schändlich verraten und welcher jetzt das Schicksal ihres Bruders in seinen Händen hat. Sie thut diesen Schritt, der ihr so schwer werden muß, weil es ihr Beruf ist, nicht an sich denkend, für andere zu leben und zu leiden. Weislingen, von seiner Gemahlin vergiftet, liegt auf dem Sterbebett. Marie erscheint ihm wie eine Furie seines bösen Gewissens. Aber sie denkt jetzt nicht daran, wie tief er sie beleidigt, sie denkt nur daran, daß sie ihn einst geliebt hat und daß das Todesurteil über ihren Bruder in seiner Hand liegt. Weislingen, von allen Qualen des Gewissens zerrissen, auf das Furchtbarste erschüttert durch das Geständnis seines Edelknaben Franz, daß er, verführt von Adelheid, ihn vergiftet habe, zerreißt das Todesurteil. Marie tröstet ihn, vergiebt ihm: „Vergiß alles! Vergesse dir Gott so alles, wie ich dir alles vergesse!“ Sie betet für ihn: „Erbarmer, erbarme dich seiner! Nur einen Blick deiner Liebe an sein Herz, daß es sich zum Trost öffne, und sein Geist Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüberbringe!“ Sie bleibt bei ihm, bis der Tod ihn hinwegrafft. Dann finden wir sie wieder tröstend und helfend an dem Sterbelager

ihres geliebten Bruders. „So erscheint sie uns,“ sagt Genée, „vom Anfang an bis zum Ende gleichsam wie eine barmherzige Schwester, welche jenen heiligen Beruf der Frau erfüllt, der das sogenannte schwache Geschlecht sittlich weit über den Mann stellt. In ihr wirkt die Kraft rein menschlicher Liebe, nicht etwa Schwäche des Herzens. Sie erscheint uns zwar als eine zarte keusche Blume auf dem harten Boden blutiger Kämpfe, aber sie kennt keine Schwäche, wenn es eine gute Handlung gilt. Das beweist sie, indem sie ohne Zaudern zu dem Manne hineilt, welcher sie am tiefsten im Leben gekränkt hat, um das Leben ihres Bruders von ihm zu erflehen. Darin beweist sie eine moralische Stärke, welche alle Thatkraft und Energie des sie umgebenden Rittertums weit hinter sich läßt.“

Diejenigen, welche es wagen, Goethe kalt und gemütslos zu nennen, und es giebt solche, und darunter Namen von sonst nicht schlechtem Klang, sollten sich doch die Frage vorlegen, ob es denn denkbar ist, daß ein Dichter, welcher diese Bezeichnungen verdient, fähig sein kann, ein Frauenbild zu schaffen, wie Maria von Berlichingen, dieses Ideal echter, edler Weiblichkeit, diese Gestalt voll von Güte, von Liebe und von himmlischem Seelenfrieden, zu welcher er von seinem holden Liebchen in Sesenheim nach seinem eigenen Geständnis charakteristische Züge entlehnt hatte.

Während sich im Götz von Berlichingen nur einzelne leise Spuren eigener Lebenserfahrungen zeigen, beruht der Roman „Werthers Leiden“ vollständig auf solchen und ist einer jener so oft wiederholten Versuche des Dichters, etwas, das ihn bedrückt, dadurch, daß er es poetisch darstellt, gleichsam abzuschütteln, es zu überwinden und sich davon zu befreien. Aber wir werden bemerken, daß sich die Grundlage des Romans im Verlaufe desselben offenbar verändert. Während in dem ersten Teil des Romans die Darstellung Werthers sich ganz an das Wesen und das Herzensleben Goethes selbst anschließt, so ist in dem zweiten Teil das Schicksal des jungen Jerusalem die Grundlage, auf welcher sich die Katastrophe vollzieht. Wir müssen daher diese Persönlichkeit und sein trauriges Ende, wie es sich in der Wirklichkeit vollzog, näher betrachten. Karl Wilhelm Jerusalem, Sekretär der Braunschwei-

gischen Gesandtschaft in Wetzlar, Sohn eines berühmten evangelischen Geistlichen, muß ein junger Mann von hervorragenden Geistesgaben gewesen sein, da Lessing in einer Vorrede zu einigen von ihm herausgegebenen philosophischen Aufsätzen desselben in folgenden Worten von ihm spricht: „Der Verfasser dieser Aufsätze war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den alle, welchen die Religion eine Angelegenheit ist, so verehren und lieben. Seine Laufbahn war kurz, sein Lauf schnell. Doch lange leben ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein viel leben ist: so war seiner Jahre nur für uns zu wenig. Den Verlust eines solchen Sohnes kann jeder Vater fühlen. Aber ihm nicht unterliegen kann nur ein solcher Vater. Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag, aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von einer Seite kennen. Allerdings war das gleich diejenige Seite, von der sich meines Bedünkens so viel auf alle übrigen schließen läßt. Es war die Neigung, das Talent, mit dem sich alle guten Neigungen so wohl vertragen, welches kein einziges Talent ausschließt; nur daß man bei ihm so viele andere Talente lieber nicht haben mag, und, wenn man sie hat, vernachlässigt. Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis, das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung, aber ein warmer Geist und so viel schätzbarer, der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte, nicht an ihrer Mitteilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte." — Ein junger Mann, von welchem Lessing in dieser Weise redete, muß die Anlage zu einer bedeutenden Entwicklung in sich getragen haben. Leider wurde die segensreiche Entwicklung dieser Anlage früh durch die düstere Melancholie, welche die Grundlage seines Charakters bildete, getrübt und gehemmt. Er las mit Vorliebe diejenigen Erzeugnisse der englischen Litteratur, welche sich in düsteren Auseinandersetzungen ergingen und war besonders zu Grübeleien über den Selbstmord geneigt, welchem er eine eigene

Abhandlung widmete. Die trübsinnige Wendung seines Gemüts erhielt in Wetzlar durch vielfache Unannehmlichkeiten nur zu reiche Nahrung. Wie Kestner an Goethe im November 1772 nach Frankfurt berichtet, wurde ihm wegen seines bürgerlichen Standes (in einer Abendgesellschaft bei Graf Bassenheim) der Zutritt zu der vornehmen Gesellschaft, auf welchen er seiner amtlichen Stellung wegen Anspruch machen konnte, in beleidigender Weise verweigert.*) Sein Verhältnis zu seinem Gesandten war ein sehr unangenehmes und führte zu fortwährenden Streitigkeiten mit demselben und in deren Folge zu häufigen Vorwürfen von Seiten seines Hofs, so daß er keinen sehnlicheren Wunsch hatte, als aus der Stellung in Wetzlar loszukommen. Zu alledem kam noch eine unglückliche Liebe zu der Frau des pfälzischen Gesandtschaftssekretärs Herdt, welche seine Leidenschaft nicht erwiderte, aber doch unter der Eifersucht ihres Gatten zu leiden hatte. Jerusalems Schwermut wurde unter dem Einfluß dieser Quälereien und Seelenleiden immer tiefer, er vermied jeden Verkehr mit Menschen, nahm an fast keiner Unterhaltung teil, machte meilenweite einsame Spaziergänge, auf denen es vorkam, daß er sich nachts im Walde verirrte und erst lange nach Mitternacht wieder nach Hause kam. Vorzugsweise gerne las er in dem Phädon von Mendelsohn, obgleich er dessen Meinung nicht teilte, daß aus der Gewißheit der Unsterblichkeit der Seele die Verwerflichkeit des Selbstmords folge. Als sich das Gerücht von dem Selbstmord des Braunschweigischen Gesandtschaftssekretärs Goué verbreitete, welches übrigens unbegründet war, verteidigte Jerusalem diesen; er muß sich überhaupt schon einige Zeit vorher mit allen Eventualitäten einer solchen That beschäftigt haben, denn

*) Auch diese Scene aus dem Leben Jerusalems in Wetzlar hat Goethe auf Werther übertragen, welcher bei einer Abendgesellschaft bei dem Minister des kleinen Hofs, an welchen er sich vor seiner Liebe geflüchtet hatte, der ihm wohlwollte, von dem anwesenden Adel wegen seiner bürgerlichen Abkunft beleidigend behandelt wird und sich auf den Rat des Ministers selbst entfernen muß, wodurch er in einen solchen Zorn gerät, daß er seine Entlassung aus dem diplomatischen Dienst nimmt. — Werthers Leiden, Briefe vom 15., 16., 24. März. — Ausgabe in 40 Bänden. Band 14, Seite 81—86.

einige Zeit vor der Ausführung äußerte er einem Freunde gegenüber, es müßte aber doch eine dumme Sache sein, wenn das Erschießen mißlinge, und er hat auch mehrfach gegen verschiedene seiner Bekannten ausgesprochen, daß er des Lebens überdrüssig wäre. Die Katastrophe schildere ich nach Kestners schon oben erwähntem Bericht an Goethe. Jerusalem ging an dem Tage, ehe er die unglückselige That verübte, zu dem Sekretär Herdt, welcher bald nach seinem Eintreffen zu seinem Gesandten gehen muß, so daß jener mit der Frau Herdt allein bleibt. Nach Herdts Rückkehr findet er beide in so auffallender Verstimmung und in so offenbarer Aufregung, daß er, nachdem Jerusalem sich entfernt hat, Bemerkungen darüber macht und dann mit verstellter, heiterer Unbefangenheit, um seine Frau auf die Probe zu stellen, seine Absicht ausspricht, Jerusalem in den nächsten Tagen zum Essen einzuladen, worauf seine Gattin aber erklärt, der Umgang mit jenem müsse überhaupt abgebrochen, der Zutritt zu ihrem Hause ihm verboten werden, da er sich so weit vergessen habe, ihr während seiner Abwesenheit eine Liebeserklärung zu machen. Herdt thut dies auch am folgenden Tage durch ein Billet. Jerusalem irrt unstät umher, seine Unruhe fällt jedem, der ihn sieht, auf. Wir sehen ihn am Abend im dunkeln Garten in Garbenheim, wo Kestner Goethes Bekanntschaft gemacht hatte; er schließt in der Nacht kein Auge zum Schlaf. Am anderen Morgen erhält er den Absagebrief Herdts; seine Antwort wird unerbrochen von dem Bedienten zurückgebracht und von ihm mit den Worten: „Es ist auch gut" auf den Tisch geworfen. Auch ein an Kestner gerichteter Brief wird ungelesen zurückgebracht, da dieser nicht zu Hause war und der Bediente das offene, unversiegelte Billet nicht zurücklassen wollte, welches er aber, nachdem Jerusalem erklärt hat, jedermann könne den Inhalt lesen, wieder hintragen mußte. Das Billet enthält die durch den Roman unsterblich gewordenen Worte: „Dürfte ich Euer Wohlgeboren wohl zu einer vorhabenden Reise um Ihre Pistolen gehorsamst ersuchen? J." Kestner, welcher an nichts weniger, als an eine solche Absicht Jerusalems denkt, besonders, da er von allem, was in den letzten Tagen mit Jerusalem vorgefallen war, nicht die geringste Ahnung hat, schickt ihm arglos die Pistolen durch den Bedienten, welcher

dieselben zum Büchsenmacher tragen und dort mit Kugeln laden lassen muß. Während des Nachmittags ordnete Jerusalem seine Papiere. Er verließ mehreremale das Haus und hat seine kleinen Schulden bezahlt. Auch hörten die Leute unten im Hause ihn heftig in seinem Zimmer auf und abgehen. Etwa um sieben Uhr kam der italienische Sprachlehrer zu ihm und fand ihn unruhig und verdrießlich. Er klagte, daß er seine Hypochondrie wieder habe, erwähnte auch, daß das Beste sei, sich aus der Welt zu schicken; dann sagte er, er wäre heute lieber allein. Der Bediente ist zu Jerusalem gekommen, um ihm die Stiefel auszuziehen. Dieser aber hat gesagt, er ginge noch aus, wie er auch wirklich gethan hat, vor das Silberthor auf die Starke Weide und sonst auf die Gasse, wo er bei Verschiedenen, den Hut tief in die Augen gedrückt, vorbeigerauscht ist, mit schnellen Schritten, ohne jemand anzusehen. Vor neun Uhr kommt er nach Hause, sagt dem Bedienten, es müsse im Ofen noch etwas nachgelegt werden, weil er nicht so bald zu Bette ginge; auch solle er auf morgen früh sechs Uhr alles zurecht machen, läßt sich auch noch einen Schoppen Wein geben. Da nun Jerusalem allein war, scheint er alles zu der schrecklichen Handlung vorbereitet zu haben. Er hat seine Briefschaften alle zerrissen und unter den Schreibtisch geworfen, wie ich selbst gesehen. (Kestner schreibt an Goethe.) Er hat zwei Briefe, einen an seine Verwandten, den anderen an Herdt geschrieben. Sie haben auf dem Schreibtisch gelegen. Ersterer, den der Medikus anderen Morgens gesehen, hat überhaupt nur Folgendes enthalten: „Lieber Vater, liebe Mutter, liebe Schwestern und Schwager! Verzeihen Sie Ihrem unglücklichen Sohn und Bruder! Gott, Gott segne Euch!“ — In dem zweiten hat er Herdt um Verzeihung gebeten, daß er die Ruhe und das Glück seiner Ehe gestört habe. Er soll drei Blätter groß gewesen sein und damit geschlossen haben: „Um ein Uhr. In jenem Leben sehen wir uns wieder!“ — Nach diesen Vorbereitungen, etwa gegen ein Uhr, hat er sich dann über das rechte Auge hinein in den Kopf geschossen. Man findet die Kugel nirgends. Niemand im Hause hat den Schuß gehört, sondern der Franziskaner Pater Guardian, der auch den Blitz vom Pulver gesehen, weil es aber stille geworden, nicht darauf geachtet hat. Es scheint sitzend im Lehnstuhl vor

seinem Schreibtisch geschehen zu sein. Der Stuhl hinten im Sitz war blutig, auch die Armlehnen. Darauf ist er vom Stuhl herunter gesunken, auf der Erde war noch viel Blut. Er muß sich auf der Erde in seinem Blute gewälzt haben, erst beim Stuhle war eine große Stelle von Blut; die Weste vorn ist auch blutig; er scheint auf dem Gesichte gelegen zu haben; dann ist er weiter, um den Stuhl herum, nach dem Fenster hingekommen, wo wieder viel Blut gestanden, und er auf dem Rücken entkräftet gelegen hat. Er war in völliger Kleidung, gestiefelt, in blauem Rock mit gelber Weste. Morgens vor sechs Uhr geht der Bediente zu seinem Herrn ins Zimmer, um ihn zu wecken; das Licht war ausgebrannt, es war dunkel, er sieht Jerusalem auf der Erde liegen, bemerkt etwas Nasses und meint, er möge sich übergeben haben, wird aber die Pistole auf der Erde und darauf Blut gewahr, ruft: „Mein Gott, Herr Assessor, was haben Sie angefangen?" Schüttelt ihn, er giebt keine Antwort und röchelt nur noch. Er läuft zu Medicis und Wundärzten. Sie kommen, es war aber keine Rettung. Doktor Held erzählte mir, als er zu ihm gekommen, habe er auf dem Boden gelegen, der Puls noch geschlagen, doch ohne Hilfe. Die Glieder alle wie gelähmt, weil das Gehirn lädiert, auch herausgetreten gewesen; zum Überflusse habe er ihm eine Ader geöffnet, wobei er ihm den schlaffen Arm habe halten müssen, das Blut wäre doch noch gelaufen. Er habe nichts als Atem geholt, weil das Blut noch in der Lunge zirkuliert und diese daher noch in Bewegung gewesen. Das Gerücht von dieser Begebenheit verbreitete sich schnell; die ganze Stadt war in Schrecken und Aufruhr. Ich hörte es um neun Uhr; meine Pistolen fielen mir ein und ich weiß nicht, daß ich kurzens so sehr erschrocken bin. Ich zog mich an und ging hin. Er war auf das Bette gelegt, die Stirne bedeckt, sein Gesicht schon wie eines Toten, er rührte kein Glied mehr, nur die Lunge war noch in Bewegung und röchelte fürchterlich, bald schwach, bald stärker; man erwartete sein Ende. Von dem Wein hatte er nur ein Glas getrunken. Hin und wieder lagen Bücher und von seinen eigenen schriftlichen Aufsätzen. Emilie Galotti lag auf einem Pult am Fenster aufgeschlagen; daneben ein Manuskript, etwa fingerdick in Quart, philosophischen Inhalts; der erste Teil oder Brief war

überschrieben: „Von der Freiheit“; es war darin von der moralischen Freiheit die Rede. Ich blätterte zwar darin, um zu sehen, ob der Inhalt auf seine letzte Handlung einen Bezug habe, fand es aber nicht; ich war aber so konsterniert und bewegt, daß ich mich nichts daraus besinne, noch die Scene weiß, welche von der Emilie Galotti aufgeschlagen war, ungeachtet ich mit Fleiß danach sah. Gegen zwölf Uhr starb er. Abends dreiviertel elf Uhr ward er auf dem gewöhnlichen Kirchhof begraben in der Stille mit zwölf Laternen und einigen Begleitern. Barbiergesellen haben ihn getragen. Kein Geistlicher hat ihn begleitet. — Dieser Bericht Kestners an Goethe über den Selbstmord Jerusalems ist am 2. November 1772 geschrieben. Da nun der Roman: „Die Leiden des jungen Werther erst im Herbst 1774 erschien, so ist Goethes Angabe, als sei die Dichtung unter dem mächtigen Eindruck dieser Katastrophe und in seiner eigenen Verzweiflung über die Trennung von Lotte entstanden, eine irrige. Allerdings war sein Herz noch übervoll von der Erinnerung an Lotte, aber seine Seele war beruhigt als er sich zu dieser Arbeit von allem Verkehr mit seinen Freunden zurückzog und den Werther in einer Woche schrieb. Er erklärte, nachdem er das Werk vollendet hatte, daß er sich nun wieder froh und frei fühlte „wie nach einer Generalbeichte“. Nur im ersten Teil des Romans entsprechen Werther, Albert und Lotte den Personen der Wirklichkeit, Goethe, Kestner und Lotte. In dem zweiten Teil ist die Persönlichkeit und die Katastrophe Jerusalems nicht nur die Grundlage der Handlung, sondern auch die Quelle der alles überwältigenden Leidenschaft, welche die Seele aus ihrem Gleichgewicht drängt und den Menschen zu der furchtbaren That hinreißt, welche keine Reue zu widerrufen imstande ist. Der Werther des zweiten Teils, welcher an seiner Leidenschaft zu Grunde geht, hat wenig Ähnlichkeit mit dem Goethe, welcher sich mit festem Entschluß von einem Verhältnis losgerissen hat, das er als unhaltbar erkannte und in dessen Schoß er das schwerste Unheil sich vorbereiten sah; ebensowenig ähnelt die Lotte im zweiten Teil des Romans mit ihren sentimentalen Ansätzen, ihrer heimlichen Liebe zu Werther, dem zweifelhaften Verhältnisse zu ihrem Gatten der gesunden, natürlichen, fröhlichen und frischen Charlotte Buff; auch der Albert

im Roman entspricht in einzelnen unliebenswürdigen Zügen durchaus nicht der milden und zartfühlenden Natur Kestners.

Es ist jetzt unsere Aufgabe, die Lotte des Romans zu schildern. Die Verhältnisse, in welchen sie aufgewachsen ist, sind beschränkte. Ihr Vater ist fürstlicher Amtmann, ihre Mutter ist frühe gestorben, sie, die etwa neunzehnjährige Jungfrau, ist die älteste von neun Geschwistern; der ganze Haushalt und die Erziehung so zahlreicher Geschwister liegt vollständig auf ihren jungen Schultern. So hat ihr das Leben schon zu der Zeit, wo andere Mädchen nur spielend genießen, schon ein ernstes Gesicht gezeigt und das strenge Gebot der Pflicht hat in ihr von Natur zu Heiterkeit und frohsinnigem Lebensgenuß geneigtes Wesen einen Zug von Ernst und Selbstbeherrschung gebracht, welcher bei einem so jungen und lebenslustigen Mädchen auffallend sein könnte. Aber der Bräutigam*) erklärt uns diese Erscheinung. Es hat einen Augenblick in ihrem Leben gegeben, welcher sich ihrem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt hat, einen Augenblick, von welchem an „ein ganz anderer Geist“ über sie gekommen war. Es war der traurige Moment, da ihre sterbende Mutter ihr mit ihren letzten Worten die Pflicht auf die Seele legte, „dem Vater an Stelle der Gattin, den verwaisten Geschwistern an Stelle der Mutter zu sein“; von der Stunde an ist sie „in der Sorge für ihre Wirtschaft und in dem Ernste ihrer Pflicht eine wahre Mutter geworden; kein Augenblick ihrer Zeit ist ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verstrichen, ohne daß ihre Munterkeit sie dabei verlassen hat.“ Aus verschiedenen Gründen ist ihr ein regelmäßiger Schulunterricht nicht in der gewünschten Weise zuteil geworden. Ihre einsam gelegene Wohnung in dem Jagdschloß des Herrn ihres Vaters und die vielfache Beschäftigung im Hauswesen haben dies verhindert. Aber wir dürfen sie uns bei Leibe nicht als ungebildet denken; sie kennt die Litteratur, sie citiert Klopstock. Zum Romanlesen hat sie allerdings wenig Zeit gehabt, jedoch früher, wenn sie dazukam, eine sehr lebhafte Teilnahme an den Schicksalen der Helden und namentlich der Heldinnen gefühlt, aber dies hat sich jetzt ver-

---

*) Adolf Stahr legt diese Äußerung irrtümlich dem Vater in den Mund.

[redacted]

mindert, „jetzt sind ihr schon lange nur die Romane die liebsten, in denen es zugeht, wie um sie her, und wo sie ihre eigenen Zustände wiederfindet.“ Sie ist also der vollständige Gegensatz zu Werther, dessen erstes Urteil über sie mit klarem Erkenntnis viele Eigenschaften an ihr rühmt, von denen er wohl einsieht, daß er sie nicht besitzt, wenn er von ihr sagt: „Soviel Einfalt bei soviel Verstand, soviel Güte bei soviel Festigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit!“ Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß man bei anderen am meisten diejenigen Eigenschaften anzuerkennen pflegt, welche man selbst am wenigsten besitzt, und so ist es denn sehr charakteristisch, daß dem schwärmerischen, nur in der Leidenschaft zu leben fähigen Werther gerade die leidenschaftslose, verständige, immer gleichmäßige Ruhe, welche trotz aller Heiterkeit der Grundzug von Lottens Charakter ist, am meisten imponiert. Das Leben dieses Mädchens scheint ihr auch sicher ihrer Veranlagung gemäß vorgezeichnet zu sein, ohne daß gewaltsame Störungen von außen zu befürchten sind. Sie besitzt alle Eigenschaften, welche dafür Bürgschaft leisten, daß sie einem einfachen Gatten ein stilles und friedliches Familienglück bereiten werde. Ein solcher Mann hat sich auch schon gefunden, mit welchem sie ihr Vater, um sie zu versorgen, verlobt hat. Keine glühende, leidenschaftliche Liebe hat dieses Paar zusammengeführt; sie sind sich herzlich gut, sie hoffen, glücklich miteinander zu leben, aber der Puls der Leidenschaft schlägt nicht in Lotte, bis er später in der Berührung mit Werther auf Augenblicke geweckt, aber von ihrem stets wachen Verstande schnell wieder gebändigt wird. Das einzige, was an Leidenschaft in ihr erinnert, ist ihre Liebe zum Tanze. Sie sagt selbst darüber an dem Tage, da Werther sie kennen lernte, zu diesem: „Wenn diese Leidenschaft ein Fehler ist, so gestehe ich Ihnen gern, ich weiß mir nichts übers Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verstimmten Klavier einen Kontretanz vortrommle, so ist alles wieder gut!“ Ein Mädchen, welches sich alles, was sie im Kopfe hat, durch einen Kontretanz wegtrommeln kann, ist nicht dazu geeignet, eine Rolle in einer Tragödie zu spielen, und, wenn ihr dennoch eine solche angewiesen wird, so wird es eben nur eine ihr von außen her aufgedrängte vorübergehende Rolle sein, ohne daß

sie auf die Dauer auf ihre eigene, gesunde Seelenstimmung einen Einfluß übt. Lotte hat in dieser Beziehung schon einem sehr tragischen Erlebnis gegenüber den Beweis geliefert, daß ihre Seelenruhe nicht leicht aus dem Gleichgewicht gebracht werden kann. Sie hat schon einmal eine unglückliche, leidenschaftliche Liebe hervorgerufen, welche zu einem sehr traurigen Ausgange geführt hatte. Ein stiller und sanfter junger Mann, welcher bei ihrem Vater Schreiberdienste gethan hatte, und welcher die einzige Stütze seiner alten, armen Mutter war, hatte sich bis zum Wahnsinn in sie verliebt und hatte es, nachdem er lange die in ihm tobende Leidenschaft verborgen gehalten hatte, endlich gewagt, ihr seine Liebe zu gestehen. Man jagte ihn zur Strafe aus seinem Dienste, er verlor darüber den Verstand, wurde in das Narrenhaus gebracht, wo er ein volles Jahr in den Ketten des Tobsüchtigen zugebracht hat. Jetzt ist er entlassen und lebt in unschädlichem Irrsinn in der Nachbarschaft. Ein solches Ereignis wäre wohl schon dazu angethan gewesen, das Mädchen, welches die erste Veranlassung dazu gegeben hatte, zu erregen, ja vielleicht Gewissensbisse zu erwecken, aber bei Lotte ist davon gar keine Rede. Ein armer Schreiber, welcher sich in die Tochter des fürstlichen Amtmanns verliebt, ist für sie eben ein Thor und der Leidenschaft, von der sie selbst keinen Begriff hat, räumt sie auch bei anderen keine Rechte ein. Aber sie, welche selbst keine Leidenschaft empfindet, ist dazu bestimmt, in anderen glühende, verzehrende Leidenschaft hervorzurufen und so ist auch Werthers Geschick entschieden im ersten Augenblick, da er sie erblickt. Es ist ein charakteristischer Zug und wohl der eigenen Stimmung Goethes entlehnt, mit welcher er nach Wetzlar kam, daß Werther sich bewußt ist, als er Lotte kennen lernt, einem andern Mädchen gegenüber ein Unrecht begangen zu haben, wie Goethes Gewissen damals Friederiken gegenüber belastet war. „Wie froh bin ich, daß ich weg bin!“ beginnt der erste Brief Werthers, „bester Freund, was ist das Herz des Menschen! Dich zu verlassen, den ich so liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu sein! Ich weiß, du verzeihst mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgesucht vom Schicksal, um ein Herz wie das meinige zu ängstigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unschuldig. Konnt' ich

dafür, daß, während die eigensinnigen Reize ihrer Schwester mir eine angenehme Unterhaltung verschafften, daß eine Leidenschaft in dem armen Herzen sich bildete? Und doch — bin ich ganz unschuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? Hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns so oft lachen machten, so wenig lächerlich sie waren, selbst ergötzt? Hab' ich nicht — O, was ist der Mensch, daß er über sich klagen darf! — Ich will, lieber Freund, ich verspreche dir's, ich will mich bessern, will nicht mehr ein bißchen Übel, das uns das Schicksal vorlegt, wiederkäuen, wie ich's immer gethan habe; ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene soll mir vergangen sein. Gewiß, du hast recht, Bester, die Schmerzen wären minder unter den Menschen, wenn sie nicht — Gott weiß, warum sie so gemacht sind! — mit so viel Emsigkeit der Einbildungskraft sich beschäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Übels zurückzurufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu tragen." — Stahr bemerkt zu diesem Brief: „In diesem Eingange liegt das Grundthema des ganzen folgenden Gedichts ausgesprochen. Der arme selbstbetrogene Bethörte! Er ahnt nicht, daß das vergeltende Schicksal ihm leise nachschleicht, ahnt nicht, wie bald er in eine Lage versetzt werden soll, in welcher er die Kraft dieser seiner Lebensweisheiten an sich selbst zu erproben haben wird." Der wonnige Frühling, welcher Werther umgiebt, hat in ihm jetzt, da er jenem unangenehmen Verhältnis entflohen ist, eine freiere, leichtere und ruhigere Stimmung hervorgerufen, als er sich deren lange erfreut hat, und in dieser Stimmung ganz in seinen die Natur genießenden Müßiggang versunken, erscheint ihm plötzlich gleichsam als Verkörperung der süßen Frühlingswonne, welche beseligend die ganze Natur durchdringt, das holde Wesen, welches er zu einem ländlichen Balle abholt. Er ist unterwegs schon gewarnt worden, sein Herz nicht zu verlieren, da das Mädchen verlobt sei, aber das erhöht ihren Reiz für ihn und verleiht zugleich Lotten in ihrem Benehmen gegen Werther und in dem Gefallen, welches sie gleich an ihm findet, vollständige Sicherheit. Auch Werther glaubt seiner selbst sicher zu sein. „Mein Herz ist so verderbt nicht, ruft er! Schwach! schwach genug! — Und ist das nicht Verderben, fügte er hinzu. Obschon Lotte im

Grunde von jeder Sentimentalität frei ist, so ist sie doch ein Kind ihrer Zeit und ein kleines Stück von der Empfindsamkeit und vor allem von der Klopstockschwärmerei derselben hat auch sie bei aller Gesundheit ihres Denkens und Fühlens in ihrem Gemüt. An jenem Abend, da sie auf der Fahrt zum Balle Werthers Bekanntschaft gemacht hat, steht sie mit ihm am Fenster und sieht das ferne Gewitter aufsteigen. Da traten ihr die Thränen in die Augen und indem sie seine Hand faßt, sagt sie mit gerührter Stimme: „Klopstock!“ Bei ihrem Verlobten, dem wackern aber doch etwas trockenen Albert wäre ein solcher Auftritt schlecht angebracht gewesen, aber Werther gerät durch denselben sofort ganz außer sich. „Ich erinnerte mich, schreibt er an den Freund, sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand, und küßte sie unter den wonnevollsten Thränen und sah nach ihrem Auge nieder. — Edler! hättest du deine Vergötterung in diesem Blicke gesehen, und möchte ich nun deinen so oft entweihten Namen nie mehr nennen hören!“ —

Die Unbefangenheit, mit welcher Lotte, ihrer selbst sicher und ohne selbst eine Spur von Leidenschaft zu empfinden, Werther gegenüber handelt, giebt seiner Leidenschaft immer neue Nahrung. Die geschenkte Schleife, den Kuß, welchen sie ihm von dem Kanarienvogel, der ihr eben das Brot aus dem Munde geholt, geben läßt, alles das wirkt verderblich auf ihn. „Sie sollte es nicht thun, schreibt er, sie sollte nicht eine Einbildungskraft mit diesen Bildern himmlischer Unschuld und Seligkeit reizen und mein Herz aus dem Schlafe, in dem es manchmal die Gleichgültigkeit des Lebens wiegt, nicht wecken! — Und warum nicht? Sie traut mir so! Sie weiß, wie ich sie liebe! — Sie sieht nicht, sie fühlt nicht, daß sie ein Gift bereitet, das mich und sie zu Grunde richten wird, und ich mit voller Wollust schlürfe den Becher aus, den sie mir zu meinem Verderben reicht. Was soll der gütige Blick, mit dem sie mich oft — oft? nein, nicht oft, aber doch manchmal ansieht, die Gefälligkeit, womit sie einen unwillkürlichen Ausdruck meines Gefühls aufnimmt, das Mitleiden mit meinem Dulden, das sich auf ihrer Stirn zeichnet!“ Man kann es Kestner und Lotten nicht

verdenken, wenn sie, als der Werther erschien und alle Welt in ihnen die Originale der Lotte und des Albert des Romans zu erkennen glaubte, über Stellen wie diese, deren sich, namentlich in der zweiten Hälfte desselben viele fanden, recht ungehalten waren.

Auch Werther sieht, wie Goethe in Wetzlar, ein, daß es nur ein Rettungsmittel giebt, die Entfernung aus Lottens Nähe. Er entfernt sich auch, wie Goethe, aber die Leidenschaft bezwingt ihn und, nicht mehr Goethe ähnlich, kehrt er zurück. Der Werther des zweiten Teils des Romans lehnt sich nicht mehr an Goethe und sein Liebesleben an, es ist Jerusalem, von dessen Persönlichkeit und schließlich traurigem Ausgang Kestner dem Dichter nach seiner Entfernung von Wetzlar ausführliche Mitteilungen nach Frankfurt machte. Es war ganz natürlich, daß dieser zweite Teil des Romans mit ihrer Schilderung des Betragens Lottens bei Kestner und seiner Gattin noch größeren Anstoß erregte. Das Gespräch dagegen am Abend vor dem Tage, da Werther sich entfernt, ist eine treue Nachbildung jenes Gesprächs im Garten am Vorabend von Goethes Abreise von Wetzlar. „Niemals, sagte Lotte, gehe ich im Mondenlichte spazieren, niemals, daß mir nicht der Gedanken an meine Verstorbenen begegnet, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden sein! fuhr sie mit der Stimme des herrlichsten Gefühls fort; aber, Werther, sollen wir uns wieder finden? Wieder erkennen? Was ahnen Sie? Was sagen Sie? Lotte, sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte und mir die Augen voll Thränen wurden, wir werden uns wieder sehen! — Mußte sie mich das fragen, da ich diesen ängstlichen Abschied im Herzen hatte! Und ob die lieben Abgeschiedenen von uns wissen, fuhr sie fort, ob sie fühlen, wenn's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O! die Gestalt meiner Mutter schwebt immer um mich, wenn ich am stillen Abend unter ihren Kindern, unter meinen Kindern sitze, und sie um mich versammelt sind, wie sie um sie versammelt waren. Wenn ich dann mit meinen sehnenden Thränen gen Himmel sehe, und wünsche, daß sie hereinschauen könnte einen Augenblick, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab: die Mutter ihrer Kinder zu sein. Mit welcher Empfindung

rufe ich aus: Verzeihe mir's, Teuerste, wenn ich ihnen nicht bin, was du ihnen warst. Ach! thue ich doch alles, was ich kann; sind sie doch gekleidet, genährt, ach, und was mehr ist, als das alles, gepflegt und geliebt. Könntest du unsere Eintracht sehen, liebe Heilige! Du würdest mit dem heißesten Danke den Gott verherrlichen, den du mit den letzten bittersten Thränen um die Wohlfahrt deiner Kinder batest. — Albert fiel ihr sanft in die Rede: Es greift Sie zu stark an, liebe Lotte! ich weiß, Ihre Seele hängt sehr nach diesen Ideen, aber ich bitte Sie — O Albert, sagte sie — — — War der Umgang dieser herrlichen Seele nicht mehr als alles? Die schöne, sanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf: er möchte mich ihr gleich machen — — — Wenn Sie sie gekannt hätten, sagte sie, indem sie mir die Hand drückte — sie war wert, von Ihnen gekannt zu sein! — — — Und diese Frau mußte in der Blüte ihrer Jahre dahin, da ihr jüngster Sohn nicht sechs Monate alt war! Ihre Krankheit dauerte nicht lange; sie war ruhig, hingegeben, nur ihre Kinder thaten ihr weh, besonders das Kleine. Wie es gegen das Ende ging, und sie zu mir sagte: Bringe sie mir herauf, und wie ich sie herein führte, die Kleinen, die nichts wußten und die Ältesten, die ohne Sinne waren, wie sie ums Bette standen, und wie sie die Hände aufhob, und über sie betete, und sie küßte nach einander und sie wegschickte und zu mir sagte: Sei ihre Mutter! Ich gab ihr die Hand darauf. Du versprichst viel, meine Tochter, sagte sie, das Herz einer Mutter und das Aug einer Mutter. Ich habe oft an deinen dankbaren Thränen gesehen, daß du fühlst, was das sei! Habe es für deine Geschwister und für deinen Vater, die Treue und den Gehorsam einer Frau. Du wirst ihn trösten. — Albert, du warst im Zimmer. Sie hörte jemand gehen, und fragte, und forderte dich zu sich, und wie sie dich ansah und mich, mit dem getrösteten, ruhigen Blicke, daß wir glücklich sein, zusammen glücklich sein würden. — Albert fiel ihr um den Hals und küßte sie, und rief: wir sind es! wir werden es sein! Der ruhige Albert war ganz aus seiner Fassung, und ich wußte nichts von mir selber. — Werther, fing sie an, und diese Frau sollte dahin

sein! Gott! wenn ich manchmal denke, wie man das Liebste seines Lebens wegtragen läßt, und niemand, als die Kinder das so scharf fühlt, die sich noch lange beklagten, die schwarzen Männer hätten die Mama weggetragen! — Sie stand auf, und ich ward erweckt und erschüttert, blieb sitzen und hielt ihre Hand. Wir wollen fort, sagte sie, es wird Zeit. Sie wollte ihre Hand zurückziehen, und ich hielt sie fester. Wir werden uns wiedersehen, rief ich, wir werden uns finden, unter allen Gestalten werden wir uns erkennen. Ich gehe, fuhr ich fort, ich gehe willig, und doch, wenn ich sagen sollte auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb' wohl, Lotte! Leb' wohl, Albert! Wir sehen uns wieder. — Morgen, denke ich, versetzte sie scherzend. — Ich fühlte das Morgen! Ach sie wußte nicht, als sie ihre Hand aus der meinen zog. — Sie gingen die Allee hinaus, ich stand, sah ihnen nach im Mondscheine, und warf mich an die Erde und weinte mich aus, und sprang auf, und lief auf die Terrasse hervor und sah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartenthür schimmern, ich streckte meine Arme aus, und es verschwand." Dieses Gespräch ist ein genaues Abbild des Gesprächs in Wetzlar am Vorabend von Goethes Abreise, diese Stimmung Werthers entspricht genau derjenigen des Dichters in jener Nacht und bei dem Gedanken an die bevorstehende Trennung; diese Lotte, welche in so unendlich liebenswürdig rührender Weise aus ihrer Liebe heraus den Glauben an die Unsterblichkeit des Menschen konstruiert, ist das ideale Bild der wirklichen Charlotte und durch keine noch so kunstreiche Analyse kann sie besser geschildert werden, als durch die Wiedergabe dieses meisterhaft entworfenen und durchgeführten Gesprächs. Aber nun ist es mit der Ähnlichkeit der Gestalten zu Ende. Wir haben es nicht mehr mit Goethe, sondern mit Jerusalem zu thun, und die Lotte des zweiten Teils des Romans weicht bedeutend in ihrem Verhalten gegen ihren Gatten und Werther von dem Original ab, und zwar nicht zum Vorteil der Kopie, wenn man hier noch diesen Ausdruck gebrauchen darf; in diesem Umstand lag dann auch die Quelle des berechtigten Zornes Kestners und Lottens gegen Goethe wegen der Veröffentlichung des Romans. Schon das Ereignis, welches Werther von dem kleinen Hofe, wo

er, nachdem er sich von Lotte getrennt aufhielt und in weiterer Folge aus dem diplomatischen Dienste überhaupt entfernt hatte, ist schon einer ähnlichen Erfahrung, welche Jerusalem in Wetzlar gemacht hatte, nachgebildet. Andererseits entspricht wieder dies Verschweigen des Datums des Hochzeitstages und die daran sich knüpfende Korrespondenz vollständig dem thatsächlichen Vorgang zwischen dem Kestnerschen Paare und Goethe. Es wäre eine interessante und dankbare Arbeit, die einzelnen Momente, welche aus den beiden verschiedenen thatsächlichen Quellen in den Roman hineingekommen sind, nachzuweisen und auseinander zu halten, aber dies liegt außerhalb des Rahmens unserer Aufgabe. Nachdem Werther seiner Leidenschaft nicht widerstehen konnte und in die Nähe des nun verheirateten Paares Albert und Lotte zurückgekehrt ist, weckt jener durch seine Warnung die letztere aus der nichts ahnenden Unbefangenheit, mit welcher sie bis jetzt ihr Verhältnis betrachtet und behandelt hat, nicht etwa, als ob er bis jetzt in derselben Unwissenheit darüber, wie sie, gewesen wäre, er hat vielmehr den ganzen Seelenzustand Werthers von Anfang an vollständig durchschaut, er hat dies dadurch bewiesen, daß er es in dessen Gegenwart vermied, seine Braut zu liebkosen, aber er hat, da er ein festes unerschütterliches Vertrauen zu seiner Verlobten hatte, bis jetzt geschwiegen und nur den Verlauf ruhig beobachtet. Aber jetzt scheint das auffallende Benehmen Werthers die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen zu haben und da kann Albert nicht mehr schweigen. Er spricht Lotten gegenüber den Wunsch aus, Werther möge sich wieder entfernen und fügt hinzu: „Ich wünsche es auch um unsertwillen und ich bitte dich, siehe zu, seinem Betragen gegen dich eine andere Richtung zu geben, seine öftern Besuche zu vermeiden. Die Leute werden aufmerksam.“ Jetzt sind Lotten mit einem Male die Augen geöffnet, aber sie zeigt sich jetzt in der ganzen Stärke und Gesundheit ihrer im Grunde leidenschaftslosen Natur. Sie redet sofort mit Werther in dem ihr von Albert eingegebenen Sinn und ruft ihm am Ende ihrer eindringlichen, aber in mildem und freundschaftlichem Tone gegebenen Ermahnungen das ermutigende Wort zu: Seien Sie ein Mann! Aber es folgt jetzt ein Auftritt, über welchen Kestner und Lotte in

der That das Recht hatten, sich zu beklagen, namentlich wegen der Vorbereitung und der Motivierung desselben. Im Gespräch mit Werther hat Lotte ihrer Natur gemäß verständig und pflichttreu gehandelt. Aber jetzt führt sie der gefährliche Weg der Vergleichung des Freundes, welchen sie aufgeben soll, mit dem Mann, an welchen die Pflicht sie fesselt, zu einem Augenblick, da die sündige Leidenschaft Herr über sie wird. „Lotte, heißt es, war indes in einen sonderbaren Zustand geraten. Nach der letzten Unterredung mit Werther hatte sie empfunden, wie schwer es ihr fallen werde, sich von ihm zu trennen. — — Sie saß nun allein —, sie überließ sich ihren Gedanken, die stille über ihren Verhältnissen herumschweiften. Sie sah sich nun mit dem Mann auf ewig verbunden, dessen Liebe und Treue sie kannte, dem sie von Herzen zugethan war, dessen Ruhe, dessen Zuverlässigkeit recht vom Himmel dazu bestimmt zu sein schien, daß eine wackere Frau das Glück ihres Lebens darauf gründen sollte; sie fühlte, was er ihr und ihren Kindern auf immer sein würde. Auf der andern Seite war ihr Werther so teuer geworden, gleich von dem ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an hatte sich die Übereinstimmung ihrer Gemüter so schön gezeigt, der lange dauernde Umgang mit ihm, so manche durchlebte Situationen hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was sie interessantes fühlte und dachte, war sie gewöhnt, mit ihm zu teilen, und seine Entfernung drohte in ihr ganzes Wesen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte.“ Sie wünschte ihn, um ihn in der Nähe zu behalten, an eine ihrer Freundinnen zu verheiraten, aber „fand bei einer jeglichen etwas auszusetzen, fand keine, der sie ihn gegönnt hätte.“ Unter allen diesen Betrachtungen fühlte sie erst tief, ohne sich es deutlich zu machen, daß ihr herzliches heimliches Verlangen sei, ihn für sich zu behalten, und sagte sich daneben, daß sie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe; ihr reines, schönes, sonst so leichtes und leicht sich helfendes Gemüt empfand den Druck einer Schwermut, der die Aussicht zum Glück verschlossen ist. Ihr Herz war gepreßt, und eine trübe Wolke lag über ihrem Auge.*)

---

*) Kann man es nun dem Kestnerschen Ehepaar verdenken, daß sie

Und jetzt, während sie diesen gefährlichen Gedanken nachhängt, kommt Werther unerwartet gegen das ihr gegebene Versprechen, vor dem Weihnachtsabend nicht wieder zu kommen. Sie empfängt ihn in leidenschaftlicher Verwirrung. Sie will nicht allein mit ihm sein. Sie läßt zwei Freundinnen einladen, beide lassen sich entschuldigen. Die Situation wird immer peinlicher für beide. Endlich bittet sie ihn, ihr aus Ossian vorzulesen. Er liest. Beide geraten in die furchtbarste Aufregung. Als er dann die Worte liest: Morgen wird der Wanderer kommen, der mich sah in meiner Schönheit, ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen und wird mich nicht finden. — Da fiel die ganze Gewalt dieser Worte über den Unglücklichen. — — — Ihr schien eine Ahnung seines schrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinne verwirrten sich, sie drückte seine Hände, drückte sie wider ihre Brust, neigte sich mit einer wehmütigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten sich. Die Welt verging ihnen. Er schlang seine Arme um sie her, preßte sie an seine Brust und deckte ihre zitternden, stammelnden Lippen mit wütenden Küssen. Endlich ermannte sie sich und mit den Worten: Das ist das letzte Mal, Sie sehen mich nie wieder! welche sie in ängstlicher Verwirrung bebend zwischen Liebe und Zorn aussprach, riß sie sich los und eilte mit dem vollsten Blicke der Liebe auf den Elenden ins Nebenzimmer und schloß hinter sich zu. Vergebens flehte er an der verschlossenen Thüre noch um ein Wort des Lebewohls. Er geht endlich, zum Selbstmord entschlossen. Das sonst so rein und leicht fließende Blut Lottens war in einer fieberhaften Empörung, tausenderlei Empfindungen zerrütteten das schöne Herz. Sie wagt nicht, ihrem Gatten die Schuld eines Augenblicks und ihre Ahnungen mitzuteilen. Diese Ahnungen er-

über die Veröffentlichung des Romans gegrollt haben? Es kann wahrlich für Kestner nicht angenehm gewesen sein, von der Lotte des Romans, als deren Original die Welt seine Gattin ansah, solche Dinge erzählen zu hören, und ebensowenig konnte Charlotte Kestner ruhig bleiben, wenn derselben Lotte, welche die Welt als ihre Kopie betrachtete, solche Gedanken über Gatten und Freund untergeschoben werden. Und nun gar erst die folgende Scene!

füllen sich schrecklich. Werther begeht den Selbstmord. „Man fürchtete für Lottens Leben“ heißt es dort. Ich schließe diese Betrachtung Lottens mit den wahren und schönen Worten Stahrs: „Diese Furcht, so begründet sie scheint, wird sich nicht erfüllen. Diese Lotte, in der Goethe die gesunde Lebenskraft seiner eigenen Natur verkörpert hat, wird leben bleiben und glücklich leben an der Seite ihres braven Mannes, so gewiß, als sie unglücklich geworden wäre als Gattin eines Werther. Die Wunde, die ihr Herz erhalten, wird sich schneller schließen, als sie selbst es denkt, und, wenn sie auch die Narbe davon behält, so wird doch dieses Lebensleid nur dazu dienen, der Schönheit ihres Wesens einen neuen Reiz durch jenen Zug sanfter Melancholie hinzuzufügen, welche das Andenken an das Glück und an das Leid ihres Zusammenlebens mit Werther von Zeit zu Zeit in ihr hervorrufen wird.“

Bei dem leidenschaftlichen, ja fieberhaften Interesse, welches der Werther in allen Kreisen erregte, und das wir heute als von einem litterarischen Erzeugnis ausgehend uns in diesem Grade gar nicht mehr als möglich vorstellen können, war es ganz natürlich, daß man neugierig nach den wirklichen Persönlichkeiten und den thatsächlichen Verhältnissen forschte, welche unter den im Roman vorkommenden Personen und den in demselben erzählten Ereignissen verborgen wären. Goethe beklagt sich in seiner Selbstbiographie bitter über die zahlreichen unbescheidenen Fragen, welche über diese persönlichen Beziehungen an ihn gestellt worden sind. Es war nicht zu vermeiden, daß die allgemeine Meinung in Kestner und Charlotte die Originale von Albert und Lotte zu finden glaubte. Kestner und seine Frau waren sehr unangenehm berührt und machten Goethe über die Herausgabe des Romans schwere Vorwürfe. Kestner war durch seine eigene und durch Lottens Darstellung in dem Buch empfindlich verletzt und beklagte sich bitter, daß die heiligsten, teuersten Gefühle seines Herzens so arg entstellt dem Publikum mitgeteilt worden waren. So erhielt Goethe als Antwort auf seinen Brief, mit welchem er seinen Werther dem Ehepaar Kestner gesandt hatte, eine sehr bittere Antwort, welche die „Personen, von denen Goethe Züge entlehnt hat, dadurch für prostituiert“ erklärt. Goethe antwortete in liebenswürdigstem Tone,

erklärte die Befürchtung Kestners für übertrieben, bittet aber doch um Verzeihung. Er schließt seinen Brief mit den warmen Worten: „Und, meine Lieben, wenn Euch der Unmut übermannt, denkt nur, denkt, daß der alte, Euer Goethe, jetzt mehr als jemals der Eurige ist.“ Eine solche innige Berufung auf die alte Freundschaft konnte nicht ohne Wirkung bleiben, das Ehepaar war versöhnt und sie vergaßen den Groll noch mehr, als Goethe ihnen nach einiger Zeit den ungeheuten Eindruck schilderte, welchen der Roman gemacht hatte. „Könntet Ihr den tausendsten Teil fühlen,“ schreibt der Dichter, „was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergabt. Bruder, lieber Kestner, wollt Ihr warten, so wird Euch geholfen. Ich wollte um meines eigenen Lebens Gefahr willen Werther nicht zurückrufen, und glaub mir, glaub an mich, deine Besorgnisse, deine Gravamina schwinden wie Gespenster der Nacht, wenn du Geduld hast, und dann — binnen hier und einem Jahr versprech ich auch auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise alles, was noch übrig sein möchte von Verdacht, Mißdeutung und so weiter im schwätzenden Publikum, obgleich das eine Herd Schweine ist, auszulöschen, wie ein reiner Nordwind Nebel und Duft. — Werther muß — muß sein! Ihr fühlt ihn nicht, Ihr fühlt nur mich und Euch und was Ihr angeklebt heißt — und trutz Euch — und anderen — eingewoben ist. Wenn ich noch lebe, so bist du's, dem ich's danke — bist also nicht Albert. Und also — gieb Lotten eine Hand ganz warm von mir und sag ihr: „Ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die einen kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden. Wenn Ihr brav seid und nicht an mir nagt, so schick ich Euch Briefe, laute Seufzer nach Werther, und wenn Ihr Glauben habt, so glaubt, daß alles wohl sein wird und Geschwätz nichts ist. — O du! — Hast nicht gefühlt, wie der Mensch dich umfaßt, dich tröstet — und in deinem, in Lottens Beispiel Trost genug findet gegen das Elend, das Euch schon in der Dichtung schreckt. Lotte, leb wohl. — Kestner, du — habt mich lieb — und nagt mich nicht! — Und mein Versprechen bedenkt. Ich allein kann erfinden, was

Euch völlig außer Rede setzt, außer dem widrigen Argwohn. Ich hab's in meiner Gewalt, noch ist's zu früh."

Kestner legte eine Zeitlang ein großes Gewicht auf die Erfüllung dieses Versprechens. Er ersuchte einen Freund, er möge bei den Berliner Freunden das richtige Verhältnis von „Wahrheit und Dichtung" in dem Roman deutlich beleuchten. Er giebt seufzend einem Freunde Recht, welcher ihm geschrieben hat, es sei bei aller Achtung vor Goethe doch gefährlich, einen Dichter zum Freund zu haben. Aber Goethe hat den Werther nie in der versprochenen Weise abgeändert. Noch 1783 verspricht er Kestner von Weimar aus, „ohne die Hand an das zu legen, was so viel Sensation gemacht hat, Albert zu stellen, daß ihn wohl der leidenschaftliche Jüngling, aber doch der Leser nicht verkennt." Auch macht ihn Kestner auf mehrere Züge der Lotte des Romanes aufmerksam, welche dem Charakter der wirklichen Lotte nicht entsprechen. Aber es ist von Goethe in dieser Richtung nie etwas geschehen, und auch Kestner ist, zartfühlend, wie er war, in späterer Zeit niemals wieder auf das Verlangen zurückgekommen.

Wir erwähnen schon hier den fast ein Jahr später erschienenen Clavigo, in welchem übrigens die Frauengestalten keine bedeutende Rolle spielen. Dieses Stück verdankt seinen Ursprung einer ganz äußerlichen Veranlassung und ist auch von Goethes Freunden nicht allzugünstig aufgenommen worden. Merk schrieb ihm, als er ihm das Stück geschickt hatte: „Solch einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben, das können die anderen auch." Goethe hatte schon damals und auch noch im Alter, als er Wahrheit und Dichtung schrieb, eine bessere Meinung von dem Stück. Er brachte eines Abends in jene Gesellschaft, welche sich mit dem Mariagespiel unterhielt, von dem weiter unten die Rede sein wird, ein erst im Januar 1774 geschriebenes Memoire des französischen Schriftstellers Beaumarchais mit, in welchem derselbe seinen Ehrenhandel mit dem spanischen Kronarchivbeamten Clavigo erzählte. Seine Vorlesung desselben erntete großen Beifall und das Mädchen, welches ihm als Gattin zugelost war, wünschte, daß er den Stoff dramatisch behandelte, worauf er versprach, bei ihrer nächsten Zusammenkunft in acht Tagen das vollendete Drama vorzulegen und

auch wirklich Wort hielt. Das gerechte Erstaunen über eine so rasche Arbeit wird durch die Betrachtung etwas gemindert, daß große Bestandteile des Dramas dem Memoire wörtlich entnommen sind. Die Charaktere des Beaumarchais und des Clavigo sind in dem Memoire in ihren Grundzügen gegeben, wenn auch der Dichter in den letzteren manches von seinen eigenen Lebenserfahrungen hineingelegt hat. Wir haben sein eigenes Geständnis gehört, daß in der erbärmlichen Schwäche, in welcher er den Titelhelden dargestellt hat, eine Einwirkung seines eigenen Schuldbewußtseins wegen seines Betragens gegen Friederike vorliegt. Carlos ist ganz seine Erfindung und ein Meisterstück, welches eine bevorzugte Lieblingsrolle unserer ersten Charakterspieler geworden ist. Mariens Charakter und selbst ihr kränklicher Körperzustand ist auch in dem Memoire vorgezeichnet. Die ältere Schwester schreibt ihrem Vater: „Die Reizbarkeit der gekränkten Schwester hat sie in einen tödlichen Zustand versetzt, aus dem wir sie schwerlich zu erretten Hoffnung haben.“ Marie Beaumarchais ist bei Goethe wie in dem Memoire ein Mädchen voll Geist, Anmut und Tugend, aber Goethe hat ein Element hinzugefügt, welches zu der Französin nicht paßt, eine echt deutsche Sentimentalität. Wieland sagt in einem Brief an Jacobi: „Und was dünkt Ihnen zu der Französin Marie, die vor Liebe und Liebesschmerz ihr zartes Seelchen aushaucht?“ — Der Dichter läßt ihr Herz über die erneute Treulosigkeit Clavigos brechen. Sophie, die ältere Schwester, ist natürlicher gehalten, sie ist eine gesunde, ehrliche Natur, die Schwester mit unendlicher Liebe umfassend, im Zorn über die Treulosigkeit des Liebhabers derselben sich zur höchsten sittlichen Entrüstung erhebend, den männlichen, geistreichen und energischen Bruder bewundernd und verehrend. Das Stück ist einfach und schön aufgebaut. Der erste Akt giebt uns die Exposition in zwei getrennten Scenenfolgen, von denen uns die erste den Seelenzustand Clavigos, die zweite denjenigen Mariens vorführt. Der zweite Akt bringt die große Scene zwischen Clavigo und Beaumarchais, durch welche jener veranlaßt wird, zu Marien zurückzukehren, was dann im dritten Akt geschieht. Der vierte Akt bringt zuerst die Umstimmung Clavigos durch Carlos und seinen wiederholten Treubruch, dann als Folge desselben

Mariens Tod und im fünften Akt erfolgt die Katastrophe, die Tötung des Treulosen durch den rachedürstenden Bruder an Mariens Sarg, eine Scene, welche zu sehr an die Scene im Hamlet an Ophelias Grab erinnert. Goethe selbst hängt mit Liebe an dieser Arbeit. In dem oben angeführten Briefe an Jacobi schreibt er: „Daß mich nun die Memoiren des Beaumarchais de cet aventurier français freuten, romantische Jugendkraft in mir weckten, sich sein Charakter, seine That mit Charakteren und Thaten (Friederike!) in mir amalgamierten, und so mein Clavigo ward, das ist Glück; denn ich habe Freude darüber, und, was mehr ist, ich fordere das kritische Messer auf, die bloß übersetzten Stellen abzutrennen vom Ganzen, ohne eine tödliche Wunde, nicht zu sagen, der Historie, sondern der Structur, der Lebensorganisation des Stückes zu versetzen. Also — was red ich über meine Kinder; wenn sie leben, so werden sie fortkrabbeln unter diesem weiten Himmel! —

Wir kommen jetzt zu einer Episode aus dem Leben unseres Dichters, in welcher wieder eine unendlich holde Frauengestalt eine hervorragende Rolle spielt. Lilli Schönemann stellt sich Goethe in ganz anderer Weise gegenüber, als die anderen weiblichen Wesen, welche bis jetzt in mehr oder weniger leidenschaftlichen Verhältnissen zu ihm gestanden, viel selbständiger und selbstbewußter als diese, die alle zu ihm wie zu einem weit erhaben über ihnen stehenden Wesen emporgeschaut hatten. Wiederum können wir Goethes Betragen in diesem Verhältnis nicht billigen. Wenn Lilli in größeren Werken Goethes keine sichtbare Spur hinterlassen hat, so ist sie auf seine lyrische Dichtung von bedeutendem Einfluß gewesen.

Lilli Schönemann.

Goethe hat von früher Jugend an bis in das hohe Alter hinein dem Gott der Liebe in seinem Herzen sehr oft einen Altar aufgeschlagen, er hat zahlreiche mehr oder weniger leidenschaftliche und innige Liebesverhältnisse angeknüpft und — abgebrochen, aber förmlich in gewöhnlicher bürgerlicher Weise verlobt war er nur einmal in seinem Leben mit seiner schönen Landsmännin Lilli Schönemann, und noch in spätem Alter konnte man ihn sagen hören, er glaube, daß er in seinem ganzen Leben dem wahren Glücke zu keiner

Zeit so nahe gewesen wäre, als damals, da sein Herz in Liebe für dieses Mädchen schlug. In der Zeit, in welcher Goethe die Bekanntschaft desselben machte — er sah sie zum erstenmale an einem der letzten Tage im Dezember des Jahres 1774, herrschte, wenn man sich so ausdrücken darf, Windstille in seinem Herzen; die Erinnerungen an Sesenheim und Wetzlar erweckten nur noch dann und wann einen schmerzlich wehmütigen Wiederhall und die vorübergehende Neigung für Maximiliane Brentano war geschwunden. Aber der Dichter war in einen sehr lebendigen geselligen Verkehr in Frankfurt getreten. Durch das ungeheure Aufsehen, welches sein Roman „Werthers Leiden" gemacht hatte, war der Name des 25jährigen Jünglings in ganz Deutschland hoch berühmt geworden und von allen Seiten strömten die vornehmsten Fremden in das Goethehaus nach Frankfurt, um seine persönliche Bekanntschaft zu machen und ebenso ward er von den besten Kreisen seiner Vaterstadt mit Einladungen so überhäuft, daß er in einen Strudel geselliger Vergnügungen hineingerissen wurde, welcher ihm ein stilles, dichterisches Schaffen fast zur Unmöglichkeit machte. Auch die reiche Witwe des reformierten Bankiers Schönemann, eine Dame, welche sich auf die adelige Geburt, deren sie sich rühmen konnte, ziemlich viel eingebildet haben soll, und welche in ihrem Hause die beste Gesellschaft der Stadt in glänzenden Veranstaltungen zu versammeln pflegte, wünschte Goethes Bekanntschaft zu machen. Der gefeierte Mittelpunkt, um welchen sich das Leben dieses Kreises vorzugsweise drehte, war die einzige Tochter der stolzen Witwe, Lilli, damals 16 Jahre alt — (sie war am 23. Juni 1758 geboren) — eine junge, sehr schöne, in vielen Beziehungen hochbegabte, aber allgemein für in hohem Grade gefallsüchtig*) geltende Dame. Goethe wurde durch einen Freund am Abend eines der letzten Dezembertage 1774**) zum erstenmale in diesem Hause eingeführt, wo er in prächtig eingerichteten Räumlichkeiten eine glänzende Gesellschaft vorfand. Eine der hervorragendsten Vorzüge jener jungen Dame war ein be-

*) Das Fremdwort „coquet" ist durch dieses Wort durchaus nicht erschöpft.

**) Nach anderer Angabe am Neujahrstage 1775.

deutendes musikalisches Talent, und so fand sie auch Goethe bei seinem Eintritt in diesen glänzenden Zirkel am Klavier sitzend, ein schwieriges Musikstück mit großer Virtuosität vortragend. Ihre musikalische Leistung und wohl nicht minder ihre blendende Schönheit, deren Hauptvorzüge wunderbares blondes Haar und herrliche, tief dunkelblaue Augen waren, fesselten sofort die Aufmerksamkeit des Dichters. An einige Komplimente, über ihr Spiel, auf welche sie ausweichend antwortete, obwohl sich geschmeichelt fühlend, aus solchem Munde so liebenswürdige Worte zu hören, knüpfte sich sofort eine lebhafte Unterhaltung, welche beide in gleichem Maße zu fesseln schien, so daß Goethe, als er, nachdem ihn die Mutter zu einer baldigen Wiederholung seines Besuchs aufgefordert hatte, das Haus verließ, schon halb gewonnen war. Er ward auch bald ein häufiger Gast in dem Schönemannschen Hause und es entspann sich bald ein inniges und vertrautes Verhältnis zwischen den jungen Leuten, welchem auch die Mutter kein Hindernis in den Weg legen zu wollen schien. Lilli besaß auch in der That alle Gaben und Talente, welche selbst die Ansprüche eines Goethe befriedigen konnten. Sie war von entzückender Heiterkeit des Temperaments, dabei allerdings manchmal zu übermütigen Neckereien geneigt, aber im ernsten Gespräch einen glänzenden Verstand und ein gediegenes Urteil zeigend, eine vorzügliche Klavierspielerin und eine anmutige Sängerin. Goethe ward es zuerst recht bange, als er die neue Liebe in seinem Herzen aufkeimen fühlte, er mochte sich durch die traurigen Erfahrungen, welche er allerdings auch teilweise durch eigene Schuld, gemacht hatte, nicht sehr ermutigt fühlen, ein neues Liebesverhältnis anzuknüpfen. Er spricht diese ängstliche befangene Stimmung in dem damals entstandenen Gedichte: „Neue Liebe, neues Leben" aus:

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles, was du liebtest,
Weg warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach wie kamst du doch dazu!

Fesselt dich die Jugendblüte,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen
Führet mich im Augenblick
Ach mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränd'rung ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Ein anderes Gedicht, aus derselben Zeit, „An Belinden“ überschrieben, spricht in einer anderen Beziehung Goethes Widerstreben aus, nämlich gegen die Notwendigkeit, in welcher er sich befand, ihren glänzenden Gesellschaften beizuwohnen, wenn er nicht den Verkehr mit ihr, welcher ihm nun schon unentbehrlich geworden war, entbehren wollte, wo er sich dann wie ganz sich selbst entfremdet vorkam:

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte ganz dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

Man sieht eigentlich gar keinen Grund ein, warum Goethe, wenn er ernstlich daran dachte, dieses neue Liebesverhältnis anders, wie die früheren, mit förmlicher Verlobung und Verheiratung abzuschließen, sich so sehr dagegen gesträubt haben sollte. Die Verhältnisse wenigstens legten keine irgendwie ernsten Hindernisse in den Weg. Beide Familien waren wohlhabend, wenn es sich auch später herausstellte, daß das Vermögen der Mutter Lillis durchaus nicht so bedeutend war, als man aus dem Aufwande, welchen sie in der Führung ihres Hauses machte, hätte schließen sollen. Aber die Gemüter der nächsten Verwandten des jungen Paares stimmten nicht zusammen. Goethes Vater hatte eine förmliche Abneigung gegen das liebenswürdige, glänzende Mädchen, an welchem ihm eben dieses „Glänzen“ nicht gefallen wollte und welche er immer „die Staatsdame“ nannte.

Auch der Mutter Goethes war Lilli nicht sympathisch, sie war auch ihr zu großartig, zu imponierend, sie hätte lieber eine einfache, bescheidene Schwiegertochter gehabt, welche nicht gewohnt war, der gefeierte Mittelpunkt großer und glänzender Gesellschaftskreise zu sein. Aber auch auf der anderen Seite, bei Lillis Mutter, war die Freude an diesem Ehebunde, wenn sie vielleicht anfangs unter dem Einfluß des Ruhmes, welchen sich der junge Mann erworben hatte, vorhanden gewesen war, in raschem Schwinden begriffen. Sie fand Goethes Charakter für ihre Tochter nicht passend, sie nannte ihn einen „poetischen Egoisten“ und beschuldigte ihn der Unruhe und der Unzuverlässigkeit; es mag aber auch noch ein anderes Motiv hinzugekommen sein, aus welchem sie mit ihrer Einwilligung zögerte, nämlich das Bestreben, oder vielleicht infolge eines über ihre Verhältnisse hinausgehenden Aufwandes, das Be-

dürfnis, sich einen reicheren Schwiegersohn zu gewinnen. So waren bei gegenseitiger Abneigung der Familienmitglieder und bei dem ihm nicht sympathischen glänzenden und geräuschvollen Gesellschaftsleben in dem Schönemannschen Hause die Verhältnisse manchmal recht peinlich, während die gegenseitige Neigung des jungen Paares sich womöglich immer noch steigerte. Eine sehr willkommene Veränderung zum Besseren trat ein, als Lilli im Frühjahr 1775 zu einem längeren Besuch zu ihrem Onkel d'Orville nach Offenbach ging. Bei seinen zahlreichen Ausflügen zum Besuche der Geliebten in diesem nahe bei Frankfurt gelegenen Orte wohnte Goethe bei dem bekannten Komponisten André, und es entwickelte sich für ihn eine Zeit angeregten und glücklichen Lebens, welche er zwischen ernster Thätigkeit in Frankfurt und einem idyllischen Liebesglück in Offenbach teilte. Hier genoß er eine gemütliche und dabei geistig gediegene und frohsinnige Geselligkeit, einen vertrauten, nicht durch die aufdringlichen und aufreibenden Ansprüche großartigerer und glänzenderer festlicher Veranstaltungen gestörten Verkehr mit der Geliebten und wertvolle litterarische, dichterische und musikalische Unterhaltung. Goethe schreibt in Wahrheit und Dichtung von dieser Periode seines Lebens: „Es war eine durchaus glänzende Zeit, eine gewisse Exaltation waltete in dem Kreise, man traf niemals auf nüchterne Momente. Ganz ohne Frage teilte sich dies den Übrigen aus unserem Verhältnisse mit.“ Aber je ernstlicher er daran dachte, aus diesem Verhältnis eine Verbindung für das Leben hervorgehen zu lassen, desto angestrengter mußte er in Frankfurt arbeiten und desto sparsamer und kürzer mußten seine Besuche in Offenbach werden. Hören wir, was er selbst über diese Verhältnisse und über seine sich daran knüpfende Verlobung in Wahrheit und Dichtung erzählt: „Je mehr aber, um des wachsenden Geschäftskreises willen, den ich aus Liebe zu ihr zu erweitern und zu beherrschen trachtete, meine Besuche in Offenbach sparsamer wurden und dadurch eine gewisse peinliche Verlegenheit hervorbringen mußten, so ließ sich wohl bemerken, daß man eigentlich um der Zukunft willen das Gegenwärtige hintansetze und verliere. Wie nun meine Aussichten sich nach und nach verbesserten, hielt ich sie für bedeutender, als sie wirklich waren, und dachte um so

mehr auf eine baldige Entscheidung, als ein so öffentliches Verhältnis nicht länger ohne Mißbehagen fortzusetzen war. Und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, sprachen wir es nicht ausdrücklich gegen einander aus, aber das Gefühl eines wechselseitigen unbedingten Behagens, die volle Überzeugung, eine Trennung sei unmöglich, das ineinander gleichmäßig gesetzte Vertrauen, das alles brachte einen solchen Ernst hervor, daß ich, da ich mir fest vorgenommen hatte, kein schleppendes Verhältnis wieder anzuknüpfen, und mich doch in dieses, ohne Sicherheit eines günstigen Erfolges, wieder verschlungen fand, wirklich von einem Stumpfsinn befangen war, von dem ich mich zu retten, mich immer mehr in gleichgiltige weltliche Geschäfte verwickelte, aus denen ich auch nur wieder Vorteil und Zufriedenheit an der Hand der Geliebten zu gewinnen hoffen durfte. In diesem wunderlichen Zustande, dergleichen doch auch mancher peinlich empfunden haben mag, kam uns eine Hausfreundin zu Hilfe, welche die sämtlichen Bezüge der Personen und Zustände sehr wohl durchsah. Man nannte sie Demoiselle Delf; sie stand mit ihrer älteren Schwester einem kleinen Handelshaus in Heidelberg vor und war der größeren Wechselhandlung *) bei verschiedenen Vorfällen vielen Dank schuldig geworden. Sie kannte und liebte Lilli von Jugend auf; es war eine eigene Person, ernsten, männlichen Ansehens und gleichen, derben, hastigen Schrittes vor sich hin. Sie hatte sich in die Welt besonders zu fügen Ursache gehabt und kannte sie daher wenigstens in gewissem Sinne. Man konnte sie nicht intriguant nennen; sie pflegte den Verhältnissen lange zuzusehen und ihre Absichten stille mit sich fortzutragen: dann aber hatte sie die Gabe, die Gelegenheit zu ersehen, und wenn sie die Gesinnungen der Personen zwischen Zweifel und Entschluß schwanken sah, wenn alles auf Entschiedenheit ankam, so wußte sie eine solche Kraft der Charaktertüchtigkeit einzusetzen, daß es ihr nicht leicht mißlang, ihr Vorhaben auszuführen. Eigentlich hatte sie keine egoistischen Zwecke; etwas gethan, etwas vollbracht, besonders eine Heirat gestiftet zu haben, war ihr schon

*) Dem Hause Schönemann, welches Lillis Mutter nach dem Tode des Vaters seit 1763 fortgesetzt hatte.

Belohnung. Unsern Zustand hatte sie längst durchblickt, bei wiederholtem Hiersein durchforscht, so daß sie sich endlich überzeugte: diese Neigung sei zu begünstigen, diese Vorsätze, redlich, aber nicht genugsam verfolgt und angegriffen, müßten unterstützt und dieser kleine Roman fördersamst abgeschlossen werden. Seit vielen Jahren hatte sie das Vertrauen von Lillis Mutter. In meinem Hause durch mich eingeführt, hatte sie sich den Eltern angenehm zu machen gewußt; denn gerade dieses barsche Wesen ist in einer Reichsstadt nicht widerwärtig, und, mit Verstand im Hintergrunde, sogar willkommen. Sie kannte sehr wohl unsere Wünsche, unsere Hoffnungen; ihre Lust, zu wirken, sah darin einen Auftrag; kurz sie unterhandelte mit den Eltern. Wie sie es begonnen, wie sie die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen mochten, beseitigt, genug, sie tritt eines Abends zu uns und bringt die Einwilligung. „Gebt euch die Hände!“ rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. Ich stand gegen Lilli über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Atemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme. Es war ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlauf meines wundersamen Lebens doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Mute sei. Ich darf wohl sagen, daß es für einen gesitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen sei. — — Mit sittlichem Beifall wird man vernehmen, daß von dem Augenblick an eine gewisse Sinnesveränderung in mir vorging. War die Geliebte mir bisher schön, anmutig, anziehend vorgekommen, so erschien sie mir nun als würdig und bedeutend. Sie war eine doppelte Person; ihre Anmut und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlt' ich wie sonst; aber der Wert ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in allem, das blieb ihr eigen. Ich schaute es, ich durchblickte es und freute mich dessen als eines Kapitals, von dem ich zeitlebens die Zinsen mitzugenießen hatte.“ — Aber das Glück dieses Zustandes sollte nicht lange ungetrübt bleiben. Goethes Erinnerungen fahren fort: „Die Unzulänglichkeit der Mittel, die ich zur Erreichung meines Zweckes mit Ernst ergriffen hatte, konnte ich früher nicht gewahr werden, weil sie bis

auf einen gewissen Punkt zugereicht hätten; nun der Zweck näher heranrückte, wollte es hüben und drüben nicht vollkommen passen. Der Trugschluß, den die Leidenschaft so bequem findet, trat nun in seiner völligen Incongruenz nach und nach hervor. Mit einiger Nüchternheit mußte mein Haus, meine häusliche Lage, in ihrem ganz Besonderen betrachtet werden. Das Bewußtsein, das Ganze sei auf eine Schwiegertochter eingerichtet, lag freilich zu Grunde; aber auf ein Frauenzimmer welcher Art war dabei gerechnet? Wir haben die Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose zu Ende des dritten Bandes kennen lernen;*) sie war der passende Schlußstein zu einem

*) In einer Gesellschaft von jungen Männern und Mädchen, welche sich auf Anregung Kornelias, der Schwester Goethes, zu allwöchentlichen Zusammenkünften gebildet hatte, und welche, nachdem Kornelia sich verheiratet hatte, auch noch zusammenkam, wurden scherzweise durch das Los Ehepaare für jede Zusammenkunft bestimmt, welche sich nach gewissen, für den gegenseitigen Verkehr zwischen diesen Titularehegatten festgesetzten Anweisungen gegeneinander zu benehmen hatte, um dann wieder durch ein neues Losverfahren anders gepaart zu werden. In der Stelle am Ende des dritten Buchs von Wahrheit und Dichtung, auf welche hier angespielt wird, erzählt Goethe: „Hier traf es sich nun wunderbar genug, daß mir das Los gleich von Anfang eben dasselbe Frauenzimmer zweimal bestimmte, ein sehr gutes Wesen, gerade von der Art, die man sich als Frau gerne denken mag. Ihre Gestalt war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß sie gesprächig gewesen wäre, konnte man an ihren Äußerungen einen geraden Verstand und eine natürliche Bildung erkennen. Nun war es leicht, einer solchen Person mit Freundlichkeit und Achtung zu begegnen; schon vorher war ich gewohnt, es aus allgemeinem Gefühl zu thun, jetzt wirkte bei mir ein herkömmliches Wohlwollen als gesellige Pflicht. Wie uns nun aber das Los zum drittenmale zusammenbrachte, so erklärte der neckische Gesetzgeber feierlichst, der Himmel habe gesprochen und wir könnten nunmehr nicht geschieden werden. Wir ließen es uns beiderseits gefallen und fügten uns wechselweise so hübsch in die offenbaren Ehestandspflichten, daß wir wirklich für ein Muster gelten konnten. Da nun, nach der all-

schon aufgemauerten, zugerundeten Gewölbe; aber hier hatte man bei ruhiger unbefangener Betrachtung sich nicht leugnen können, daß um diese neue Geworbene in solche Funktion gleichfalls einzusetzen, man ein neues Gewölbe hätte zurichten müssen. Indessen war mir dies noch nicht deutlich geworden und ihr ebenso wenig. Betrachtete ich nun aber mich in meinem Hause, und gedachte ich sie hereinzuführen, so schien sie mir nicht zu passen, wie ich ja schon in ihren Cirkeln zu erscheinen, um gegen die Tages- und Modemenschen nicht abzustechen, meine Kleidung von Zeit zu Zeit verändern, ja wieder verändern mußte. Das konnte aber doch mit einer häuslichen Einrichtung nicht geschehen, wo in einem neugebauten stattlichen Bürgerhause ein nunmehr veralteter Prunk gleichsam rückwärts die Einrichtung geleitet hatte. So hatte sich auch, selbst nach dieser gewonnenen Einwilligung, kein Verhältnis der Eltern unter einander bilden und einleiten können, kein Familienzusammenhang. Andere Religionsgebräuche, andere Sitten! Und wollte die Liebenswürdige einigermaßen ihre Lebensweise fortsetzen,

---

gemeinen Verfassung, die sämtlichen für den Abend vereinten Paare sich auf die wenigen Stunden mit Du anreden mußten, so waren wir dieser traulichen Anrede durch eine Reihe von Wochen so gewohnt, daß auch in der Zwischenzeit, wenn wir uns begegneten, das Du gemütlich hervorsprang. Die Gewohnheit ist aber ein wunderliches Ding: wir beide fanden nach und nach nichts natürlicher, als dieses Verhältnis; sie ward mir immer werter, und ihre Art, mit mir zu sein, zeugte von einem schönen ruhigen Vertrauen, so daß wir uns wohl gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zusammengeben lassen. — — — Unser wunderliches Mariage-Spiel ward, wo nicht zum Stadt-, doch zum Familien-Märchen, das den Müttern unserer Schönen gar nicht unangenehm in die Ohren klang. Auch meiner Mutter war ein solcher Zufall nicht zuwider: sie begünstigte schon früher das Frauenzimmer, mit dem ich in ein so sonderbares Verhältnis gekommen war, und mochte ihr zutrauen, daß sie eine ebenso gute Schwiegertochter als Gattin werden könnte. — — — Ob ich ihr diesen Plan nur unterlege, oder ob sie ihn deutlich, vielleicht mit der seligen Freundin, entworfen, möchte ich nicht entscheiden; genug, ihre Handlungen schienen auf einen bedachten Vorsatz gegründet. Denn ich hatte manchmal zu vernehmen, unser Familienkreis

so fand sie in dem anständig geräumigen Hause keine Gelegenheit, keinen Raum."

Wenn nun selbst der so glühend in seine schöne Braut verliebte Jüngling so klar die äußeren und inneren Schwierigkeiten erkannte — (wir müssen allerdings dabei voraussetzen, daß er diese Erkenntnis schon damals in dieser Unbefangenheit und Klarheit besaß, und sie nicht etwa als älterer Mann, indem er, nachdem jene Leidenschaft längst vergessen war, seine Selbstbiographie schrieb, gleichsam a posteriori als Erklärung und Rechtfertigung der Lösung des Verhältnisses zu Lilli als seine damalige Überzeugung ausgab) — so war es gewiß natürlich, daß die Eltern Goethes, welchen von Anfang an die Persönlichkeit der ihnen bestimmten Schwiegertochter nicht sympatisch gewesen war, mit noch weniger angenehmen Empfindungen dieser Verbindung entgegensahen. Wenn wir die von Goethe gegebene Schilderung jenes Mädchens lesen, in welchem sein Vater und seine Mutter alle die Eigenschaften vereinigt zu finden glaubten, welche sie in der zukünftigen Frau ihres Sohnes suchten und wenn wir mit diesen einfachen und bescheidenen Zügen

---

sei nach Kornelias Verheiratung doch gar zu eng; man wollte finden, daß mir eine Schwester, der Mutter eine Gehilfin, dem Vater ein Lehrling abgehe; und bei diesen Reden blieb es nicht. Es ergab sich wie von ungefähr, daß meine Eltern jenem Frauenzimmer auf einem Spaziergang begegneten, sie in den Garten einluden und sich mit ihr längere Zeit unterhielten. Hierüber ward nun beim Abendtische gescherzt und mit einem gewissen Behagen bemerkt, daß sie dem Vater wohlgefallen, indem sie die Haupteigenschaften, die er als Kenner von einem Frauenzimmer fordere, sämtlich besitze. Hierauf ward im ersten Stock eins und das andere veranstaltet, eben, als wenn man Gäste zu erwarten habe, das Leinwandgeräte gemustert, und auch an einigen bisher vernachlässigten Hausrat gedacht. — — — Dergleichen Vorboten zu erneuernder Häuslichkeit zeigten sich öfter, und da ich mich dabei ganz leidend verhielt; so verbreitete sich, durch den Gedanken an einen Zustand, der fürs Leben dauern sollte, ein solcher Friede über unser Haus und dessen Bewohner, dergleichen es lange nicht genossen hatte.

Der Name dieses Mädchens, welche die Eltern Goethes gerne als dessen zukünftige Gattin gesehen hätten, war Anna Sibylle Münch.

das Bild der glänzenden, an Huldigungen gewöhnten, in Glanz und Pracht aufgewachsenen, vom Leben und von der Welt verwöhnten Salondame Lilli vergleichen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn die Eltern, auch nachdem ihnen von jener energischen Dame gleichsam durch Überrumpelung die Einwilligung entrissen worden war, die Wahl ihres Sohnes, welche mit ihren eigenen Neigungen so stark im Widerspruch stand, nicht mit günstigen Augen ansehen konnten. Die von Goethe erwähnte religiöse Verschiedenheit war für den Vater ein sehr erschwerender Umstand, welcher fürchtete, daß die Verbindung seines Sohnes mit einer französisch reformierten Frau diesem den von ihm lebhaft gewünschten Eintritt in den Senat der freien Stadt Frankfurt, welcher gesetzlich nur den Bekennern der lutherischen Richtung offen stand, versperren könnte. Da nun andererseits auch die von Jugend auf verwöhnte Lilli, welche sich selbst für einen köstlichen, unschätzbaren Preis halten mußte, empfindlich darüber war, daß die Eltern ihres Verlobten, milde ausgedrückt, sich ihr gegenüber sehr kalt zeigten, mußte das Verhältnis auch nach der Verlobung ein sehr peinliches sein und die gewaltsame Heiratsvermittlerin konnte sich ihres Werks nicht freuen. — Aber es zeigt sich unseren Blicken noch etwas anderes, bei einem Verliebten ungewöhnliches, ja fast unbegreifliches. Es knüpft sich um diese Zeit ein Briefwechsel Goethes mit einer Dame an, welcher, wenn auch zunächst mit einer anonym bleibenden Adressatin gepflogen, dennoch von Brief zu Brief einen glühenderen und vertrauteren Ton annimmt, welcher jedenfalls in dem Munde eines Verliebten, der doch im Herzensbund und im Gedankenaustausch mit seiner Geliebten seine volle und einzige Befriedigung finden sollte, sehr auffallend klingt. Goethe war außer mit vielen anderen auch mit den beiden Grafen Stolberg in eine litterarische und freundschaftliche Korrespondenz getreten, in welche diese ihre junge für Poesie glühende Schwester Auguste hineinzogen. Diese richtete zunächst einige anonyme Briefe an ihn. Goethe schreibt ihr zuerst am 26. Januar 1775: „Der teuern Unbekannten! Meine Teure! Ich will Ihnen keinen Namen geben, denn was sind die Namen Freundin, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin oder ein Wort, das ein Komplex von all den Namen begriffe, gegen

das unmittelbare Gefühl zu dem — ich kann nicht weiter schreiben; Ihr Brief hat mich in einer wunderlichen Stunde gepackt. Adieu, gleich den ersten Augenblick! — Ich komme doch wieder — ich fühle, Sie können ihn ertragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt." Zum zweitenmal schreibt er ihr am 13. Februar 1775, also zu einer Zeit, da Lilli ihn schon mehr als halb gefesselt hatte, und schildert mit starken Farben den Zwiespalt in seinem Innern, den Kampf, welchen er gegen das geräuschvolle, glänzende Leben zu führen hatte, in welches ihn seine Liebe zu jener unwiderstehlich hineinzog: „Der teuern Ungenannten! Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galoniertem Rock und sonst auch von Kopf zu Fuße in leiblich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom bedeutungslosen Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein Paar schönen Augen am Spieltisch festgehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse einer niedlichen Blondine den Hof macht, so haben Sie den gegenwärtigen Weihnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle verstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt. Aber nun giebt's noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuche und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnt, dem nun bald seine liebe Welt wieder geöffnet wird, der, immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramen, die Gestalten seiner Freunde, seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Weise auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend, entwickeln lassen will. Das ist der Goethe, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, (!) der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu schreiben, dessen größte Glück-

seligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben. — Ob mir übrigens verraten worden ist, wer Sie sind, thut nichts zur Sache; wenn ich an Sie denke, fühle ich nichts, als Gleichheit, Liebe, Nähe!" — Klingt dieser Brief nicht, als wenn dem Mädchen, welche er seine Geliebte nennt, nur der falsche, in leeren Vergnügungen und nichtigen Dingen verlorene Goethe und nicht der andere, der echte, wahre Goethe, der Denker, der Dichter gehöre? Ist dies nicht eine in den ersten Tagen einer glühenden Liebe wenigstens auffallende Herabsetzung der Geliebten der Fremden gegenüber? — Auch von Offenbach, wo doch seine Liebe auf der Höhe ihrer Entwicklung steht, schreibt er Briefe an die Entfernte, welche er schon bei ihrem Namen nennt, in denen sich in ganz eigentümlicher Weise die höchste Schwärmerei für diejenige, deren Angesicht er noch nie gesehen hat, mit der Liebesglut für die ihm nahe Erwählte seines Herzens vereinigt findet. „Liebe, Liebe," schreibt er, „bleiben Sie mir hold! Ich wollt, ich könnt auf Ihrer Hand ruhen, in Ihren Augen rasten! Großer Gott, was ist das Herz des Menschen? — O, wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ginge zu Grunde!" Am Ende März redet er Auguste von Stolberg schon Du an und der Ton der Briefe wird immer wärmer und vertrauter. „Wenn du leidest," schreibt Goethe einmal, „meld es mir; ich will alles teilen, dann laß mich auch nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich dich flöhe und alle Lieben! Verfolge mich, ich bitte dich, verfolge mich mit deinen Briefen dann und rette mich vor mir selbst!" — Sollte man einen solchen Ton der Wehmut, der herzbedrückenden Angst vor einer Zeit der Trübsal, welche den Trost von der fremden Freundin hofft, von einem Liebenden erwarten, vor welchem die ganze Welt und die ganze Zukunft im Sonnenglanze der Liebe hellstrahlend ausgebreitet liegen sollte? Derselbe Ton herrscht in dem lyrischen Gedichte „Wehmut," welches ebenfalls dieser Zeit entstammt:

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blütet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht.

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich Engel, an dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging;

Alle Blüten, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug
Und vor deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühet, ach, dem Hoffnungslosen
Dem der Gram die Seele bricht.

Es muß hier jetzt noch des Dramas Stella gedacht werden, welches im Herbst 1775 erschien.*) Dem Inhalt des Stücks scheint die bekannte Sage vom Grafen von Gleichen zu Grunde zu liegen. Ein Graf von Gleichen, erzählt dieselbe, zog in das heilige Land. Aus einer großen Gefahr wurde er durch ein Weib gerettet, welches ihm zehn Jahre treu zur Seite stand und dann mit ihm in seine Heimat zog. Seine zurückgebliebene Gattin nahm sie als die Wohlthäterin ihres Gemahls auf und bewirkte für diesen von den kirchlichen Behörden die Erlaubnis, beiden angehören zu dürfen. Aber, wenn auch die äußere Thatsache, welche Goethe in dieser Sage vorgefunden hat, auf die Gestaltung des Dramas Einfluß geübt haben mag, so wird man doch wohl kaum irre gehen, wenn man auch in diesem Stück hauptsächlich innere Erfahrungen des Dichters zum Ausdruck gebracht annimmt. Wir haben gesehen, wie oft und schnell Goethes leicht erregbare Neigung von einer Frauengestalt einer andern sich zuwandte, wir finden in seinen Briefen an Auguste von Stolberg Andeutungen, daß er gleichzeitig in Verhältnissen zu

*) Es sei hier im Gegensatz zu den Honoraren, welche heute die dramatischen Dichter einheimsen, bemerkt, daß der Buchhändler Mylius für die Dichtung eines Mannes, der durch seine schon erschienenen Arbeiten unbedingt damals der erste und berühmteste Dichter Deutschlands war, ein Honorar von 20 Thalern geboten hat, und zwar erst nach schwerem Entschlusse.

mehreren „recht lieben und edlen weiblichen Seelen“ gestanden ist, und können, wie wir das Wesen des Dichters kennen gelernt haben, wohl annehmen, ohne ihm Unrecht zu thun, daß er sich in diesen Verhältnissen nicht in den Schranken einer kühlen, leidenschaftslosen Freundschaft gehalten haben wird. Ein Konflikt, wie der, in welchem sich Fernando in diesem Stücke zwischen seiner rechtmäßigen Gattin Cäcilie und seiner Geliebten Stella befindet, lag ihm also wohl nicht fern und war geeignet, ihn zur dramatischen Bearbeitung anzuregen. Er konnte vielleicht sich selbst vor der unglücklichen Lage fürchten, in welche ein Mann, welcher sich durch die Ehe gebunden hat, geraten kann, wenn er später von einer leidenschaftlichen Liebe zu einer anderen ergriffen wird, und es ist nicht unmöglich, daß ähnliche Erwägungen mit zu dem Entschluß, die Verlobung mit Lilli zu lösen, beigetragen haben. Ist er doch wirklich selbst in höherem Alter in ein solches Verhältnis zwischen der ihm kurz zuvor angetrauten Christiane Vulpius und der mit jugendlicher Leidenschaft geliebten Minna Herzlieb gekommen. Fernando ist auch einer jener schwankenden Männercharaktere, wie Goethe sie darzustellen liebt, mit Weislingen, Clavigo vergleichbar, der aber doch nicht ohne inneren Wert sein kann, da er zwei so verschiedenen, aber liebenswürdigen und edlen Frauen, wie Cäcilie und Stella sind, Liebe einzuflößen verstanden hat. Die vier weiblichen Gestalten, welche in dem Stücke erscheinen, zeigen uns ganz verschiedene Typen der weiblichen Natur, welche mit großer Deutlichkeit von einander unterschieden und bestimmt und lebenswahr vor uns hingestellt sind. Stella rührt uns durch „ihre unzerstörbare Neigung, ihre heiße Liebe, ihren glühenden Enthusiasmus“; wir empfinden mit ihr wegen des Konflikts, in welchen sie mit den strengen Gesetzen der Sittlichkeit und Konvenienz eben durch diese unwiderstehliche Liebesleidenschaft geraten ist, eher Mitleid, als daß wir ihr zürnen und sie verdammen. Cäcilie ist im Anfang durch ihr trauriges Schicksal gebeugt und niedergedrückt, sie erhebt sich aber, wie es im Stücke heißt, „zur freien Gemüts- und Verstandesheldin“. Lucie rührt uns durch ihr naiv liebenswürdiges Wesen, durch ihre zärtliche Liebe zu den Eltern, deren Wiedervereinigung sie als ihr höchstes Glück betrachten würde. Die Postmeisterin endlich ist eine

höchst lebensvoll dargestellte Figur „eine junge, heitere, thätige Witwe“, welche einen zweiten Mann sucht, um jemand zu haben, auf dessen Gehorsam gegen ihre Befehle sie rechnen kann. Das Stück schloß zuerst in sentimental versöhnendem Sinne ganz in der Weise, wie die Sage vom Grafen von Gleichen es berichtet, welche Cäcilie im letzten Akte ihrem Gatten erzählt, um dann Stella hereinzurufen und begeistert zu ihr zu sagen: „Stella, nimm die Hälfte deß, der ganz dein ist! Du hast ihn gerettet — von ihm selbst gerettet, du giebst ihn mir wieder!“ worauf am Schluß des Dramas Fernando, beide umarmend, ausruft: Mein! Mein! Aber später änderte Goethe dies und gab dem Stücke durch den Selbstmord Fernandos, zu welchem er durch den unlösbaren Konflikt getrieben wird, einen tragischen Ausgang. Er giebt selbst in dem Aufsatz über das deutsche Theater über diese Änderung Rechenschaft. Er erzählt zuerst, daß hauptsächlich Schiller es war, welcher Stella auf die Bühne gebracht hat und berichtet dann: „Da das Stück an sich selbst schon seinen regelmäßigen ruhigen Gang hat, so ließ er (Schiller) es in allen seinen Teilen bestehen, verkürzte nur hier und da den Dialog, besonders wo er aus dem Dramatischen ins Idyllische und Elegische überzugehen schien. Sehr gut besetzt, ward das Stück den 15. Januar 1806 zum erstenmal gegeben und sodann wiederholt; allein bei aufmerksamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unseren Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältnis eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu vermitteln sei, und sich daher vollkommen zur Tragödie qualifiziere. Fruchtlos blieb daher jener Versuch der verständigen Cäcilie, das Mißverhältnis ins Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragische Wendung und endigte auf eine Weise, die das Gefühl befriedigt und die Rührung erhöht.“

Gegen Ende April 1775 kamen die beiden Brüder Stolberg nach Frankfurt, wo sie im Goetheschen Hause durch ihr kraftgenialisches Treiben viel Unruhe machten. Sie forderten Goethe auf, mit ihnen in die Schweiz zu reisen. Diese Aufforderung hatte in Goethes damaliger Stimmung viel verführerisches für ihn, trotzdem ihn seine Verlobung eigentlich in Frankfurt hätte zurückhalten

sollen. Er erklärte selbst, daß er doch „durch eine gewisse peinliche Unruhe zu allem bestimmten Geschäft unfähig war“ und war schon so weit in seinen Gedanken an eine Lösung seiner Verlobung vorgeschritten, daß er gerne den Versuch machen wollte, ob es ihm möglich wäre, Lilli zu entbehren, und wirklich ging er, selbstverständlich nicht zu großer Befriedigung seiner Braut, wie er selbst sagt „mit einiger Andeutung, aber ohne eigentlichen Abschied von Lilli“ mit den Stollbergs auf die Reise nach der Schweiz. Die Einzelnheiten dieser Reise gehören nicht zu unserer Aufgabe, wir erwähnen daher nur, daß die Stolbergs auch unterwegs, wie Merk es Goethe bei seiner Durchreise durch Darmstadt vorausgesagt hatte, durch ihre Extravaganz vielfach Ärgernis und Anstoß erregten.

Goethe trennte sich in Straßburg von seinen Reisegefährten, um nach Emmendingen zu gehen, wo seine Schwester Kornelia, mit Schlosser verheiratet, lebte. Er hielt diesen Besuch, weil er in der Nähe war, für seine Pflicht, aber derselbe gewährte ihm keine Freude, weil es ihm wohl bekannt war, daß Kornelia nicht glücklich war. Aber wenn er von ihr Klagen über ihre eigene unbefriedigende Lage erwartet hatte, so fand er noch etwas anderes, was ihn vielleicht noch schmerzlicher berührte, wenn auch sein Verstand fast das, was er dort von der Schwester hören mußte, als berechtigt anerkennen mußte. Diese verlangte nämlich in ernstestem und gebieterischem Tone von ihm, sein Verhältnis zu Lilli zu lösen. Sie erinnerte ihn daran, wie schwer sie selbst gelitten hatte, als sich durch die Schwierigkeiten, welche sich Schlosser bei der Begründung einer festen Stellung entgegenstellten, die Zeit ihres Brautstandes ungebührlich verlängert hatte und verlangte von ihm entschieden, einer Verlobung zu entsagen, welcher wegen der Unsicherheit seiner Zukunft und Lebensstellung ein gleiches, wenn nicht noch schlimmeres Schicksal bevorstehe. Sie erklärte ihm, es würde ein schweres Unrecht von ihm sein, wenn er die glänzende Lilli aus ihren großartig angelegten Verhältnissen und Umgebungen herausrisse und sie in eine so durchaus nicht für sie passende Umgebung hineinzwänge, sie mit ihren Eltern zusammenbrächte, welche für alles das, was Lillis Herz und Sinn füllte und anregte, gar keinen Geschmack, ja sogar den lebhaftesten Widerwillen dagegen

fühlten. Das müßte, behauptete sie, zu den schwersten Konflikten führen und sie legte es ihm auf die Seele, die Verlobung rückgängig zu machen. Goethe, wenn er es der Schwester auch nicht aussprach, ging wohl mit dem Entschluß von Emmendingen fort, dem Willen der Schwester zu folgen. Ob diese indessen ganz Recht gehabt hat, ist doch vielleicht noch fraglich. Der Herausgeber der Briefe an Auguste Stolberg sagt: *) „Lilli war allerdings ein Weltkind, und ein schönes, liebenswürdiges; es giebt Mädchen, die immer als die ersten ihres Kreises angesehen werden und ihn beherrschen, ohne es zu wollen, blos durch eine bedeutende Persönlichkeit, durch die Zauberkraft, ein gewisses frischeres Leben um sich anzuregen. Lilli scheint zu diesen Mädchen gehört zu haben. Daß sie Huldigungen ungern entbehrt hätte, nahm ihr nichts an ihrem innern Werte. Man sieht es oft, daß diese anreizenden, gleichsam die Bewunderung herausfordernden Mädchen die vortrefflichsten, sittsamsten Hausfrauen werden, daß die liebenswertesten Eigenschaften mit dieser dem Übermut der Jugend angehörigen Koketterie verbunden sind. Von der anderen Seite giebt es vortreffliche, regelrechte, gewöhnlich nicht schöne Frauen, die keinen Fehler unverzeihlicher finden, als den, Männern gern gefallen zu wollen. Andere Fehler, wie Launen, Egoismus, Trägheit, Verschrobenheit, werden von ihnen leicht übersehen, und die Besitzerin solcher Fehler, wenn sie sonst nur bescheiden und vollkommen sittsam auftritt, wird für ein Mädchen gehalten, das dereinst einen Mann beglücken werde, wogegen ein großmütiges, selbstvergessenes Mädchen von freiem, offenem Sinn, ein Wildfang, aber voll des tiefsten Gefühls, von jenen Frauen mit übermäßiger Strenge beurteilt wird. Wenn Lilli, wie es scheint, ein solches Mädchen war, so gehörte zu den strengen Sittenrichterinnen wohl Goethes übrigens gewiß ausgezeichnete Schwester.“ — Jedenfalls kam Goethe, wenn er auch nicht von allem, was Kornelia vorgebracht hatte, überzeugt sein konnte, doch ziemlich entschlossen, die Verlobung aufzulösen, nach Frankfurt zurück. Mittlerweile war auch auf der anderen Seite unterirdische Arbeit thätig gewesen, denn auch in der Familie Lillis

*) Siehe Viehoff, Goethes Leben und Werke, Band II Seite 193 f.

war man geneigt, die Sache rückgängig zu machen. Hier benutzte man mit unedlem Geschick die Blößen, welche Goethe sich in seiner Vergangenheit in Liebesangelegenheiten gegeben hatte, namentlich in seinem Betragen gegen Friederike Brion, welches man Lilli in den gehässigsten Farben schilderte und dadurch dieselbe, welche schon, was man ihr gar nicht verdenken kann, von der Schweizer Reise gar nicht angenehm berührt worden war, noch mehr gegen ihren Verlobten aufreizte. Dies wurde Goethe selbst gleich nach seiner Rückkehr mitgeteilt mit dem Zusatz, man habe auf der anderen Seite angenommen, daß seine Reise nur seine eigene Absicht, zurückzutreten, zum Ausdruck hatte bringen wollen. Zu gleicher Zeit wurde ihm aber auch eine Äußerung seiner Braut mitgeteilt, welche wohl geeignet gewesen wäre, in seinem Herzen ein festes Vertrauen auf die innige Liebe derselben zu begründen und zugleich seine eigene Liebe zu einer Glut zu entflammen, welche in ihm den Entschluß und die Kraft hervorgerufen hätte, allem zu trotzen und die ihm so innig Ergebene in sein Vaterhaus einzuführen, dessen von Lillis Gewohnheit abweichenden Zustände wahre Liebe, und von dieser konnte er bei ihr überzeugt sein, wohl erträglich gemacht haben würde. Lilli hatte nämlich, als man ihr alle Bedenken vorhielt, welche sich gegen diese Verbindung vorbringen ließen, ausgesprochen, ihre Neigung zu ihm sei so stark, daß sie bereit wäre, alle gewohnten Verhältnisse und Umgebungen aufzugeben und mit ihm nach Amerika zu gehen. Aber auch dies konnte Goethe nicht bestimmen, seinerseits an der Verlobung festzuhalten, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde, wie mir scheint. Es waren nicht die äußeren Gründe, nicht die widerstrebenden Verhältnisse, welche auch wieder Goethe entscheidend bestimmten, der süßen Hoffnung auf Lebensglück an der Seite eines geliebten Weibes zu entsagen, wie er sich von Friederike Brion zurückgezogen hatte, es war, wie dort, die dunkle, ahnungsvolle Scheu davor, sich durch eine feste Verbindung für eine Zukunft zu binden, welche unbestimmt, aber in dunkel geahntem Reichtum vor ihm lag. Friederike gegenüber erscheint sein Verfahren als grausame Selbstsucht, welche ein Mädchenherz brach, beim Abbruch mit Lilli ist er zwar auch nicht vollständig freizusprechen, aber er kann als mildernden Umstand

für sich anführen, daß auch auf der anderen Seite der Vollziehung der Verbindung wenig Neigung entgegengebracht, ja derselben sogar direkt entgegengearbeitet wurde. Aber der Kampf war ein langer und heftiger und sein Seelenzustand während dieser Zeit ein sehr peinlicher, welchen er selbst die unseligste aller Lagen nennt, die sich in gewissem Sinne dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich-unglücklichen Abgeschiedenen vergleichen ließ. Klar und deutlich tritt diese Zerrissenheit seiner Stimmung in dem folgenden Briefe aus Offenbach an Auguste von Stolberg hervor: „Gustchen, Gustchen! Ein Wort, daß mir das Herz frei werde, nur einen Händedruck! — Ich kann Ihnen nichts sagen, hier! Wie soll ich Ihnen nennen das hier! Vor dem stroheingelegten Schreibzeuge, daraus sollten feine Briefchen geschrieben werden, und diese Thränen und dieser Drang! Welche Verstimmung! O daß ich alles sagen könnte! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich! — Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr *) tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog. Engel, und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt, als ein Papagei auf der Stange; Gustchen, und Sie so weit! Ich habe mich so oft nach Norden gewandt. Nachts auf der Terrasse am Main, ich seh' hinüber und denk' an dich. So weit! So weit! Und dann du und Fritz **) und ich, und alles wirrt sich in einen Schlangenknoten! Und ich finde nicht Luft, zu schreiben! — — — Ich mache Ihnen Striche, denn ich saß eine Viertelstunde in Gedanken, und mein Geist flog auf dem ganzen bekannten Erdboden herum. Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will! Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifend gegen alle vier Winde! Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener, anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagewerks göttergleich sich freuen!" — Aber, so lange Lilli in Offenbach sich aufhielt, blieb der förmliche Bruch

*) Die Schweizer Reise.

**) Der Dichter Fritz, Graf von Stolberg, Augustens Bruder.

noch verschoben, welcher nach ihrer Rückkehr nach Frankfurt unvermeidlich wurde. Wir haben schon mehrfach gehört, daß das geräuschvolle gesellige Leben in dem Schönemannschen Hause für Goethe wenig erfreuliches hatte. Jetzt nahm dies peinliche Formen an, welche es ihm geradezu unerträglich machten. Die Messe hatte begonnen und eine große Anzahl von Handelsfreunden kam in das Haus, welche die Rechte alter Bekanntschaft mit dem jungen Mädchen geltend machten und ihn durch ihre unzarten Manieren, welche besonders die älteren unter ihnen zur Schau trugen, in unliebsamer Weise an die Erzählungen erinnerten, die ihm von Lilli selbst über Neigungen gemacht worden waren, welche ihr schon entgegengetragen wurden, als sie noch fast ein Kind war, und ihn zur Verzweiflung brachten. Das Mädchen mußte, dem strengen Gebot der Mutter folgend, welche auf den Bräutigam schon wenig Rücksicht mehr nehmen zu müssen glaubte, gegen alle diese Herren freundlich und aufmerksam sein, und, wenn sie es sich auch, so viel es ihr möglich war, angelegen sein ließ, sich gegen ihn liebevoll und herzlich zu zeigen, so fühlte er sich doch in dem sich immer erneuernden Zudrang von Gästen, welche sie so vielfach in Anspruch nahmen, höchst unglücklich. Das Gedicht „Lillis Park“ ist eine satirische Darstellung dieser sich zudrängenden jüngeren und älteren Herren unter dem Bilde einer verzauberten Menagerie. Die letzten Worte des Gedichtes, welches sich in so herber Satire gegen ihn selbst und die anderen ergeht, zeigen, daß Goethe fest entschlossen war, das Verhältnis mit Lilli abzubrechen. Sie lauten:

Und ich! — Götter, ist's in Euren Händen,
Dieses dumpfe Zauberwerk zu enden;
Wie dank' ich, wenn Ihr mir die Freiheit schafft!
Doch sendet Ihr mir keine Hilfe nieder,
Nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder,
Ich fühl's! Ich schwör's! Noch hab' ich Kraft.

Die endgiltige Entscheidung fand dann durch jenes Ereignis statt, welches dem ganzen weiteren Verlauf von Goethes Leben seine Richtung gegeben hat, durch die Einladung des Herzogs Karl August von Weimar, hieher zu ihm zu kommen, welche bei Gelegenheit der Durchreise des herzoglichen Paares durch Frank-

furt an ihn gerichtet worden war. Es war verabredet worden, daß ein Hofkavalier, Herr von Kalb, ihn mit einem Wagen in Frankfurt abholen sollte. Goethe nahm Abschied von Lilli, machte seine Reisevorbereitungen und verkündete den Tag seiner Abreise. Als aber derselbe herankam, ohne daß ein Kavalier und ein Wagen eintraf, wollte er sich weder bei Lilli, noch überhaupt in der Gesellschaft, von welcher er sich einmal verabschiedet hatte, blicken lassen und hielt sich in strenger Zurückgezogenheit auf seinem Zimmer, indem er die Aufregung seines Innern durch verschiedene litterarische Beschäftigungen zu beschwichtigen suchte. Nur Abends schweifte er durch die Straßen. Eines Abends zog es ihn auch unter die Fenster Lillis, deren Wohnung zu ebener Erde lag. Er sah hinter den Vorhängen ihren Schatten sich bewegen und hörte sie mit tiefer Bewegung sein Lied „An Belinden" zum Klavier singen. Es zog ihn mit aller Gewalt hinein, sie noch einmal zu sehen, und wenn er nicht unwiderruflich mit sich einig gewesen wäre, sie aufzugeben und wenn er nicht das mächtige Aufsehen gefürchtet hätte, welches erregt werden mußte, wenn er, nachdem er förmlich Abschied genommen und seine Abreise auf den Tag bestimmt hätte, wieder erschienen wäre, er würde noch einmal zu ihr hineingegangen sein. Aber die Ankunft des versprochenen Kavaliers verspätete sich so, daß Goethe zornig wurde, indem er glaubte, daß der Herzog seiner vergessen habe, und er ging, um sich dieser lästigen Lage zu entziehen, nach Heidelberg, um von dort aus eine italienische Reise zu machen. In einer Art von Tagebuch von dieser Fahrt finden wir noch leidenschaftliche Worte an Lilli: „Lilli, adieu! Lilli, zum zweiten Mal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden, wir müssen unsere Rollen einzeln ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich, noch für mich, so verworren es aussieht. Adieu!" Das hindert aber nicht, daß er zu derselben Zeit sich schon wieder mit anderen Liebesverhältnissen beschäftigt. Er schreibt am 20. September an Auguste von Stolberg: „Auf dem Ball bis 6 heut früh Gesellschaft gehalten einem süßen Mädchen, die den Husten hatte. Wenn ich dir mein gegenwärtig Verhältnis zu mehreren recht lieben und edlen weiblichen Seelen sagen könnte!"

Schon in Heidelberg holte ihn ein Eilbote ein, welcher ihm meldete, der Kavalier, welcher durch unvorhergesehene Hindernisse aufgehalten worden war, sei mit dem Wagen in Frankfurt eingetroffen und erwarte ihn, worauf er sofort zurückkehrte und nun der bedeutenden Entwicklung seiner Zukunft entgegeneilte. Die verlassene Braut ertrug die Trennung mit Ruhe, obschon sie tief schmerzlich ergriffen war. Desto vergnügter war die Mutter über den Bruch der ihr schon lange verhaßten Verlobung und sie ruhte nicht eher, als bis sie ihre Tochter zu einer andern Verlobung mit ihrem entfernten Verwandten Harry Bernard aus Straßburg vermocht hatte, welcher für sehr reich gehalten wurde. Aber wenn sie sich an Goethe durch ein hinterhältiges Betragen versündigt hatte, so mußte sie es schwer büßen. Der zweite Bräutigam flüchtete plötzlich nach Amerika, nachdem er ihr angezeigt hatte, daß er sein Vermögen verloren habe und daß er Lilli nicht zumuten wolle, in dürftigen Umständen mit ihm zu leben. Das Traurigste bei der Sache war, daß auch ihr eigenes Vermögen bei diesem Zusammensturz verloren gegangen war. Aus dieser schlimmen Lage wurde die Familie durch die Liebe eines jungen Mannes, eines Herrn von Türkheim aus Straßburg gezogen, welcher in dem Bankhause Schönemann angestellt gewesen war und schon lange die Tochter des Hauses im Geheimen anbetete, es aber nicht gewagt hatte, mit seiner Werbung hervorzutreten, so lange sie scheinbar in so glänzenden Verhältnissen gewesen war. Jetzt, da sie alles verloren hatte, hielt er um ihre Hand an und wurde angenommen. Die einst so stolze Frau Schönemann mußte sich glücklich schätzen, daß sie von dem wackeren Manne in sein wohlhabendes Elternhaus eingeführt wurde. Durch Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit ausgezeichnet, errang er in Straßburg eine hervorragende Stellung, und Lilli, welche ihn aufrichtig zu lieben gelernt hatte, lebte sehr glücklich mit ihm, eine vortreffliche Gattin und Mutter. Die französische Revolution störte ihr Glück. Von den Terroristen verfolgt, mußte Türkheim, um dem Tode auf dem Schaffot zu entgehen, flüchten; sie stand ihm treu zur Seite und erst nach vielfachen schweren Kämpfen, nach Zeiten bitterer Sorgen konnten sie, nachdem die Schreckenszeit vorüber war, wieder nach

Straßburg zurückkehren, wo sie dann ein ruhiges, ja verhältnismäßig glänzendes Leben führten und wo Lilli am 6. Mai 1817 starb. Goethe hatte sie schon 1779 in Straßburg wieder gesehen, und zwar einen Tag, nachdem er auch die einst verlassene Friederike in Sesenheim wieder besucht hatte. Mit erstaunlicher Unbefangenheit und ohne jede empfindsame Regung ging er diesem Wiedersehen entgegen und wurde auch durch die Begegnung selbst nicht aus dieser Ruhe herausgebracht. Es mochte seinem Gewissen wohlthun, wahrzunehmen, daß sein doch im Grunde nicht zu rechtfertigendes Benehmen gegen Lilli dieselbe nicht unglücklich gemacht hatte, aber der Ton seines Briefes an Frau von Stein über diesen Besuch und namentlich einige Ausdrücke, welche er in demselben gebraucht, sind doch von einer nicht gerade angenehm wirkenden Gleichgiltigkeit, welcher man die „schöne Empfindung", von welcher er zuletzt spricht, wahrlich durchaus nicht anmerkt, aus welcher man vielmehr deutlich heraushört, daß sein Herz schon wieder von einer neuen Neigung, von welcher er sich ganz befriedigt fühlt, ausgefüllt ist. „Ich ging zu Lilli, schreibt er, und fand den schönen Grasaffen (!) mit einer Puppe von sieben Wochen spielen; auch ihre Mutter war bei ihr. Auch da, gerade wie in Sesenheim, wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Ich erkundigte mich nach allem und sah in alle Ecken, da ich dann zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Kreatur recht glücklich verheiratet ist. Ihr Mann, aus allem, was ich höre, scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein, er ist wohlhabend, hat ein hübsches Haus und einen stattlichen Rang. Er war abwesend, ich blieb zu Tische. Auch Abends aß ich wieder bei Lilli, und ging bei herrlichem Mondschein weg. Die schöne Empfindung, die mich begleitete, kann ich nicht sagen." — Man kann nicht sagen, daß der Ton dieses Briefes gerade sehr wohlthuend wirkt, und man ist versucht, in den letzten Worten das Bestreben zu finden, sich selbst zu täuschen.

Siebentes Kapitel.

Weimar. — Karl August. — Frau von Stein. — Die Geschwister; Marianne. — Iphigenie. — Tasso; Leonore von Este. — Leonore Sanvitale. — Egmont; Klärchen; ihre Mutter, Margaretha von Parma.

Am 7. November 1775 kam Goethe in Weimar an, welches seine bleibende Stätte werden sollte. Herzog Karl August von Sachsen-Weimar war neben Schiller die einzige von den unzähligen Persönlichkeiten, mit welchen Goethe in seinem überreichen Leben in nähere Berührung gekommen ist, welche ihm an Geist und Charakter ebenbürtig war. Ein Biograph Goethes sagt von diesem Fürsten: „Er ist der vollendete Mensch des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Throne, die schöne enthusiastische Seele, die unter dem Fürstenkleide so frei und menschlich schlägt, als wäre sie im Bettlergewande geboren, und die daher auch an allem Schönen und Würdigen den thätigsten, menschlich freiesten Anteil nimmt.“ In seinem Verhältnis zu dem jungen Dichter fielen auch bald alle Schranken der Lebensstellung und der höfischen Etikette; der Fürst zog den Dichter nicht nur vertraulich zu allen seinen Vergnügungen und Reisen, sondern auch zu seinen Regierungsgeschäften bei. Schon vom Februar 1776 an war Goethe auf den besonderen Wunsch des Herzogs bei allen Sitzungen des Geheimen Rates anwesend und schon am 11. Juni desselben Jahres wurde er zum Geheimen Legationsrat ernannt und erhielt Sitz und Stimme im Geheimen Rat. Er arbeitete sich rasch in die Regierungsgeschäfte ein, unterstützte den Herzog bei manchen schwierigen Geschäften und stand ihm in der Ausführung seiner edlen und hochherzigen Absichten treu zur Seite. Andererseits war er auch der Schöpfer und der Mittelpunkt eines angeregten poetischen und künstlerischen Lebens. Er schuf, da das Weimarische Hoftheater durch einen Brand 1774 vernichtet worden war, das Liebhabertheater zu Ilmenau, auf welchem er selbst und Mitglieder der herzoglichen Familie spielten, und wo seine Iphigenie zum erstenmale aufgeführt wurde. Aller-

dings nehmen die Vergnügungen, welchen sich Herzog und Dichter in ihrer überströmenden Lebenskraft hingeben, manchmal einen übermütigen und derben Charakter an, was von Goethes Freunden, namentlich von Klopstock, strenge getadelt wurde. Aber abgesehen davon, daß manches von dem, was man von diesem übermütigen Treiben erzählt, übertrieben und entstellt sein mag, verleugneten auch die derbsten und keckten Streiche, mit denen der Becher der Lust kredenzt wurde, doch nie eine gewisse Anmut, welche geeignet ist, uns mit der Ausgelassenheit derselben zu versöhnen. Allerdings litt seine schriftstellerische Thätigkeit unter diesem vielfach bewegten Leben. Von bedeutenden Arbeiten fallen nur die Geschwister und außerdem die Anfänge von Iphigenie und Wilhelm Meister in diese Zeit. Von den anderen unbedeutenderen Dichtungen sei hier nur die dramatische Arbeit „der Triumph der Empfindsamkeit" erwähnt, weil es interessant ist, zu beobachten, wie hier der Dichter selbst das sogenannte Wertherfieber, welches er selbst angeregt hatte, verspottet. Aber ehe wir die unendlich liebliche Frauengestalt der Marianne aus den Geschwistern betrachten, liegt es uns ob, uns wieder eine Frauengestalt aus seinem Leben vorzuführen, welche mächtig in dasselbe eingegriffen und einen gewaltigen Einfluß auf ihn und seine Dichtungen ausgeübt hat. Die Gestalt der Marianne und in noch viel höherem Grade die der Iphigenie zeigen die Spuren dieses Verhältnisses; sie sind ohne Rücksichtnahme auf dasselbe durchaus nicht richtig zu würdigen und wieder zeigt sich in überzeugender Klarheit die Wahrheit unseres Mottos: Goethes Dichtungen sind Selbstbekenntnisse aus seinem Leben. Kurz nach seiner Ankunft in Weimar machte der Dichter die Bekanntschaft der Frau von Stein. Charlotte von Schardt, geboren 1742, seit 1767 die Gemahlin des Oberstallmeisters von Stein, war eine der schönsten Zierden der Hofgesellschaft jener Zeit, vor allen anderen Damen sich durch die Liebenswürdigkeit ihrer Erscheinung, die holde Anmut ihres Betragens und ihre reiche Geistes- und Herzensbildung auszeichnend. Sie war zu der Zeit, als sie mit Goethe in nähere Beziehungen trat, schon Mutter von sieben Kindern, deren jüngstes, Fritz von Stein, welcher später Forstmeister in preußischen Diensten wurde, schon mehrere Jahre vorher geboren war und nachher der

Liebling des Dichters wurde, an dessen Erziehung er den liebevollsten Anteil nahm. Trotzdem Charlotte also nicht mehr in der ersten Blüte der Jugend stand, war der Eindruck ihres ganzen Wesens so gewaltig und zauberhaft, daß Goethe in leidenschaftlicher Liebe zu ihr aufflammte. Noch hatte er den Schmerz, welchen ihm die Trennung von Lilli bereitet hatte, nicht ganz überwunden, aber die neue Leidenschaft ergriff sein noch wundes, liebesbedürftiges Herz mit unwiderstehlicher Gewalt. Man hat versucht, dieses Verhältnis in den Schmutz hinabzuziehen und die Reinheit desselben zu bezweifeln. Nie ist ein schwereres Unrecht begangen worden. Frau von Stein, so innig auch ihre Neigung zu dem Dichter war, dessen leidenschaftliche Wünsche allerdings nicht zu leugnen sind, hat diesen Wünschen mit unerschütterlicher Festigkeit Widerstand geleistet. Ihre sittliche Stärke, ihr bei allem Gefühlsreichtum klarer und ruhiger Verstand, welcher stets seine Herrschaft über sie behauptete, das Gefühl ihrer Pflicht, die Sorge für ihre weibliche Ehre und Würde geben ihr die Kraft, der Leidenschaft des von der Liebe berauschten Dichters siegreich zu widerstehen. Hier folgen einige Briefe Goethes an sie aus der ersten Zeit ihres Verhältnisses, welche von der Glut und der Innigkeit dieser Liebe klares Zeugnis ablegen.

28. Januar 1776. Lieber Engel, ich komme nicht in das Konzert, denn ich bin so unwohl, daß ich nicht sehen kann das Volk! Lieber Engel, ich ließ meine Briefe holen und es verdroß mich, daß kein Wort von dir, kein Wort mit Bleistift, kein guter Abend. Liebe Frau, leide, daß ich dich so lieb habe. Wenn ich Jemand lieber haben kann, will ich es dir sagen, will dich ungeplagt lassen. Adieu Gold, du begreifst nicht, wie ich dich lieb habe. —

Freitag, 23. Februar. Wie ruhig und leicht ich geschlafen habe, wie glücklich ich aufgestanden bin und die schöne Sonne begrüßt habe, das erstemal seit vierzehn Tagen mit freiem Herzen und wie voll Dankes gegen die Engel des Himmels, denen ich das schuldig bin. Ich muß dir's sagen, Einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht.*) Nicht

*) Zu wie vielen Frauen hat Goethe dies in seinem Leben gesagt und an wie viele hat er es geschrieben?

eher als auf der Redoute seh' ich dich wieder. Wenn ich meinem Herzen gefolgt wäre — nein, ich will brav sein, ich liege zu deinen Füßen und küsse deine Hände. — Hier durchs Eis und Schnee eine Blume, wie durch das Eis und Sturmwetter des Lebens meine Liebe! Vielleicht komme ich heute. Ich bin wohl und ruhig. Ich meine, ich hätte Sie viel lieber als sonst, das doch immer jeden Tag mir so vorkommt. — Es ist mir lieb, daß ich fortkomme, mich von Ihnen zu entwöhnen. Ich wollt', in meinem Herzen wär's so hell, daß ich Sie gleich der göttlichen Thusnelda *) zu lachen machen könnte. Aber alle meine Thorheit und mein Witz sind Gott weiß wohin. Ich nehme den Humor mit und will sehen, was der an mir thut. — Warum soll ich dich plagen, liebstes Geschöpf? Warum mich betrügen und dich plagen und so fort. Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel. Gute Nacht, Engel, und guten Morgen; ich will dich nicht wiedersehen. Es ist alles dumm, was ich sagen könnte! Ich seh' dich eben künftig, wie man Sterne sieht! Denke das durch!

24. Mai. Also auch das Verhältnis, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das zerstört! Ich will Sie nicht sehen, Ihre Gegenwart würde mich traurig machen. Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig, als die Liebe meiner Abwesenden,**) an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblick des Bedürfnisses entscheidet alles, lindert alles, kräftigt alles. Der Abwesende kommt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist, und das alles um der Welt willen! —

Sie kommen mir die Zeit her vor, wie Madonna, die gen Himmel fährt, vergebens, daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens, daß sein scheidender, thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgiebt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die über ihrem Haupte schwebt. Adieu, doch Liebe!

---

*) Dieser Beiname wurde scherzhaft dem Fräulein von Göchhausen gegeben.

**) Damit ist die Gräfin Auguste von Stolberg gemeint, an welche Goethe übrigens unter demselben Datum ganz ähnlich schreibt.

Sie kämpfte lange und schmerzlich gegen seine Leidenschaftlichkeit und es gelang ihr endlich, ihr Verhältnis zu ihm zu einem ruhigen, geschwisterlichen zu gestalten, ihm gleichsam die Schwester, welche ihm 1777 durch den Tod entrissen worden war, zu ersetzen. Zum zweitenmale mußte Goethe es erleben, daß ihm der Besitz einer heißgeliebten Frau versagt war, weil sie einem anderen angehörte, zum zweitenmale mußte er sich mit ruhiger, sanfter Freundschaft begnügen, wo er heiße Liebesglut erstrebt hatte. Aber dieser sich durch Jahre hindurchziehende Kampf hat für Goethes Charakter und dichterische Entwicklung die reichsten Früchte getragen. Im Umgang und in der Freundschaft mit ihr ist er der reife Dichter geworden, welcher uns in der Iphigenie und im Tasso entgegentritt. Iphigenie würde nie so geschrieben worden sein, wenn er nicht in ihr das Ideal weiblicher Anmut, Wahrheit und Hoheit vor sich gesehen hätte, wenn sie nicht, wie Iphigenie den teuern Bruder von den Dämonen des Wahnsinns befreit hat, die wüste Leidenschaft in ihm gebändigt und versöhnt hätte. Ich führe im Auszug die Äußerungen Stahrs über das Verhältnis an, in welchem dies Drama zu Frau von Stein steht: „Vergessen wir nicht die Zeit, in welcher Goethe diese Iphigenie zu dichten sich getrieben fühlte. Es war die Zeit, in welcher sein Spiritualismus in dem Verhältnisse zu seiner Geliebten, der Frau von Stein, deren Idealbild diese Iphigenie wiederspiegeln sollte, in der höchsten Blüte stand. Die Aufhebung aller reellen Bedingtheit, die Umwandlung alles äußeren Lebens in ein innerliches, aller äußeren Motive in seelische, die Unterstellung einer durchaus idealen Welt an die Stelle der Wirklichkeit, das alles hängt durchaus mit dem eigenen damaligen Seelenzustande des Dichters sehr eng zusammen. Es hängt zusammen mit dem Probleme, das er selbst in jenem Verhältnisse zu Frau von Stein lösen zu können meinte, mit seinem Glauben an die weltbesiegende Kraft der Wahrheit, verkörpert in der Gestalt edelster Weiblichkeit und höchster Seelenreinheit, als deren Urbild ihm damals jene Frau erschien.“ Auch das ergreifend rührende Frauenbild, welches er uns in der Prinzessin Leonore von Este im Tasso vorführt, dessen erste Anfänge noch in diese Zeit fallen, wie die erste in Prosa abgefaßte Bear-

beitung der Iphigenie, verdankt viele seiner lieblichsten Züge der Einwirkung einer holden Frauengestalt aus seinem Leben, der liebenswürdigen, echt weiblichen jungen Herzogin Luise von Weimar, welcher, wie Stahr sagt, Goethe sein ganzes Leben eine achtungsvolle Zuneigung gewidmet und deren Leben und Leiden er mitgelebt und mitgelitten hat.

Wir werden Iphigenie und Tasso genauer betrachten, wenn wir zu der Zeit gekommen sein werden, als Goethe diesen Dramen während seiner italienischen Reise ihre endgültige Gestalt in metrischer Form gab. Jetzt werfen wir einen kurzen Blick auf die Geschwister und die liebliche Frauengestalt derselben, auf Marianne. Es ist nicht zu verkennen, daß in dieser Gestalt der Kampf, welcher Goethes eigenes Herz zerriß, der Kampf zwischen geschwisterlicher und leidenschaftlicher Geschlechtsliebe geschildert werden soll. Ein nicht mehr ganz junger Kaufmann, Wilhelm, hat Marianne, die Tochter einer früheren Jugendgeliebten, welche diese ihm sterbend anvertraut hatte, als seine Schwester erzogen, aber seine im Anfange nur brüderliche Liebe hat sich in dem vertrauten Zusammenleben mit dem zur lieblichen Jungfrau herangewachsenen Mädchen, welches sich mit der größten Innigkeit an ihn anschließt, allmählich in heiße Liebe verwandelt. Auch Mariannens Neigung zu ihrem Wohlthäter, welchen sie für ihren Bruder hält, ist, ohne daß sie sich dessen bewußt ist, viel wärmer, als es in der Natur der Schwesterliebe liegt, was schon darin hervortritt, daß sie sich eine Trennung von ihm, etwa durch seine Heirat, gar nicht vorstellen kann. Ehe Wilhelm sich ihr noch erklären kann, macht sein Freund Fabrice Mariannen einen Heiratsantrag, auf welchen dieselbe, da sie ihr eigenes Herz nicht kennt und für den wackern Mann freundschaftliche Gefühle hegt, eingeht. Wilhelm gerät dadurch in die tiefste Verzweiflung, aber seinem edlen, uneigennützigen Charakter gemäß giebt er sich jetzt alle Mühe, seine Leidenschaft zu unterdrücken und zu verbergen. Marianne jedoch, als es nun ernst wird, je länger sie es sich überlegt, desto klarer wird es in ihrem Herzen, desto deutlicher erkennt sie, daß es ihr nicht möglich ist, sich von dem vermeinten Bruder zu trennen, und ohne es zu wissen, entdeckt sie diesem, daß sie ihn nicht wie einen Bruder liebt. Die Scene,

... konnte. — Sei nicht böse
sein. Wir wollen wieder leben wie v
Denn nur mit dir kann ich leben, mit
Es liegt von jeher in meiner Seele und di
gewaltsam herausgeschlagen. Ich liebe n
Diese Viertelstunde über — ich kann
meinem Herzen auf und abgerannt ist.
da es auf dem Markte brannte und erst
alles zog, bis auf einmal das Feuer das
Haus in einer Flamme stand. — Verlaß
nicht von dir!" Als Wilhelm, um sie no
bemerkt, daß es doch nicht immer so blei
„Das eben ängstet mich so! Ich will dir
zu heiraten, ich will immer für dich sorge
drüben wohnen so ein paar alte Geschwist
ich manchmal zum Spaß: wenn du so alt
wenn ihr nur zusammen seid. — Dir ist's
nimmst doch wohl eine Frau mit der Ze
immer leid thun, wenn ich sie auch noch s
Es hat dich niemand so lieb wie ich; es k
haben. — — — Du konntest es lange wi
seit dem Tod unserer Mutter, wie ich au
und immer mit dir war. Sieh, ich fühl
dir zu sein, als Dank für deine mehr al
Und nach und nach nahmst ...

sich ein paar Leute lieb haben und endlich kommt heraus, daß sie verwandt sind, oder Geschwister sind. — Es ist so ein gar erbärmlich Schicksal!" — In überschwänglicher Wonne teilt er ihr dann das wirkliche Verhältnis mit und in seligem Liebesglück sinkt sie an seine Brust. Der Stoff ist unendlich einfach, die Verwicklung unbedeutend und gewöhnlich, aber das Stück ist durch seine Behandlung ein kleines Meisterwerk geworden. Die allmäliche Entwicklung der Leidenschaft in dem unbefangenen Herzen des Mädchens und ihr halb unbewußtes Geständnis derselben ist mit voller Wahrheit und mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit dargestellt.

Die Schweizerreise, welche Goethe, nachdem er zum Geheimrat ernannt worden war, 1779 mit dem Herzog machte, zog gleichsam einen abschließenden Strich unter die burschikosen und ausgelassenen Extravaganzen der ersten Jahre seines Weimarer Aufenthalts. Alles wilde und eitle Treiben wurde aufgegeben, beide kehrten gleichsam als neue, gesunde Menschen, ihres edlen Zweckes bewußt, im Anfang 1780 nach Weimar zurück, wo Goethe auf allen Gebieten der Staatsverwaltung die regste und ersprießlichste Thätigkeit entwickelte, auf deren Einzelnheiten wir hier natürlich nicht eingehen können. Wenn man zu dieser oft aufreibenden Beschäftigung noch die mannigfaltigsten Ansprüche rechnen, welche das Hofleben und die Sorge für die Vergnügungen und das geistige Leben der fürstlichen Gesellschaft an ihn machten, so ist es leicht begreiflich, daß für größere poetische Schöpfungen weder Zeit noch Sammlung übrig blieb. Alle größeren Arbeiten, wie Faust, Wilhelm Meister und andere, blieben Fragmente und seine Schöpferkraft zersplitterte sich an kleinen, verhältnismäßig unbedeutenderen Hervorbringungen. Dadurch entstand allmählich ein arger Zwiespalt in seinem Innern, welcher ihn schwer bedrückte. Eine gewaltige Unruhe bemächtigte sich seiner, er fühlte sich durch das Bewußtsein seines Genies verpflichtet, auch als Dichter etwas Reifes und Vollendetes zu schaffen, was dem ihm vorschwebenden Ideal einer neuen klassischen Form genügte, von dem er sich sagen mußte, daß er es nur in Italien durch vertraute Berührung mit den dort aufgehäuften Schätzen der klassischen Kunst erreichen könnte, während er in Weimar unter den Geschäften des Staatsmanns, wie des Hofmanns,

Herrn Möller nach Italien, indem er di
mit sich nahm, welche er unter der glückli
Reise bringen wollte. Er hat sie zur Rei
genie und Egmont sind in Italien endgül
gebracht, dieser vollendet worden. Wir kön
anziehenden Einzelnheiten seines Aufentha
schäftigen, was überhaupt nach seiner eigen
stellung derselben eine undankbare Aufgabe
der eingehenden Betrachtung jener drei Dra
schem Boden die Gestalt erhalten haben, in
Perlen unserer Litteratur geworden sind u
indem wir unser Augenmerk vorzugsweise
geführten Frauengestalten richten. Wir begi

Der Vorhang erhebt sich. Vor uns
der Diana auf Tauris. Hervor aus dem
Lange Jahre sind vergangen, seitdem ihr
unwirtlichen Strand geführt hat. Aber si
nicht heimisch geworden, ihr Herz ist von
dem teuren griechischen Vaterlande erfüllt, u
sie mit ihren ersten Worten aus, gleichsam
dieses Sehnens, auf die Heimkehr in die
Ganzen hindeutend. Mit Meisterschaft gieb
sition der äußeren und inneren Verhältnisse
sich beim Beginn des Stückes befindet. D

überstehen, finden wir schon eine Andeutung und gleichsam eine Bürgschaft des endlichen glücklichen Ausgangs, welcher durch die erhabenen Eigenschaften derselben herbeigeführt wird und nur durch diese herbeigeführt werden kann, auf Iphigeniens Seite durch ihre alles überwindende Wahrheitsliebe, auf der des Königs durch seinen selbstverleugnenden Edelmut. Sie fühlt sich von dem Bewußtsein niedergedrückt, daß sie der Göttin den für ihre einstige Rettung schuldigen Dienst nur mit widerwilligem Herzen leistet, aber sie kann, trotzdem schon so viele Jahre vergangen sind, seitdem Diana sie dem Opferaltare in Aulis entrissen und in ihren Tempel auf Tauris geführt hat, noch immer nicht der heimlichen Hoffnung entsagen, daß die Göttin sie auch noch dem wahren Leben, welches für sie nur in der Heimat erblühen kann, wiedergeben werde. Sie träumt sich aber ihre Rückkehr in diese Heimat in einer Art und Weise, welche ihr von dem Schicksal nicht vergönnt wird. Troja ist gefallen, der siegreiche König Agamemnon ist glorreich zurückgekehrt, ihn begrüßen vor Glück strahlend die Mutter Klytaemnestra, die teure Schwester Electra, der geliebte Bruder Orestes, nur sie, Iphigenie, fehlt noch, aber die versöhnte Göttin wird auch sie zurückführen und sie wird mit ihren reinen Händen das teure Vaterhaus entsühnen und es endlich von dem Fluche befreien, welches seit dem Frevel des Urvaters Tantalus durch den Zorn der Götter auf demselben lastet. So hat sie es sich oft geträumt, wenn sie am Ufer der See stand und nach dem geliebten Griechenland hinüberschaute. Aber die Erfüllung dieses Traumes liegt in weiter, unerreichbar scheinender Ferne. Eben bei Eröffnung des Stücks stellt sich ihrem Gedanken an die Heimkehr ein neues Hindernis entgegen, welches um so gefährlicher ist, als es auf sittlicher Grundlage beruht und ihr das Aufgeben der Heimat und das Verweilen auf Tauris zu einer heiligen Pflicht zu machen droht, welcher sie sich nicht entziehen kann, ohne sich einer schweren Undankbarkeit schuldig zu machen. Zu ihr tritt Arkas, der treue Diener des Königs, welcher auch für sie, wie sie sich wohl bewußt ist, eine ehrfurchtsvolle und innige Anhänglichkeit im Herzen trägt, und meldet die unmittelbare Ankunft des Königs, welcher mit dem Heere aus einem Feldzuge zurückkehrt, welcher zwar siegreich beendet wurde, in

.. ...nerin seinen Wo
selben nur schüchtern auszusprechen. Er
Gefühle, indem er sie an die Dankbarkeit
Volke schuldet, das sie nicht allein, seine u
geheiligten Sitten, welche keine Fremden
verleugnend, mit Gastfreundschaft aufgeno
eine Ehrfurcht, wie man sie nur einer
gebracht hat. Nicht nutzlos, wie sie beha
Tauris gewesen, erwidert er ihr, sie ha
verbreitet, sie hat den König von finsterem
Ufer, welches von alten Zeiten her jedem
sicheres Verderben gebracht hatte, ist ein s
wo jeder gastfreundlich aufgenommen wurde
in seine ferne Heimat zurückzukehren, und
ihren zu Gunsten der Milde angewendeten
gesegnet und nicht über die ihr vorenthalten
sie hat alle Unternehmungen des Königs m
gekrönt. Endlich geht Arkas deutlich mit de
Rücksicht auf ihre offenbare Absicht, dieser Er
verlangt er geradezu von ihr, die Werbung d
welcher nur in der Verbindung mit ihr sic
Sohnes trösten könnte, und welchem diesen
sittlich verpflichtet sei. Aber ihr ganzes In
den Gedanken, dem König anzugehören, so
Achtung steht, und, als sie eine ...

zu denken. Aber etwas anderes, schlimmeres, sagt der wohlwollende Freund, hat sie vom König zu befürchten, was ihr erst Thoas selbst mitteilen soll:

Ein gewaltsam neues Blut
Treibt nicht den König, solche Jünglingsthat
Verwegen auszuüben. Wie er sinnt,
Befürcht' ich andern harten Schluß von ihm,
Den unaufhaltbar er vollenden wird:
Denn seine Seel' ist fest und unbeweglich.
Drum bitt' ich dich, vertrau' ihm, sei ihm dankbar,
Wenn du ihm weiter nichts gewähren kannst!

Ein heftiger Konflikt entsteht in Iphigeniens Brust. Zwei Pflichten, welche ihr gleich heilig erscheinen, bekämpfen sich in ihrem Innern; auf der einen Seite ruft sie das Vaterhaus, welches von ihrer reinen Hand die Sühne des alten Fluches erwartet, auf der anderen die Dankbarkeit nicht nur gegen den König, der sie gastlich aufgenommen hat, sondern auch gegen das ganze Volk, welchem sie das Glück höherer menschlicher Gesinnung durch endgültige Aufhebung der grausamen Fremdenopferung für immer zu erhalten und so, statt ein nutzloses Leben zu führen, wie sie sich beklagt, Heil und Segen in dem Lande, welches ihre zweite Heimat geworden ist, zu verbreiten hat. So erwartet sie den König in einer zwiespältigen, ratlosen Stimmung, aber doch entschlossen, ihre Freiheit nicht aufzugeben. Thoas spricht seine Werbung sofort unumwunden aus; was schon lange der geheime Wunsch seines Herzens gewesen, ist durch das traurige Gefühl der Vereinsamung, nachdem er den letzten Sohn hatte sterben sehen, zum unbezwinglichen Bedürfnis geworden und es scheint der ihm zur wärmsten Dankbarkeit verbundenen Iphigenie fast unmöglich, sich den von ihm vorgebrachten Beweggründen zu entziehen. Dennoch weist sie den Antrag mit milden Worten ab, indem sie, um ihrer Weigerung den Stachel zu nehmen, sich darauf beruft, daß es ihm, dem großen König, nicht zieme, nach der Verbindung mit einer Jungfrau zu streben, deren Herkunft ihm unbekannt ist. Aber gerade der Mangel an Vertrauen, welcher darin liegt, daß sie ihn bis jetzt im Dunkeln über ihre Abstammung gelassen hat, ist ein gerechter Vorwurf in seinem

....., wird nicht gesegnet." Sie soll e
er verspricht ihr, wenn es ihr möglich
zukehren, die heißen Wünsche seines H
ihr die Heimkehr zu gestatten; wenn i
die Rückkehr abgeschlossen sei, solle sie i
als sein heiliges Recht beanspruchen kön
Schleier fallen, welcher bis jetzt ihre Pe
sale eingehüllt hatte. Es sei mir gesta
werte Kunst hinzuweisen, in welcher hier
gegeben, das heißt wie der Zuschauer oder
macht wird, was vor dem Stücke liegt
um dasselbe in seinem Zusammenhang
ihm die furchtbaren Geschicke ihres Hause
Ahnherrn Tantalus an bis zu ihrer be
Aulis, denn weiter reicht auch ihre Kennt
das schreckliche Gemälde wilder Leidenschaft
durch Mäßigung, Weisheit und Geduld,
zu unsühnbaren Freveln hingerissen hab
barmherzigem Wüten gegen einander sich
Diese entsetzlichen Enthüllungen erschütter
sein Vertrauen auf die Reinheit und Ur
nicht geschwächt, er fragt sie nur erstaunt,
ein so reines, mildes Wesen von einem
Geschlecht abstammen könne. Ergreifend t
zu ihrem herrlichen Vater Agamemnon ...

Enthüllungen nicht abgeschreckt, wiederholt seinen Antrag, den sie sanft, aber entschieden ablehnt. Sie beruft sich auf die Absicht der Göttin, welche sie der Opferung in Aulis entzogen und in ihr Heiligtum entführt habe, um sie für den Vater aufzubewahren; sie dürfe dem Willen derselben nicht entgegenhandeln, indem sie sich durch die Vermählung mit Thoas die Rückkehr in die Heimat für immer unmöglich mache. Der König hält dies nur für eine Ausflucht, durch welche sie ihre Abneigung verschleiern wolle und, durch das Hindernis, welches sich ihm entgegenstellt, zu heißerer Leidenschaft entflammt, wiederholt er seinen Antrag dringender, und, als sie ihm versichert, daß sie mit dem, was sie gesagt, nur die innerste Überzeugung ihres Herzens ausgesprochen habe und es wagt, ihn geradezu um ihre Entlassung in die Heimat zu bitten, erwacht sein Unwille und bittere Worte gegen das weibliche Geschlecht treten über seine Lippen.

So kehr' zurück! Thu' was dein Herz dich heißt,
Und höre nicht die Stimme guten Rat's
Und der Vernunft. Sei ganz ein Weib und gieb
Dich hin dem Triebe, der dich zügllos
Ergreift und dahin oder dorthin reißt.
Wenn ihnen eine Lust im Busen brennt,
Hält vom Verräter sie kein heilig Band,
Der sie dem Vater oder dem Gemahl
Aus langbewährten, treuen Armen lockt;
Und schweigt in ihrer Brust die rasche Glut,
So dringt auf sie vergebens treu und mächtig
Der Überredung goldne Zunge los.

Mit sanften Worten ihr Geschlecht verteidigend und ihn bittend, ihr ihm geschenktes Vertrauen nicht so grausam zu erwidern, versucht sie, ihn zu beruhigen; nicht so gewaltig und herrlich, wie die Waffen des Mannes, seien diejenigen der Frau, aber man dürfe sie deshalb doch nicht unedel nennen; auch wisse sie besser, als er .selbst, was zu seinem Glücke diene; sie lasse die Stimme ihres Herzens nicht durch Leidenschaft zum Schweigen bringen; sie müsse, damit nur dem Willen der Göttin folgend, seine Werbung endgültig und entschieden abweisen. Der in dem

...habe, bringt ihn wieder zur Bei...
lichen Großmut zurück, aber nur ihr p...
spricht seinen entschiedenen Willen aus,
von ihm nicht ohne geheimen Selbst...
enthaltenen Fremdenopfer wieder eingef...
milde Freundlichkeit, welche süßere Hoffn...
sein Herz zur Milde gestimmt und ih...
Fremdenopfer bewogen, aber jetzt, da sie
hat, bemächtigt sich der alte finstere Gla...
Fremden sollen wieder dem früheren g...
gegeben werden. So ist denn das Schre...
Arkas verkündet hatte und allerdings kon...
die Abweisung seiner Werbung nicht empf...
er das blutige Opfermesser in ihre zarte...
entschlossen, dies zu thun, nicht nur aus Z...
wenn er auch die Opfer nicht wieder herg...
sie seinen heißen Wunsch erfüllt hätte; ...
denken tragen zu diesem Entschlusse bei.
deutet auf den Zorn der Göttin wegen ...
und, wenn die Freundlichkeit Iphigeniens
danken in ihm zum Stillschweigen bringen
nachdem sie sich ihm versagt hat, wieder e...
welche man in dem Lande versteckt gefund...
sein, welche dem alten heiligen Gebrauch
Sie hat seine milden und ...

setzliche Augenblick gekommen, da sie ihre reine Hand in Menschenblut tauchen soll! Wo ist Rettung zu finden? Nur bei der Göttin allein, welche einst auch ihr Blut nicht wollte und welche jetzt allein auch ihre Priesterin von der grausamen Notwendigkeit, Blut zu vergießen, befreien kann, und welche es, so hofft sie, auch sicher thun wird,

Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
Weit verbreitete gute Geschlechter,
Und sie fristen das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anschau'n
Eine Weile gönnen und lassen.

Mit heißem, innigen Gebete wendet sie sich an die Göttin, sie möge ihr das Furchtbare ersparen und ihre Hände von Blut rein erhalten, sie möge das Leben der Fremden erretten. Der Fremden! Noch ahnt sie nicht, daß das Schicksal, welches sie erwartet, weit entsetzlicher ist, als sie ahnt, als die ausschweifendste Phantasie es sich ausmalen kann, daß es nicht Fremde sind, an denen sie, den grausamen Dienst erneuernd, zur Mörderin werden soll, daß sie das Opfermesser in die Brust des geliebten Bruders, des letzten Sprossen ihres Hauses, und seines Freundes stoßen soll, daß der Fluch in ihrem Geschlecht, während sie von der Göttin in ihrem stillen Heiligtume bewahrt worden war, fortgewütet und neue, entsetzliche Frevel hervorgerufen hatte und daß sie nun das Vernichtungswerk vollenden und den gräßlichen Fluch des Brudermords auf ihr Haupt laden soll. Wir finden am Beginne des zweiten Aktes den letzten unglücklichen Sprossen des fluchbeladenen Stammes der Pelopiden, Orestes, und seinen treuen Freund Pylades in stiller, ruhiger Fassung dem unvermeidlichen Tode entgegensehend. Das war also, sagt sich Orest, der Sinn der Prophezeiung Apollos gewesen, als er ihm Erlösung von seiner Qual im Tempel seiner Schwester in Tauris verkündete; der Tod soll ihn von den Rachegeistern befreien. Ist doch dieser Tod, welcher ihm ewige Ruhe verschaffen soll, noch ein glücklicherer, als der, welcher seinem Vater von der ehrvergessenen Gattin und dem nahverwandten Meuchel-

mörder hinterlistig bereitet wurde; ihm ist vergönnt, durch die Hand der Priesterin als Opfer am heiligen Altar der Göttin zu fallen. Nur das eine bedrückt seine Seele, daß er den unschuldigen Freund mit in das Verderben reißen muß. Aber dieser Freund ist noch weit von der dumpfen und stumpfen Resignation Orests entfernt, welcher in dem Tode nichts weiter als die Erlösung von unsäglichen Qualen zu sehen glaubt. Pylades hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben und ist entschlossen, mit aller Thatkraft, deren er fähig ist, die Rettung zu versuchen. Er legt das Orakel und den Willen der Götter dahin aus, daß Diana sich von den rauhen Ufern der Barbaren und von ihren blutigen Menschenopfern wegsehne und daß sie beide zur Vollbringung der schönen That, die Göttin zu befreien, auserkoren seien. Da aber Orest es nicht für möglich hält, daß er von den Göttern dazu bestimmt sein könne, eine große, edle That zu vollbringen, ehe er von dem Fluche, der sich seit dem Muttermorde an seine Fersen geheftet hat, befreit ist, will Pylades allein die Rettung versuchen und Orest nur, wenn zur Ausführung seine Mitwirkung notwendig wird, in Anspruch nehmen. Er hat schon erfahren, daß ihr Geschick in den Händen einer fremden, göttlichen Jungfrau liegt, welche seit vielen Jahren die Ausführung des grausamen Gebrauchs verhindert hat. Da er der fremden Priesterin, welche er nahen sieht, ihren wirklichen Namen und ihr Schicksal nicht im ersten Augenblick anvertrauen will und fürchten muß, daß Orest, welcher keiner Verstellung fähig ist, sich ihr verraten werde, will er zuerst in dessen Abwesenheit mit ihr reden und denselben überhaupt nicht mit ihr zusammentreffen lassen, ehe er noch einmal Rücksprache mit ihm genommen hat. Freundlich spricht Iphigenie den Gefangenen an, ihn als Griechen begrüßend, und befreit ihn von den ihm angelegten Fesseln. Bis in sein tiefstes Herz von ihrer erhabenen und doch lieblichen Erscheinung ergriffen, fragt er sie nach ihrer Herkunft, aber ernst verweigert sie die Auskunft und verlangt als Priesterin, von ihm zu erfahren, wer er sei und welch unglückliches Schicksal sie beide in dieses ungastliche Land geführt habe. Pylades beginnt nun seine Erzählung, im ganzen wahr, aber gemildert, um Iphigeniens Mitleid nicht durch die Mitteilung der ganzen gräßlichen Wahrheit abzuschrecken.

Sein Bruder, dafür giebt er Orest aus, habe einen Brudermord begangen, und Apollo habe ihm Erlösung von den Furien, welche ihn seit der blutigen That verfolgen, im Tempel seiner Schwester in Tauris versprochen und deshalb seien sie hiehergekommen. Iphigenie, welche sich heiß nach der lange entbehrten Kunde von dem, was in ihrer Abwesenheit in der Heimat und bei den Ihrigen vorgefallen ist, sehnt, richtet an ihn die gierige Frage, ob Troja gefallen ist. Ja, antwortete Pylades kurz, und knüpft daran seine heißen Bitten um Rettung für den geliebten, unglücklichen Bruder und um Schonung desselben im Gespräch,

denn es wird gar leicht
Durch Freud' und Schmerz und durch Erinnerung
Sein Innerstes ergriffen und zerrüttet.
Ein fieberhafter Wahnsinn fällt ihn an,
Und seine schöne freie Seele wird
Den Furien zum Raube hingegeben.

Aber Iphigenie ist mit der kurzen Auskunft nicht zufrieden, sie wiederholt dringend ihre Frage. Pylades giebt jetzt ausführlichere Antwort:

Die hohe Stadt, die zehen lange Jahre
Dem ganzen Heer der Griechen widerstand,
Liegt nun im Schutte, steigt nicht wieder auf.
Doch manche Gräber unsrer Besten heißen
Uns an das Ufer der Barbaren denken.
Achill liegt dort mit seinem schönen Freunde. —
Auch Palamedes, Ajax Telamons,
Sie sah'n des Vaterlandes Tag nicht wieder.

Da Pylades den Namen ihres Vaters unter den Gefallenen nicht nennt, schmeichelt sich ihr Herz mit der Hoffnung, daß derselbe siegreich und wohlbehalten in die Heimat zurückgekehrt sei. Aber unglückverheißend fährt Pylades fort:

Doch selig sind die Tausende, die starben
Den bittersüßen Tod von Feindeshand!
Denn wüste Schrecken und ein traurig Ende
Hat den Rückkehrenden statt des Triumphs
Ein feindlich aufgebrachter Gott bereitet.

Und nun enthüllt sich ihr die furchtbare, herzerschütternde Kunde. Der siegreich heimkehrende Agamemnon ist von seiner Gattin Klytaemnestra mit Hilfe seines Vetters Aegisth am Tage seiner Heimkehr ermordet worden. Mit furchtbarer Ruhe, erschütternder als die lautesten Wehklagen, vernimmt Iphigenie das Gräßliche. Dieser Schmerz kann sich nicht in Worten aussprechen. Kurz und kalt fragt sie:

Sag' an, wie ward die schwere That vollbracht?
Und welchen Lohn erhielt der Mitverschworne?

Als dann Pylades den Hergang der Mordthat erzählt und auf die letzte Frage geantwortet hat:

Ein Reich und Bette, das er schon besaß,

auch da bricht sie nicht in Klagen und Verwünschungen aus, sondern fragt mit eisiger Kälte:

So trieb zur Schandthat eine böse Lust?

Als aber Pylades antwortet: „Und einer alten Rache tief Gefühl" und auf ihre Frage: „Und wie beleidigte der König sie?" erwidert:

Mit schwerer That, die, wenn Entschuldigung
Des Mordes wäre, sie entschuldigte.
Nach Aulis lockt' er sie und brachte dort,
Als eine Gottheit sich der Griechen Fahrt
Mit ungestümen Winden widersetzte,
Die ält'ste Tochter, Iphigenien,
Vor den Altar Dianens, und sie fiel
Ein blutig Opfer für der Griechen Heil.
Dies, sagt man, hat ihr einen Widerwillen
So tief in's Herz geprägt, daß sie dem Werben
Ägisthens sich ergab und den Gemahl
Mit Netzen des Verderbens selbst umschlang,

ist das Maß ihrer Kräfte endlich erschöpft; das Bewußtsein, daß sie selbst und ihr vermeintlicher Tod der Mutter den Grund oder den Vorwand ihrer unnatürlichen That gegeben hat, ist zu entsetzlich für sie; nicht etwa, als ob sie jetzt in laute Klagen der Verzweiflung ausgebrochen wäre, nein, sie bleibt äußerlich ruhig und

kalt, aber sie will nichts mehr hören und verhüllten Hauptes geht sie davon, um in der Einsamkeit sich in ihrer furchtbaren Erschütterung zu fassen. Pylades aber, welcher zwar das wahre Sachverhältnis nicht ahnen kann, aber doch aus ihrer gewaltigen Bewegung schließen muß, daß sie in näheren Beziehungen zu dem Hause der Atriden stehen dürfte, schöpft daraus neue Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang, auf seine und seines Freundes Rettung mit Hilfe der geheimnisvollen Priesterin. Auch wir beginnen zu hoffen, daß Apollos Orakel in einem anderen Sinn, als Orest annimmt, in Erfüllung gehen wird, daß er einerseits dem Leben erhalten bleibe und andererseits von der Verfolgung der Furien erlöst werde. Diese letztere Erlösung hofft Pylades nur durch die erstere zu erreichen, indem sie sich durch erfolgreiche Flucht der ihnen drohenden Opferung entziehen und zugleich die Schwester des Gottes, auf welche sie immer noch das Orakel deuten, dem barbarischen Volke, bei dem sie nur wider Willen verweilt, entreißen und sie zu sanfteren, gesitteteren Menschen führen, welche ihr einen ihr wohlgefälligeren, milderen Dienst widmen. Er ist sich wohl bewußt, daß eine solche Flucht und gar die Entführung des Götterbildes nur durch die Mitwirkung Iphigeniens möglich ist, aber er zweifelt keinen Augenblick, daß die Priesterin, deren gewaltige Bewegung ihm eben gezeigt hat, daß sie an dem Schicksal des Hauses der Atriden in irgend einer bedeutenden Weise beteiligt sein müsse, diese Beihilfe bereitwillig leisten werde. Er kann nicht ahnen, was wir wissen, daß Iphigenie gerade diese Mithilfe, welche er von ihr erwartet, nicht leisten kann, weil damit ein Betrug und ein schweres Unrecht an dem Volke und an dem König verbunden wäre, welchen sie lebenslangen Dank schuldet, und welche ihr gegenüber sich nicht als Barbaren, sondern als Menschen gezeigt haben. Aber auch Orest kann nicht in einer so äußerlichen Weise der Heilung entgegengeführt werden. Sein Muttermord war ein schwerer Frevel an der Heiligkeit der Familie; wenn er auch nicht, wie viele seiner Vorfahren, wie diese seine Mutter selbst, sein Verbrechen, von eigener wilden Leidenschaft hingerissen, verübt hat, sondern gleichsam als unfreiwilliger Vollstrecker eines vom Geiste seiner Zeit gefällten Urteils, so muß er doch den strafenden Qualen des Ge-

... die von ihm ve
ohne jeden Flecken rein und unverle
Reinheit ihre erlösende und entsühne
Aber auch er muß aus seinem Innern
beitragen, er muß würdig werden, di
lassen. Er muß in Ergebung in den
antwortung für den von ihm begang
übernehmen und noch einmal die ga
Gewissens empfinden, ehe die alles übe
Schwester die Nacht seiner Seele durchb
Licht eines neuen, heiteren Tages hera
sammentreffen Iphigeniens mit Orest füh
Ausbruch der Gewissenspein herbei. Na
Landsleute erkannt hat, ist sie um so fe
an ihnen nicht zu vollziehen, und, solan
kann sie auch beruhigt über ihr Schicksal
ihr hat das Recht, sie zu berühren. Al
Zorn über ihre Widersetzlichkeit eine ih
Nachfolgerin giebt, ist sie ohnmächtig
für die Rettung derjenigen thun, wel
der fernen geliebten Heimat ihrem Her
dasselbe mit neuer Sehnsucht, aber au
erfüllt haben. Wir müssen Iphigenie in
Fassung bewundern, in welcher sie nach der
welche sie in dem Gespräch mit Pylades

im Hause der Atriden und die sich dann daran knüpfende Erkennung der Geschwister, welche nicht durch den Zufall, sondern durch den freien Entschluß Orests herbeigeführt wird, da er der überwältigend hohen Erscheinung der Iphigenie gegenüber nicht unwahr sein kann, ist ein bewundernswertes Meisterstück dramatischer Dichtkunst. Zuerst läßt Iphigenie sich das Schreckliche, das sie von Pylades erfahren hat, noch einmal bestätigen und, nachdem dies geschehen ist, forscht sie nach dem, was weiter erfolgt ist und was sie vorher, vom Entsetzen über das schon Gehörte übermannt, nicht mehr hatte erfragen können. Die Fragen: Ist Orest gerettet? Lebt Electra noch? drängen sich fieberhaft auf ihre Lippen und auf die bejahende Antwort spricht sie heiße Dankbarkeit gegen die Götter aus:

Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! Denn ich bin arm und stumm!

Orestes, welcher bei ihrer leidenschaftlichen Freude wohl ahnen muß, daß sie in irgend einem näheren Verhältnisse zu seinem Hause stehen möchte, empfindet inniges Mitleid mit ihr, daß sie so bald von dem Gipfel der Freude in den tiefsten Abgrund des Schmerzes herabsinken müsse. Es bleibt ihr noch Schlimmeres zu erfahren übrig, als des Vaters Tod. Seine Reden deuten Furchtbares an, aber sie werden immer verworrener, unverständlicher; Iphigenie, welche unter der Ungewißheit mehr leidet, als sie von der schrecklichsten Gewißheit fürchten kann, beschwört ihn dringend, ihr die volle Wahrheit zu sagen, und so muß er ihr denn die That erzählen, die er vor sich selber verbergen, die er, wenn die rächenden Furien es gestatteten, in die ewige Nacht des Vergessens versenken möchte:

So haben mich die Götter auserseh'n
Zum Boten einer That, die ich so gern
Ins klanglos-dumpfe Höhlenreich der Nacht
Verbergen möchte? Wider meinen Willen
Zwingt mich dein holder Mund; allein er darf
Auch etwas Schmerzlich's fordern und erhält's.
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg

Die brennende Begier, des Kön
Zu rächen. Unversehen, fremd
Erreichten sie Mycen, als brächt
Die Trauernachricht von Orester
Mit seiner Asche. Wohl empfän
Die Königin; sie treten in das
Electren giebt Orest sich zu erke
Sie bläst der Rache Feuer in ih
Das vor der Mutter heil'ger Ge
In sich zurückgebrannt war. St
Sie ihn zum Orte, wo der Vate
Wo eine alte, leichte Spur des f
Vergoss'nen Blutes oft gewaschne
Mit blassen, ahndungsvollen Str
Mit ihrer Feuerzunge schilderte
Sie jeden Umstand der verruchte
Ihr knechtisch, elend durchgebracht
Den Übermut der glücklichen Ver
Und die Gefahren, die nun der G
Von einer stiefgewordnen Mutter
Hier drang sie jenen alten Dolch
Der schon in Tantals Hause grim
Und Klytämnestra fiel durch Soh

Die Erzählung von der That regt
in ihm immer mehr auf, aber zugleich
wahre Sühne. Das äußert sich schon da

darum fern von den Menschen in frommem Dienste gehalten und ihre Seele rein und klar, wie die heilige Opferflamme, bewahrt haben, damit sie die Greuelthaten in ihrem Hause nur um so schmerzlicher empfände. Unterdessen brechen alle Qualen des Gewissens über Orestes ein. Die Furien, welche in der Nähe des Heiligtums von ihm gewichen waren, als er in stumpfer Ergebung den sühnenden Tod erwartete, kehren mit erneuter Wut zurück. Er empfindet wieder den starren Schrecken, welcher ihn unmittelbar nach der vollbrachten That ergriffen hatte und gerade die Erinnerung an diesen ersten Augenblick seiner Qual ist die schrecklichste von allen Qualen, die er bis jetzt hatte erdulden müssen. Von einem andern erzählend, schildert er seine eigene Pein:

Wie gährend stieg aus der Erschlag'nen Blut
Der Mutter Geist
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
„Laßt nicht den Muttermörder entflieh'n!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!"
Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her.
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis' herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Gescheh'nen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher,
Und sie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbesä'ten Erde schönen Boden,
Von dem ein alter Fluch sie längst verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;
Sie geben nur, um neu zu schrecken, Rast.

Jammernd im Mitgefühl ruft Iphigenie ihm zu:

Unseliger, du bist im gleichen Fall
Und fühlst was er, der arme Flüchtling, leidet!

Orestes sieht, daß sie der Wahrheit nahe, aber doch nicht im vollen Besitze derselben ist, und fragt sie erstaunt, was sie von

Mit einem falschen Wort b
Ein lugenhaft Gewebe knür
Dem Fremden, sinnreich un
Zur Falle vor die Füße, zu
Sei Wahrheit!
Ich bin Orest! und dieses s
Senkt nach der Grube sich
In jeglicher Gestalt sei er
Wer du auch seist, so wünsc
Und meinem Freunde, mir
Du scheinst hier wider Wille
Erfindet Rat zur Flucht und
Es stürze mein entseelter Lei
Es rauche bis zum Meer hir
Und bringe Fluch dem Ufer
Geht ihr, daheim im schönen
Ein neues Leben freundlich a

Nach dieser Erklärung verläßt er
sein Geständnis auf ewig geschieden glau
als die Notwendigkeit, kräftig und besor
unmittelbar an sie herangetreten war,
welche auf sie eingestürmt waren, fast
ihr von den Göttern gesetzten Ziele ir
jetzt, da es die furchtbare Entscheidung
ihrer selbst zurück; in wunderbarer, fast
den Selbstbeherrschung gerät sie bei dem

wieder zu ihr tretend, sie im Gebet zu den Göttern begriffen sieht, bittet sie, nicht für ihn mitzubeten, denn sie rette den Verbrecher nicht, zu welchem sie sich geselle, und teile Fluch und Not. Zartfühlend will Iphigenie die Erkennung durch die Worte: „Mein Schicksal ist an deines fest gebunden!“ vorbereiten. Aber Orest kann sie nicht verstehen und weist ihr Anschließen an sein Schicksal wiederum zurück; sie soll nicht sterben, aber ihm nützt die Rettung seines Lebens nichts vor dem immer wachen Blicke der Erinnyen, welche ihre himmlische Gegenwart nur seitwärts drängt, doch nicht verscheucht. Auch, als ihre Worte näher an die Entdeckung herantreten, bleibt er dumpf in den Tod ergeben und hoffnungslos: „Durch Rauch und Flammen seh' ich den matten Schein des Totenflusses mir zur Hölle leuchten!“ Auf ihre Frage, ob er denn nur die eine Schwester, Electra, habe, preist er das traurige Schicksal seiner anderen Schwester Iphigenie, die er nicht gekannt hat, glücklich, da ihr früher Tod ihr den Anblick so vieler Greuel in ihrem Hause erspart hat. Mitleidig sucht Iphigenie die Hoffnung in seinem Busen wieder neu zu beleben:

O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Glut des Busens leise wehend kühlen.
Orest, mein Teurer, kannst du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter so
Das Blut in deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Versteinernd dir ein Zauber durch die Glieder?
O wenn vergoss'nen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hilfreiche Götter von Olympus rufen?

Entsetzlich wendet ihre Stimme ihm das Innere in seinen Tiefen um; er hält dieselbe nur für den Ruf zum Abgrund des Verderbens, die zärtliche Schwester erscheint ihm als eine Rachegöttin, die ihn mit der entsetzlichen Qual vorgespiegelter falscher Hoffnungen bedrohe. Aber jetzt kann sich Iphigenie nicht mehr halten, sie spricht das entscheidende Wort: „Orest, ich bin's! — Sieh' Iphigenien! — Ich lebe!“ — „Du!“ antwortet er mit ver-

rasende Lust der Bacchantin zu finden.

Aber die Macht der reinen Liebe m
ihn eindringen und ihn aus seinen Fesse
Nebel, welcher sein Inneres umschleiert, n
wenn er die hohe, reine Schwester anscha
er sie, noch in seinem Irrtum befangen,
Brust zu entfernen, und, wenn sie einer
ihre Neigung doch seinem Freunde zuzun
lingt es dem unermüdlichen Eifer der S
zeugen. Mit bewegter Stimme beschwört
und Freude einer Schwester nicht sträfli
Heiß fleht sie zu den Göttern, seine starr
seligen Wahn zu befreien, damit ihr die h
teil werde, und noch einmal wiederholt sie
die Wahrheit:

Sie ist hier,
Die längst verlor'ne Schwester.
Riß mich die Göttin weg und r
Hieher mich in ihr eigen Heiligt
Gefangen bist du, dargestellt zu
Und findest in der Priesterin di

Jetzt verläßt ihn der Wahn, er erke

angefleht hat. Er ruft die Furien zu dem letzten, schrecklichen Schauspiel, welches sie vorbereitet haben, zu dem Brudermord, welchen die liebende Schwester an dem geliebten Bruder begehen muß. Ihr aber bringt er nur inniges Mitleid entgegen, sie soll nicht weinen, sie ist unschuldig. Er trägt ihr keinen Groll nach wegen der That, welche das Verhängnis ihr an ihm zu vollbringen auferlegt, er hat nichts auf Erden so sehr geliebt, wie er sie lieben könnte, der Tod, welchen sie ihm geben wird, ist die größte Wohlthat, welche sie ihm erweisen kann. Der furchtbaren Erregung, den stürmisch wechselnden Gefühlen, welche in seinem Innern auf und ab wogen, vermag seine körperliche Kraft nicht zu widerstehen, er sinkt in Ohnmacht. Auch Iphigenie fühlt sich zu schwach, diesen Verwicklungen gegenüber, sie bedarf eines starken, männlichen Armes und geht, um Pylades „den teuren Mann" aufzusuchen. Die Ohnmacht übt auf Orest eine wohlthätige Wirkung aus. Die Gewissensqual hat sich mit seinen Kräften erschöpft. Da er aus seiner Erschöpfung erwacht, fühlt er sich erquickt. Die finsteren Vorstellungen haben ihre Macht verloren, die Hoffnung ist in sein Herz eingezogen, aber diese Hoffnung knüpft sich für ihn immer noch nur an den Gedanken, daß für ihn der Kampf und die Leiden des Lebens nur mit diesem Leben selbst zu Ende sein werden; noch immer erscheint ihm die Versöhnung nur als eine jenseits des Todes mögliche. Er fühlt sich beschwichtigt, die innere Qual hat ihn verlassen, er kann sich dies nur aus dem Tode erklären. Die Versöhnung tritt zu ihm als Traum, als Vision. Er sieht die schlimmen Ahnherren Atreus und Thyestes versöhnt in freundlichem Gespräch; die Knaben springen fröhlich um sie her. Auch er kann hoffen, eine freundliche Aufnahme zu finden, und begrüßt sie freudig. Auch den Vater sieht er mit der Mutter vertraulich einhergehen, und so darf er hoffen, daß auch die Mutter ihm vergeben hat. Das Geschlecht des Tantalus, auf Erden verflucht, hat seine Freuden jenseits des Grabes und herzlich heißen ihn die Ahnherren willkommen. Auch den Urvater Tantalus möchte er sehen. Aber dieser ist für unsühnbare Frevel durch den Zorn der Götter auch drüben von dem Glücke ausgeschlossen, ihm sind grausame Qualen mit eisernen Ketten aufgeschmiedet. Da

... ..., ... nun v
vollendet. Iphigenie sendet ihr heißes
den Bruder, welchen sie ebenso innig li
göttlichen Bruder, vom Wahnsinn zu bef
daß die Absicht Dianas, in welcher diese
erreicht ist, und daß die Göttin dem B
und der Schwester durch den Bruder hel
äußere Rettung zu ermöglichen, möge si
welcher auf Orest lastet und ihm besonner
unmöglich macht. Allmählich gelangt O
Zureden des Freundes, welcher ihm allei
Leben überzeugen kann, der Schwester, we
äußere Gefahr hinweist, zum Bewußtsein
umgebenden Wirklichkeit. Besinnung und
Zum erstenmal kann er sich mit reiner Fr
wieder gefundenen Schwester freuen; mit be
er sich an die Götter, der Schwester, dem
gnädig das Glück zu erhalten. Er fühlt,
daß er noch zum Lebensglück, zu edeln,
stimmt und aufbewahrt ist. Aber schlimm
zwischen ihnen und der Rettung und bed
Pylades, mit seinem thatkräftigen, nur auf
Sinn, warnt sie daher, sich vorzeitig der
dazu sei es erst Zeit, wenn das Schiff
sicheren Hafen eingelaufen sein wird, jetzt

angebahnt werden wird, so ist sie selbst sich dessen nicht bewußt; sie ist in weibliche Verehrung der männlichen Überlegenheit des Pylades versenkt, dieser ist die Seele ihrer Handlungen geworden. Aber in ihrem Inneren ist ein peinlicher Konflikt ausgebrochen. Das Mittel zur Rettung, welches Pylades rät und welches auch ihre Vernunft als das einzige in der Not des Augenblickes eine Aussicht auf Erfolg bietende anerkennen muß, widerspricht ihrem Herzen, ihrem sittlichen Gefühl. Es ist die Lüge. Wann ist je der Lüge etwas Gutes, etwas Heilsames entsprossen? Während die beiden Freunde, die in einer Bucht am Seeufer mit ihrem Schiff verborgenen Gefährten aufsuchen, soll sie durch kluges Wort, wie Pylades es sie gelehrt hat, das Opfer aufzuschieben suchen. Aber das Wort, welches der kluge Freund beschönigend ein kluges Wort nennt, verdient einen häßlicheren Namen, es ist ein falsches Wort und sie hat es nie gelernt, zu täuschen und jemandem etwas durch List und Falschheit abzugewinnen. „O weh der Lüge!“ ruft sie, „sie befreit nicht, wie jedes andere wahrgesprochene Wort, die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt, ein losgedrückter Pfeil, von einem Gott gewendet und versagend, sich zurück und trifft den Schützen.“ — Sie ist der Überzeugung, daß die Lüge nicht die ersehnte Rettung bringen kann und überdies noch von der peinlichen Angst gequält, Orest könne, wenn er den geheiligten Bezirk des Tempels Dianens verlassen, wieder von den Furien ergriffen werden, das Schiff mit den versteckten Gefährten könne entdeckt sein, und so ist sie in furchtbarer Aufregung, da sie Arkas als Boten des Königs, und mit ihm die Entscheidung sich nahen sieht. „Ihre Seele trübt sich, da sie den Mann erblickt, dem sie mit falschem Wort begegnen soll.“ Arkas Benehmen gegen sie ist jetzt ein anderes, als es bei ihrem ersten Zusammentreffen war; er zürnt ihr wegen ihrer ablehnenden Haltung gegen den König, und weit entfernt von dem warmen Wohlwollen in jener ersten Scene spricht er jetzt kalt und trocken den Befehl des Königs aus: „Beschleunige das Opfer, Priesterin, der König wartet und es harrt das Volk.“ Wie Pylades ihr geraten hat, erklärt Iphigenie, einer der Fremden, welchen eine schwere Blutschuld drücke, sei in dem Tempel von

muntigem Zureden zugänglich gefunden
gegen sie wieder wärmer und wohlwol
kommt er auf die Werbung des Königs
ihren Reden, daß beide Recht und beide
Widerstreit zwischen ihnen ein nicht ausz

Arkas. O könnt' ich ihm noch eine
Die alles löste, was uns je
Denn du hast nicht des Tre
Iphigenie. Was ich vermocht, das hab'
Arkas. Noch änderst du den Sinn
Iphigenie. Das steht nun einmal nicht
Arkas. Du hältst unmöglich, was d
Iphigenie. Dir scheint es möglich, weil
Arkas. Willst du denn alles so gela
Iphigenie. Ich hab' es in der Götter H
Arkas. Sie pflegen Menschen mensch
Iphigenie. Auf ihren Fingerzeig kommt

In ihrer Hand allein, versichert ihr
sal der Fremden, welchen nur der Zorn des
nicht der Wille des Heeres, oder des Volke
schaffung des blutigen Brauchs schon aus G
ist; sie solle die Fortdauer des Reichs der
Tauris gegründet, nicht wieder selbst zers
Iphigenie von dem

erwerben will, denn dadurch hört jede Wohlthat auf, eine Wohlthat zu sein. Arkas ist nicht überzeugt und hält alles, was sie vorbringt, nur für einen Vorwand, den Mangel an Neigung zu verdecken, aber er sieht ein, daß alles Bemühen, sie in ihrem Entschluß wankend zu machen, vergeblich ist und geht, um dem König das dem Opfer entgegentretende Hindernis zu melden. Iphigenie bleibt in dem furchtbarsten Seelenkampfe zurück. Sie hatte in der unendlichen Freude über den wiedergefundenen Bruder alle anderen Grundlagen und Bedingungen ihrer Existenz, wie diese sich einmal durch den Willen der Göttin in Tauris herausgebildet hatte, vollständig vergessen. Jetzt hat ihr die Stimme des treuen Mannes in das Gedächtnis zurückgerufen, daß auch hier edle Menschen leben und ihr Herz empört sich nun noch lebhafter dagegen, an diesen Menschen Trug und Falschheit zu üben. Der Widerstreit in ihrem Innern wird immer lebhafter erregt; soeben hat sie aus Arkas Munde die edelsten und erhabensten Beweggründe gehört, welche sie bestimmen wollen, in Tauris zu bleiben und damit nur ihre heilige Pflicht gegen ein Land zu erfüllen, welches ihr Rettung und Gastfreundschaft geboten hat. Jetzt naht Pylades und ruft zur Flucht. Zuerst meldet er, daß Orest, vollständig genesen, auch auf ungeweihtem Boden keinen Angriff der Furien mehr erfahren hat, daß sein Herz nur in dem einzigen freudigen Gedanken schlägt, seine Schwester, welche den furchtbaren Fluch von ihm genommen, und seinen Freund zu retten. Sie haben auch die versteckten Freunde gefunden, welche ungeduldig den gerade günstig wehenden Wind zu benützen, antreiben. Er sei jetzt nur gekommen, das Bild der Göttin zu holen, um Apollos Orakel zu erfüllen. Iphigenie gesteht ihm, daß sie sich nicht hatte entschließen können, ihr Recht als Priesterin als Hülle für Lug und Trug zu benützen, und daß sie durch ihr dem Boten des Königs verpfändetes Wort verpflichtet sei, die Ceremonie zu verschieben und dessen Rückkehr abzuwarten. Zwar macht ihr Pylades über ihre übertriebene Gewissenhaftigkeit keine Vorwürfe, aber er sieht bedauernd voraus, daß sie durch ihre Sorge, ihre ideale Seelenreinheit um jeden Preis unbefleckt zu erhalten, sich selbst und sie alle in das Verderben stürzen werde und macht es sich selbst zum Vorwurf, daß er ihr nicht auch für diesen

dem König gegenüber, wenn er kommt,
schnellste mit dem heiligen Bilde, welches
unwürdigen Volke entziehen müßte, fl
ehe sie die von ihm gestellte Bedingung
Schwester, erfüllen konnten, sein Versprec
jetzt geheilt. In seiner Begeisterung n
freiung schon als vollbracht ansehend, da
bei der Heimfahrt günstig sein mögen,
und Segen über die so lange unselige S
Hauses treten, und es klingt wie ein unw
nis, wenn er zu Iphigenien sagt: „Du
schmückest neu die deinen mit frischen Leb
Berauscht von dem freundlichen Lebensbild
hat, fühlt sie sich seiner Gewalt demütig
die himmlische Kraft der Liebe, welche alles
keit ihre Schrecken nimmt. Pylades will j
wartenden Orest beruhigen und dann zurüc
ihr Zeichen zum Handeln bereit zu sein. D
streit in ihr zurück, und der Gegensatz st
Wechselreden zwischen ihr und Pylades fas
vorher in den Scenen mit Arkas. Sie fü
Gefahr, aber vor dem strafenden Bewußtsei
wird, wenn sie den König hintergeht; der
opfern, aber ihr selbst hat er immer nur
stand, in welchem ...

sie den einzigen möglichen Weg, auf welchem der Bruder und der Freund gerettet werden können, durch eine übermenschliche, unnatürliche Gewissenhaftigkeit versperrt und diese dadurch dem sichern Tode entgegenführt, setzt sie sich einem viel härteren Vorwurf aus. Iphigenie kann sich an den Gedanken nicht gewöhnen, daß sie einem Mann, welcher ihr früher nur Gutes gethan hat, auf solche schlimme Weise lohnen soll. Sie ahnt noch nicht, daß dies auch gar nicht notwendig ist, daß die Sache gar nicht so liegt, daß ihr das Dilemma gestellt wäre, entweder sich und die Geliebten zu Grunde zu richten oder den König zu betrügen, daß es noch einen anderen Weg giebt, um beide Pflichten, die ihr obliegen, zu erfüllen, die Rettung zu bewerkstelligen und die Wahrheit gegen ihren Wohlthäter nicht zu verletzen. Pylades kann ihr nur noch einmal vor die Seele führen, daß sie der Notwendigkeit vergebens widerstrebt und geht, um das Bild der Göttin von ihr zu erhalten. So soll sie ihren Seelenfrieden für die Rettung der Ihrigen opfern. So soll denn ihr Geschlecht auf ewig verflucht bleiben? So war es eine Täuschung, als sie einst wähnte, von den Göttern dazu auserkoren zu sein, das befleckte Haus mit heiliger, reiner Hand zu entsühnen? Sie soll hinterlistig das ihr anvertraute heilige Götterbild rauben und den Mann betrügen, dem sie die Erhaltung ihres eigenen Lebens dankt? Der Fluch ihres Hauses ergreift auch sie, in ihrer Brust steigt auch der alte schreckliche Haß der Titanen, von denen sie abstammt, gegen die Götter, welche sie bis jetzt verehrt hat, und in unnennbarer Seelenangst schreit sie auf: Rettet mich und rettet Euer Bild in meiner Seele, Ihr Götter! Das alte Lied, das grauenvolle, welches die Parzen bei dem Sturze ihres Freundes Tantalus, des Götterlieblings sangen, welches sie oft als Kind von ihrer Amme gehört hat, tritt jetzt unwillkürlich und unwiderstehlich auf ihre Lippen:

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen,
Und können sie brauchen
Wie's ihnen gefällt.

So stürzen die Gäst
Geschmäht und gesch
In nächtliche Tiefen
Und harren vergeben
Im Finstern gebund
Gerechten Gerichtes.

Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
An goldenen Tischen.
Sie schreiten vom Be
Zu Bergen hinüber:
Aus Schlünden der T
Dampft ihnen der At
Erstickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen
Ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrsch
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechte
Und meiden, im Enkel
Die ehmals geliebten
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu sehn.

Soll auch sie sich zu diesem finstern Gl
die Fügungen ihres eigenen Lebens bis j
schienen? Am Anfang des fünften A

er es von ihnen gewohnt ist, anzugreifen. Wir hören aus seinem Selbstgespräch, daß er tief unwillig gegen Iphigenie ist, welche, durch seine Nachsicht verwöhnt und ermutigt, ihm mit Ungehorsam und Betrug entgegentritt. Jetzt, da diese dem König, ihrem Wohlthäter, persönlich entgegentreten muß, steigert sich ihr Seelenkampf aufs höchste. Wie diese beiden sich hier jetzt gegenüberstehen, so liegt auf jeder Seite Recht und Unrecht. Sie hat ein heiliges Recht, Schonung und Entlassung der Fremden zu verlangen, sowie auch ihre eigene Entsendung in die Heimat, da die Götter sie berufen haben, ihr väterliches Haus zu entsühnen und neu zu begründen. Schon früher war das Recht, welches Thoas auf sie zu haben behauptete, kein vollkommen begründetes, denn Liebe darf nicht erzwungen werden, sondern muß eine aus eigenem, freiem Antrieb geschenkte Gabe sein, es war nur ein subjektives Recht, ein durch sittliche Motive begründeter Wunsch. So lange Iphigeniens Sehnsucht, heimzukehren, sich auch nur als ein solcher subjektiver Wunsch darstellte, so lange konnte man den König entschuldigen, daß er zornig über seine fruchtlose Werbung war, jetzt aber, da das immer noch nur subjektive Recht des Königs dem objektiv gewordenen Recht Iphigeniens gegenüber keine Geltung mehr beanspruchen kann, ohne den Charakter einer unsittlichen Leidenschaft anzunehmen, jetzt kann die Wiedereinführung der Fremdenopferung, das Festhalten der Iphigenie auf keine Weise mehr entschuldigt werden. Sachlich hat also Iphigenie das Recht vollständig auf ihrer Seite, aber nicht in dem Wege, auf welchem sie es geltend machen will. Sie will das Recht durch das Mittel des Unrechts erreichen, durch Betrug und Hinterlist gegen den König, dessen unbestreitbares Recht ist, Wahrheit und Ehrlichkeit von ihr zu verlangen. So trennt sie kein wahrer, sondern nur ein scheinbarer Streit, für welchen es eine Ausgleichung geben muß, da das Recht Iphigeniens nur die Sache selbst, was geschehen soll, das Recht des Königs nur die Form, wie es geschehen soll, betrifft. Die letztere kann das Recht in der ersteren nicht aufheben, nicht einmal beschränken. Und die Ausgleichung dieser Gegensätze, und zwar auf der Grundlage der Ausführung dessen, wozu Iphigenie berufen ist, ohne daß die Wahrheit dabei verletzt wird, ja, gerade

doch etwa das Leben ihrer Teuren du
auf das Spiel setze, die Furcht vor dieser
Diese Gefahr ist nur eine scheinbare, I
schiedenes Bekennen der Wahrheit den
Bundesgenossen berauben und zugleich ih
Schutz der heiligen Wahrheit stellen. A
seinem Rechte fest und sucht auch für sei
winkel, indem jeder das Unrecht des a
erste Zusammentreffen ist spröde, schroff
die Verzögerung des Opfers zu begründe
Arkas gegebene Erklärung und fügt hinz
König diesen Aufschub gegeben, damit er
samen Befehl überlegen könne. Mit Bi
ohne Berechtigung erwidert der König, da
als den Willen der Gottheit ausgiebt, doch
Wunsch ist. Auf seinen Vorwurf der U
sich selbst wird sie leidenschaftlich erregt
Vorwurf entgegen, er handle nur im Inte
Entschluß verhärteten Herzens. Thoas,
griff ausweichend, tadelt die für eine Prie
schaftliche Erregung, worauf sie mit dem
König habe früher, da ihn nicht Leidensch
verehrt, jetzt, ein Raub der Leidenschaft, w
gebieten, da sie doch, seitdem sie sich ihm
zu erkennen gegeben hat, doch noch auf

Einwand kann Thoas nicht zurückweisen und nur damit erwidern, daß aus Iphigenie nur die persönliche Teilnahme rede, welche sie gerade an diesen Gefangenen nehme und daß er mit der Bitterkeit dieses Vorwurfs die drohende Warnung verbindet, man solle den Mächtigen nicht reizen. Iphigenie vertritt mit einer ihr von der Erinnerung an die eigene Errettung eingegebenen Beredtsamkeit das Gebot des Erbarmens gegen Fremde. Thoas wiederholt die Verteidigung durch Berufung auf das alte Gesetz. Iphigenie, welche durch die reinere, mildere Götterverehrung, in welcher sie aufgewachsen ist, und durch ihr von dem blutigen Opferdienst des Königs gefährdetes höchstes Interesse diesen für unberechtigt hält, sieht darin nur den Vorwand zur Vergewaltigung eines schwachen Weibes; das Bewußtsein der Würde des Weibes, das freigeboren ist, wie der Mann, erwacht in ihrer Brust. Agamemnons Sohn, sagt sie, könnte sein Recht mit dem Schwerte in der Hand verteidigen, sie hat nur Worte, aber „es ziemt dem edlen Mann, der Frauen Wort zu achten". Da Thoas sich selbst bewußt sein kann, daß er der Schwester Wort höher schätzt, als des Bruders Schwert, so sehen wir in diesen Worten Iphigeniens eine versöhnende Lösung sich schon vorbereiten. Zwar für's erste betritt Iphigenie immer noch nicht den einzigen, ihrer und des Königs würdigen Weg der unbedingten reinen Wahrheit. Der kalten Unerschütterlichkeit des Thoas gegenüber versucht sie, sich selbst ihre Hinterlist gegen ihn dadurch erträglich zu machen, daß sie ihm gesteht, ohne zu gestehen. „Kein kluger Streiter hält den Feind gering." Die Natur hat auch den Schwachen nicht ohne Hilfe gegen Trotz und Härte gelassen; sie verlieh ihm Freude an der List, sie lehrte ihn Künste, bald weicht er aus, verspätet und umgeht. Ja, der Gewaltige verdient, daß man sie übt. Sie will sich selbst überreden, es sei nichts Unrechtes, wenn sie List anwendet, ohne daß sie zugesteht, List anzuwenden; sie will eben mit dieser Zweideutigkeit die Wahrheit aussprechen und zugleich verhindern, daß er es merke, wie sie eigentlich List gegen ihn übt. Aber ein solcher Versuch, wahr zu sein, aber nicht offen, kann nicht gelingen. Thoas ist ihr aber nicht nur ein Gewaltiger, sie kann immer nicht vergessen, daß er auch ihr Wohlthäter ist. Auch weiß er mehr von dem, was vor-

... Seele nicht entstehen konnte,
erschüttert, als der König ihr ebenso wahr
daß sie mit diesen Worten ihr eigenes L
sie wird immer mehr zum Rechten hinge
der ablehnenden Haltung des Königs ihr
er achten sollte, versagen. Der König d
scheidung, indem er, ihren leidenschaftli
fangenen bemerkend, sie fragt, wer sie sei
daß es Griechen sind. Da jetzt Thoas r
keit ihre Sehnsucht nach der jetzt durch di
machten Heimkehr als einzigen Grund i
wendung für ein mildes Verfahren bezeich
Wahrheit nicht mehr zurückhalten, ihre edl
über alle Bedenken. Ihre ängstliche Scheu
nis doch am Ende den Geliebten Unheil z
sie überläßt dies den Göttern, welche, wen
man sie preist, auch die Wahrheit, welche s
Gefahr offen bekennt, an ihr verherrlichen
sein zwischen ihr und Thoas. Sie gesteh
trug, sie erklärt den ganzen Zusammenhang
Orest, den letzten Sprößling aus dem S
welchen die Götter zur Rettung und zur L
Heils berufen haben, verderben, wenn er d
daß sie sich überwindet und die Wahrheit
Königs ist es, daß er sich nur so . nur h..

geboren unter jedem Himmel, dem des Lebens Quelle durch den Busen frei und ungehindert fließt.“ Eine bittere Qual muß es für Iphigenie sein, den König eine Zeitlang in finsteres, schweigendes Sinnen versunken zu sehen und so fürchten zu müssen, durch ihre Offenherzigkeit die Geliebten in das Verderben gestürzt zu haben. Aber sie hat schon mit jenen Worten den Sieg über den König errungen, welchem nur noch die schwache Waffe des Zweifels an der Echtheit der Fremden zur Verteidigung seines Standpunktes bleibt. Ermutigt, weil sie die verdächtigte Wahrheit zu verteidigen hat, entgegnet sie kühn, daß jene keine Betrüger sind und fordert ihn auf, wenn sie es wären, an ihnen und an ihr selbst, die ihnen leichtfertig geglaubt, die grausamste Rache zu vollziehen. Wenn es aber der geliebte Bruder ist, so möge auch der König sie mit reiner Hand und mit reinem Herzen hinüberziehen und ihr väterliches Haus entsühnen lassen; so erfülle er königlich sein Versprechen, das er doch gewiß nicht nur zum Schein gegeben hat, um die Bittende zu entfernen. Diesem berechtigten Flehen stellt sich in Thoas nur noch der Zorn entgegen, welchem auch mächtige Begründung nicht fehlt, welcher also darum erst noch ganz weichen muß. Aber der Gewalt ihres erneuten Flehens kann Thoas nicht mehr widerstehen. Hat doch der besänftigende Einfluß ihrer holden Stimme schon so oft seinen Zorn besänftigt. Aber er möchte das Gute, das er thun muß, noch verschieben und hat das Recht, zu verlangen, daß Orest ihn selbst um die Entlassung bitte. Darin liegt noch eine Gefahr. Wird nicht Orest durch Ungestüm oder Trotz das Gewonnene wieder gefährden und wird, wenn er bittet, die Stimme des Fremden bei Thoas denselben Einfluß haben, wie die Iphigeniens, an welche er seit langen Jahren gewöhnt ist? Schon naht Orest selbst, dessen thätiger Eifer zeigt, daß er die Kraft zum Handeln wiedergewonnen hat. Er hat das bloße Schwert in der Hand. Das kann der König in seiner Gegenwart nicht dulden. Iphigenie schreitet vermittelnd und besänftigend ein. Der Bruder soll in dem König ihren zweiten Vater ehren; ihr kindliches Herz hat ihm alles entdeckt; ob er die Rückkehr freundlich gewähren werde, darauf kann sie nicht antworten, so lange in Orestes Hand das Schwert feindselig blinkt. Orest kann dieser

[illegible] Iphigenie nicht diesen
Thoas zur Gerechtigkeit aufruft und von
Besonnenheit als Voraussetzung einer ve
verlangt. Die erste berechtigte Forderun
Orest sich über seine Persönlichkeit auswei
erbieten, durch Gottesurteil mit dem Schn
die Besten des scythischen Heeres seine Wa
Wenn die alte Sitte den Fremden dieses
soll der König, sein Volk zu edler Sitte e
jetzt beginnen lassen. „Nachahmend heilig
edle That der Herrscher zum Gesetz.“ C
dieser großartigen Auffassung der Aufgabe
Herrschers als vollkommen genesen, als g
Bewußtsein seiner selbst zurückgekehrt.
glänzender durch seine Absicht, diesem Ka
gemeinere Bedeutung zu geben; er solle
Einzelnen, Freiheit bringen, sondern von il
alle Fremden gefochten werden. Dadurch
würdiger Bruder Iphigeniens, welche am Schl
nur in weiblich milderer Gestaltung auf
Schon halb überzeugt, bewilligt Thoas sein
Einwilligung die alte grause Sitte aufgebe
selbst im Kampfe gegenüberstellen. Aber es
Beweises, wie der harte Sinn der Männer
keines Kampfes, den auch Iphigenie verwei

übermütig für das edlere, überlegene Volk haltend und erklärend, das heilige Götterbild den desselben gleichsam unwürdigen Barbaren entführen wollen. Aber diese Absicht war nur aus einer mißverständlichen Auslegung des Orakels Apollos entstanden und Orestes vollständige geistige Genesung bewährt sich noch einmal glänzend, indem er den wahren Sinn jener geheimnisvollen Worte jetzt klar erkennt und so das letzte Hindernis einer friedlichen Ausgleichung aus dem Wege räumt. Unter der Schwester, deren Heimführung nach Griechenland ihm als Bedingung seiner Entsühnung aufgelegt worden war, war nicht Apollos Schwester, Diana, sondern seine eigene, Iphigenie, verstanden gewesen. Durch das Aussprechen dieses Mißverständnisses erkennt Orest die letzten Worte des Königs für berechtigt an und huldigt seiner Schwester als der von den Göttern berufenen Entsühnerin seines so lang unseligen Hauses. Er, der vorher nur an die Lösung des Knotens durch das Schwert dachte, kann sich jetzt mit der Bitte an den König wenden, er möge der Erfüllung des Willens der Götter kein Hindernis in den Weg legen, er möge sein Recht an Iphigenien dem näheren, heiligeren des Bruders opfern und auf diese Weise seine Dankbarkeit für den Segen, welchen Iphigenie in so reichem Maße über ihn und sein Land gebracht hat, erweisen. Er ist der Gewährung seiner Bitte gewiß und spricht mit der Klarheit des sittlichen Bewußtseins die Bedeutung der ganzen wunderbaren Handlung aus: „Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm, wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele beschämt und reines, kindliches Vertrauen zu einem edlen Manne wird belohnt.“ Iphigenie vollendet das durch ihre Seelenreinheit und durch die in ihr sich äußernde, weltbesiegende Macht der Wahrheit zum Erfolge geführte Werk. Sie erinnert Thoas sanft an sein ihr gegebenes Wort, sanft fleht sie ihn an, sich durch diese Worte aus einem treuen, ehrlichen Munde bewegen zu lassen, ein Opfer zu bringen wie es die Götter nur selten und nur edel und groß denkenden Menschen auferlegen. Versagen kann er es nicht, er solle das Verdienst seiner Großmut nicht durch Verzögerung verkleinern. Ruhig gefaßt, aber ungern, der Notwendigkeit weichend, zu einer, wie er glaubt, ewigen Trennung, heißt er sie kurz und unwirsch gehen. Aber in dieser

ewig teuer, wie ein Vater, und an dem
der zu ihr kommt, will sie diese Liebe
weisen. Erst, wenn Thoas ihr zum Pfan
die Rechte reicht, werden sie mit milde
Die Stimme Iphigeniens, welche so oft b
gewirkt hat, ist auch jetzt unwiderstehlich
welchen er über ihren Verlust empfindet
religiöse Heiligung, indem er ihr freundl
ist aller Unheil verkündende Zwiespalt ausg
welche aus äußeren Umständen und aus in
gebildet hatten, haben sich in reine, sittli
So hat die Wahrheit und die Liebe, welche
schönen weiblichen Seele offenbart hat, den
alle aus Mangel an Vertrauen in die himm
Macht der Liebe und der Wahrheit entsprin
vongetragen. Der Segen, welchen sie den
mittelbar Beteiligten bringt, hat sich ausge
Das Göttliche hat sich in einer edeln,
offenbart.

Klärchen.

Auch Goethes Egmont ist, wie seine m
in ununterbrochener stetig fortgesetzter Arbe
allmählich in verschiedenen Absätzen in oft
den Perioden ...

und auf welche er in seiner Korrespondenz mit den Weimaraner Freunden vielfach Bezug nimmt. „Egmont, schreibt er einmal, ist in Arbeit, und ich hoffe, er wird geraten. Wenigstens habe ich immer unter dem Machen Symptome gehabt, die mich nicht betrogen haben. Es ist recht sonderbar, daß ich so oft bin abgehalten worden, das Stück zu endigen, und daß es nun in Rom fertig werden soll. Der erste Akt ist in's Reine und zur Reife; es sind ganze Scenen im Stücke, an denen ich nicht zu rühren brauche." Ungefähr drei Wochen später schreibt er: „Egmont rückt zu Ende, der vierte Akt ist so gut wie fertig. Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück schreibe. Möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen!" Und endlich wieder ungefähr nach 12 Tagen: „Egmont ist fertig und wird zu Ende dieses Monats abgehen können. Alsdann erwarte ich mit Schmerzen Euer Urteil." Erst nach zwei Monaten erfolgte ein solches in günstigem Sinn, worauf er hocherfreut schreibt: „Die Aufnahme meines Egmonts macht mich glücklich und ich hoffe, er soll beim Wiederlesen nichts verlieren, denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und daß sich das nicht auf einmal herauslesen läßt. Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüts nie zustande gebracht hätte. Man denke, was das sagen will: ein Werk vornehmen, das zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben." Aber trotzdem Goethe das Stück nicht „umgeschrieben" zu haben glaubte, so sind doch in demselben deutlich die beiden verschiedenen Richtungen zu erkennen, in welchen die dramatische Dichtung Goethes sich einerseits in der Zeit, da er das Stück begann und andererseits in jener, da er es beendete, sich bewegte. In der ersten Periode seiner Thätigkeit als dramatischer Dichter, welche sich vor allem charakteristisch in seinem Götz von Berlichingen darstellt, war er besonders bestrebt, ein reiches Gemälde des äußeren Lebens zu geben; in der zweiten, welche sich am vollendetsten im Tasso und in der Iphigenie zum Ausdruck gebracht findet, ist sein Augenmerk weniger auf eine mannigfaltige Handlung, als vielmehr auf die Darstellung des innern Lebens seiner Personen gerichtet. In seiner ersten Anlage bewegt sich Egmont in jener Richtung, während die spätere Rich-

Kampf der Niederländer für ihre poli
gegen die Tyrannei des spanischen Köni
Egmonts als einen unheilbaren Riß zu
den Beherrschten darzustellen, so daß
Leben und Tod gegen die Tyrannei, w
gossen hatte, erheben mußten und sic
strengungen und Opfern ihre Freiheit
aus dem auf dem Schafotte vergossene
geblüht zu sein schien. Im Laufe de
Dichter, ohne Zweifel infolge der sich jet
Richtung, vorzugsweise das innere Leben
darzustellen, von dem Liebesverhältnis z
chen so angezogen und gefesselt, daß d
Ganzen wurde. Doch war die Idee, we
Grunde lag, zu fest hineingearbeitet worde
gelassen zu werden, und um dieselbe zun
sich Goethe veranlaßt, am Schlusse jen
welche Schiller mit Recht als opernhaf
Egmont das Todesurteil verkündigt wor
die ihm von Ferdinand, dem Sohne Alb
daß an keine Rettung für ihn zu denke
Seelenstärke wieder gewonnen, nachdem
Bewunderung des Jünglings mit der We
gleichsam wieder ausgesöhnt hat, verfällt

spruch, wohl aber die Darstellung des Traumes in einer außerhalb des Träumenden, wie hier, den Zuschauern sichtbaren Gestaltung.

Wenn man aber die Erscheinung der Freiheit wirklich als Vision auffassen will, welche in ihrem gespenstischen Wesen auch von dem Schlafenden wahrgenommen werden kann, so ist eine solche Erscheinung hier weder in dem Charakter der Personen, noch der Zeit begründet, und was uns im Hamlet, im Macbeth ganz geeignet erscheint, weil es in vollkommener Übereinstimmung mit den Anschauungen der Personen und der Zeit steht, muß beim Egmont als ganz unbegründet und im Widerspruch mit allen übrigen Verhältnissen erscheinen.*) Aber so sehr sich auch die Richtung des Dichters in der langen Zeit, welche zwischen dem ersten unvollständigen Entwurf dieses Dramas und der endlichen Vollendung desselben liegt, verändert hat, die Spuren, daß wir es in der ursprünglichen Gestalt mit einem frühen Jugendwerk zu thun haben, konnten nicht verwischt werden und bleiben trotz aller späteren Bearbeitungen, namentlich in den Charakteren der beiden Hauptpersonen, des Helden und seiner Geliebten, deutlich sichtbar. Goethe nennt in einem Briefe an Frau von Stein ausdrücklich Egmont unter den Helden, in welchen er in der ihm eigenen Weise einen Teil seines Wesens gleichsam hineingedichtet hat: „Wenn unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, wie du willst, giebt es aber am Ende für nichts, als was es ist, so geht es hin, und das Publikum nimmt insofern Anteil daran, als die Existenz des Verfassers reich oder arm, merkwürdig oder schaal ist, und das Märchen bleibt auf sich beruhen.“ — Wir werden also in dem glänzenden, mit allen Gaben des Geistes und des Körpers ausgerüsteten und alle Herzen durch seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit gewinnenden Helden ein lebendiges Spiegelbild des Jünglings Goethe wiedererkennen, wie er sich in seiner Frankfurter Periode darstellt. Adolf Stahr sagt: „Egmont ist das treue Abbild dessen, was Wolfgang Goethe in ähnlichen Verhältnissen als Fürst geboren, gewesen sein würde. Sein ganzes Wesen, wie das seines Helden, war darauf

*) Siehe: Kurz, deutsche Litteraturgeschichte III, 401.

schwer haben büßen müssen, nicht ohn
Ebenso deutlich werden wir in der A
das Verhältnis Klärchens zu Egmont u
darstellt, eine Frucht von Goethes eigen
war es gewohnt, daß alle Mädchen,
zärtlichen Verhältnissen gestanden hatte,
zu ihm aufblickten und ihn mit grenz
weit über ihnen stehendes, vollkommen
Frankfurterin Lilli (Anna Elisabeth S
welche Goethes Eitelkeit in dieser Bez
Lektion gab. So nun auch Klärchen.
vollkommen, es erscheint ihr als ein
sie liebt, daß er der Ihrige geworden i
digen Unterordnung, in dieser gänzliche
der Hauptcharakterzug ihres Wesens. A
Volksscenen das Kolorit der Zeit und des
Volkes getroffen hat, Klärchens Wesen i
bemerkt, nicht das eines niederländischen
Jahrhunderts, sie ist ein deutsches Mäd
zeit. Sehr fein begründet dies Stah
Charakteristik jeder katholische Zug fehlt,
der katholischen Religion aufgezogen ist,
Unglück, ein Gedanke an die Madonna
steigt, daß sie auch kein Interesse für di

konnte sie nur verziehen, gab ihr alle ihre Launen nach und ließ ihr in allem ihren Willen. So hatte sich in ihr schon in früher Jugend ein aus wildem Ungestüm, erregter Leidenschaftlichkeit und stiller, in sich versunkenen Beschaulichkeit zusammengesetztes Wesen herausgebildet, wie es sich in ihrem Liede ausspricht: „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein; langen und bangen in schwebender Pein; himmelhoch jauchzend zum Tode betrübt; glücklich allein ist die Seele, die liebt.“ Aber ihr Leiblied nennt sie ein anderes, in welchem eine hinaus in das Freie strebende, für ein zartes, schwärmerisches Mädchen wenig angemessen erscheinende Lust am Getümmel des Krieges sich mutwillig ausspricht:

Die Trommel gerühret!
Das Pfeifchen gespielt!
Mein Liebster gewaffnet
Dem Haufen befiehlt,
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regieret.
Wie klopft mir das Herze!
Wie wallt mir das Blut!
O hätt' ich ein Wämslein
Und Hosen und Hut!

Ich folgt' ihm zum Thor 'naus
Mit mutigem Schritt,
Ging' durch die Provinzen
Ging' überall mit.
Die Feinde schon weichen,
Wir schießen da drein.
Welch Glück sonder gleichen,
Ein Mannsbild zu sein!

Ein Brüsseler Bürgerssohn aus guter Familie, ein sanfter und weicher Jüngling, Fritz Brackenburg, hatte ihr früh seine hingebende Liebe gewidmet, und sie wäre mit ihm für ihr ganzes Leben gut versorgt gewesen. Und es hat auch eine Zeit gegeben, da sie glaubte, daß sich ihre Zukunft so an seiner Seite friedlich und ruhig gestalten werde; sie hat ihm in jenem ersten und einzigen Kusse, den der Unglückliche nicht vergessen kann, das Recht zu der Hoffnung

. . ., ... Mann, „den
um ihre Liebe geworben und glückber
mädchen in die Arme des fürstlichen
Mutter, voll mütterlicher Eitelkeit, ha
geleistet, jetzt aber, da es zu spät ist,
in eine so zweideutige Lage gebracht ;
zwischen Mutter und Tochter charakter
einander so nahe stehenden und doch
Wesen und lassen uns zugleich tief hi
und so weit gekommen ist:

„Klärchen. Ich bin in einer w
so nachdenke, wie es gegangen ist, w
nicht. Und dann darf ich Egmont nu
alles sehr begreiflich, ja wäre mir wei
ist's ein Mann! Alle Provinzen beten
Arm sollte nicht das glücklichste Geschö

Mutter. Wie wird's in der Zu

Klärchen. Ach, ich frage nur, o
mich liebt, ist das eine Frage?

Mutter. Man hat nichts als Herz
Wie das ausgehen wird? Immer So
nicht gut aus! Du hast dich unglückli
gemacht!

Klärchen. Ihr ließet es doch im

Mutter. Leider war ich zu gut.

Klärchen. Wenn er nun öfter die Straße kam, und wir wohl fühlten, daß er um meinetwillen den Weg machte, bemerktet Ihr's nicht selbst mit heimlicher Freude? Rieft Ihr mich ab, wenn ich hinter den Scheiben stand und ihn erwartete?

Mutter. Dachte ich, daß es so weit kommen sollte?

Klärchen. Und wie er uns abends, in den Mantel eingehüllt, bei der Lampe überraschte, wer war geschäftig, ihn zu empfangen, da ich auf meinem Stuhl wie angekettet und staunend sitzen blieb?

Mutter. Und konnte ich fürchten, daß diese unglückliche Liebe das kluge Klärchen so bald hinreißen würde? Ich muß es nun tragen, daß meine Tochter —

Klärchen (mit ausbrechenden Thränen). Mutter! Ihr wollt's nun! Ihr habt Eure Freude, mich zu ängstigen!

Mutter. Weine noch gar! mache mich noch elender durch deine Betrübnis. Ist's mir nicht Kummer genug, daß meine einzige Tochter ein verworfenes Geschöpf ist?

Klärchen. Verworfen! Egmonts Geliebte verworfen? — Welche Fürstin neidete nicht das arme Klärchen um den Platz an seinem Herzen? O Mutter — meine Mutter, so redetet Ihr sonst nicht. Liebe Mutter, seid gut! Das Volk, was das denkt, die Nachbarinnen, was die murmeln. — Diese Stube, dieses kleine Haus ist ein Himmel, seit Egmonts Liebe drin wohnt!"

Die Mutter findet sich auch bald wieder drein, sie fragt Klärchen sogar, ob sie sich nicht für den erwarteten Besuch Egmonts etwas besser anziehen will; ja, man wird unwillkürlich an Frau Martha Schwerdtlein und ihre Praktiken erinnert, wenn Egmont später kommt und diese Mutter zu ihm mit uns widrig und kupplerisch erscheinender Geschäftigkeit sagt: „Gott grüß' Euch, edler Herr! Meine Kleine ist fast vergangen, daß Ihr so lang ausbleibt; sie hat wieder den ganzen Tag von Euch geredet und gesungen."

Diese Mutter ist eben von ganz außerordentlich niedriger Gesinnung, ohne jedes edlere Gefühl, ohne jede Spur eines Gefühls für ihre eigene Würde, welcher Niedrigkeit der hohe Liebesidealismus der Tochter so schroff gegenübertritt, deren bedeutendster Charakterzug, wie Stahr es sehr schön ausdrückt, „das innige Bewußtsein von der Ewigkeit ihrer Liebe, von der Unmöglichkeit, sich ohne diese

.... O ja! es kommt eine
voraus, und überhorcht unsre Erfahrun
schöne Liebe, alles hat ein Ende; und e
Gott dankt, wenn man irgendwo unter

Klärchen (schaudert). Mutter,
den Tod. Daran vorzudenken, ist schrec
Wenn wir müssen — dann — wollen
können — Egmont, ich dich entbehren!
lich, nicht möglich! —"

Wie tritt der hohe, glänzende Herr
mädchen mit seinem treu liebenden Herz
lichen Bewußtsein von der Ewigkeit sei
lichkeit, ohne diese Liebe leben zu könn
war ihm ein freundliches Mittel, um d
seiner Stirne zu bannen, aber jetzt, da i
selbstsüchtige Sorglosigkeit an den Rand
unvermeidlichen Todes gebracht haben, je
zu können und stirbt wirklich ohne Gew
liebliche Wesen, das ihm alles geopfert
vor kurzem ganz unbekannten Kavalier
Worte, mit denen er dies thut: „Ich
wirst sie nicht verachten, weil sie mein n
pfehle, sterb' ich ruhig. Du bist ein edl
den findet, ist geborgen" müssen auf
und Zuschauer einen sehr peinlichen E

gebens ist ihr Versuch, das verzagte Volk mit der Glut ihrer Begeisterung mit sich fortzureißen und zu einer gewaltsamen Befreiung des Mannes aufzuregen, dem sie noch vor kurzem, so wie sie ihn erblickten, zujubelten, für dessen Rettung sich aber jetzt kein Arm erhebt. Nur die beiden Arme, die ihn so oft zärtlich umschlungen haben, sind zur That bereit. Egmonts Haupt soll am Morgen fallen. Das Blutgerüst ist schon aufgerichtet. In furchtbarer Vision sieht sie das gräßliche Schauspiel: „Weh!“ sagt sie zu dem unglücklichen Brackenburg bei der letzten unglückseligen Zusammenkunft, als er sie tröstend darauf hinweisen will, daß die Zukunft noch manchen Tag birgt, daß noch nicht jedes Licht erloschen ist, „Weh! Grausam zerreißest du den Vorhang vor meinem Auge. Ja, er wird grauen, der Tag! vergebens alle Nebel um sich ziehn und wider Willen grauen! Furchtsam schaut der Bürger aus seinem Fenster, die Nacht läßt einen schwarzen Flecken zurück; er schaut, und fürchterlich wächst im Lichte das Mordgerüst. Neu leidend wendet das entweihte Gottesbild sein flehend Auge zum Vater auf. Die Sonne wagt sich nicht hervor; sie will die Stunde nicht bezeichnen, in der er sterben soll. Träge gehn die Zeiger ihren Weg und eine Stunde nach der andern schlägt. Halt! Halt! Nun ist es Zeit! mich scheucht des Morgens Ahnung in das Grab.“ — Und sie stirbt, dem Geliebten im Tode vorausgehend, welcher der ganze Inhalt ihres ganzen Lebens gewesen war! —

Eine vortrefflich charakterisierte Frauengestalt ist die Statthalterin der Niederlande, welche der Dichter uns in zwei Scenen vorführt, Margaretha von Parma, die Schwester des spanischen Königs Philipps II. Schiller hat in seiner Theaterbearbeitung des Egmont diese beiden Scenen weggelassen; es scheint zweifelhaft, ob dieser Strich berechtigt war, denn dieselben sind an sich vortrefflich gearbeitet und geben ein so treffendes Bild der damaligen Zustände und der beginnenden Krisis in den Niederlanden, wie auch von dem Charakter und der Regierungsweise des Königs Philipp, durch welche diese Krisis unvermeidlich wurde, daß wir sie ungern entbehren. Die Regentin ist eine tüchtige, für die Verwaltung von Staatsangelegenheiten hoch begabte Frau. Sie steht an einer verhängnisvollen Stelle, auf welcher ihr die Aufgabe gestellt ist,

Erniedrigung seiner königlichen Gewalt
die immer wachsende Verbreitung der n
waltiger hervortretende Unabhängigkeits
sonders des Adels. Sie erkennt deutlic
zeugung von ihrem staatsklugen Ratge
daß Gewaltmaßregeln die Gefahr eines
würden, und hat versucht, mit Güte un
auch dies ist fehlgeschlagen. Furchtbare
gekommen, in einem weiten Umkreise si
Klöster verwüstet und geplündert worde
lichen Notwendigkeit, diese Ereignisse de
ist nun in aufgeregter Besorgnis, wie d
nachricht aufnehmen werde. Auch nach
läßt uns diese Scene einen tiefen Blick
Art und Weise, wie sie von Egmont
daß ihr lebhaftes Interesse an diesem, ja
sie über sein Benehmen äußert, das, wie
wird, ohne dem Lande zu nützen, in eine
man sehr verwandt mit der Liebe nen
Spricht doch Egmont noch in seinem
Freundschaft, von der er sich gestehen da
Die zweite Scene, in welcher sie vor un
ganz veränderten Stimmung. Der Köni
er den Herzog von Alba mit einem Heer

so verdrießen könnte. Es ist so schön zu herrschen!" — Aber sie ist entschlossen, sie will nicht ertragen, der Schatten einer Herrscherin zu sein, nachdem sie so lange die wirkliche Herrschaft ausgeübt hat. „Und abzudanken? — Ich weiß nicht, wie mein Vater es konnte; aber ich will es auch." Meisterhaft ist die Charakteristik, welche sie vom Herzog Alba und von dessen Haltung im Rate des Königs giebt: „Da sitzt der hohläugige Toledaner mit der ehernen Stirne und dem tiefen Feuerblick, murmelt zwischen den Zähnen von Weibergüte, unzeitigem Nachgeben, und daß Frauen wohl von zugerittenen Pferden sich tragen lassen, selbst aber schlechte Stallmeister sind, und solche Späße, die ich ehemals von den politischen Herren habe mit anhören müssen." Von diesem Manne will sie sich nicht verdrängen lassen, sie will vorher freiwillig gehen. Aber der Schritt wird ihr sehr schwer. „Wer zu herrschen gewohnt ist," sagt sie zu ihrem treuen Machiavell, „wer's hergebracht hat, daß jeden Tag das Schicksal von Tausenden in seiner Hand liegt, steigt vom Throne wie ins Grab. Aber besser so, als einem Gespenste gleich unter den Lebenden bleiben und mit hohlem Ansehn einen Platz behaupten wollen, den ihm ein anderer abgeerbt hat, und nun besitzt und genießt."

Diese Scenen sind von so vollendeter dramatischer Charakteristik und tragen zum Verständnis und zur Vervollständigung des Ganzen so viel bei, daß ihr Wegbleiben demselben nicht zum Vorteil gereicht.

Tasso. Die beiden Leonoren.

Auch Torquato Tasso ist ebensowenig wie Egmont und Faust unmittelbar stetig in einem Zuge nach einander gearbeitet worden, sondern es ist bruchstückweise, und zwar in weit auseinanderliegenden Perioden von Goethes Leben entstanden. Das Stück wurde begonnen, als der Dichter fünf Jahre in Weimar gewesen war, rückte aber damals nur bis zum zweiten Akt vor, wurde von Goethe mit auf seine italienische Reise genommen und sollte, nachdem die Iphigenie aus der prosaischen in die poetische Form umgedichtet worden war, von der Hand des Dichters dieselbe Umformung erhalten. Aber die Arbeit wurde ihm sehr schwer, viel schwerer als bei der Iphigenie, bei welcher er wegen der Beschaffenheit des antiken Stoffs

… und als Dichter bedeutungsvoll
dem er die ersten Scenen des Dramas
sonen, von welchen er die Züge zu sein
hatte, standen jetzt in ganz anderem Ver
sie vollkommen anders als damals. S
1784 der Meinung, welche er auch g
gegenüber ausspricht, daß er das Vorh
denn „das hat zu lange gelegen, und n
Plan, noch der Ton haben mit meiner
Verwandtschaft.“ Er geht sogar in ein
auszusprechen, er würde am liebsten das
und, wenn er diese pessimistische Auffas
bei dem Entschluß stehen bleibt, die Dic
gegenzuführen, so hält er doch an dem A
umgearbeitet werden; was da steht, ist
kann weder so endigen, noch alles verwerf
Äußerungen ist eine Stelle aus einem Br
an Karl August von Sachsen-Weimar:
des Tasso, das Abbate Serassi, und zw
hat. Meine Absicht ist, meinen Geist mi
Schicksalen dieses Dichters zu füllen, um
haben, das mich beschäftigt. Ich wünsche
wo nicht zu endigen, doch weit zu führ
Hätte ich es nicht angefangen, so würde
und ich erinnere mich wohl noch, daß

Und so ist denn dieses wunderbare Seelengemälde, denn, dies ist, sagt der feine Goethekenner Adolph Stahr, Goethes „Schauspiel" Tasso, und kein Drama, auf der Rückreise aus Italien in Florenz der Vollendung entgegengeführt und dann im Sommer und Herbst desselben Jahres in Weimar vollständig beendigt worden, dieses Stück, welches jeder gebildete Deutsche kennt und welches viele auch zu erkennen glauben. Und doch gehört dies Drama, welches durch so manche eigentümliche Reize anziehend wirkt, welches so viel und so gerne gelesen, lieber als auf der Bühne aufführen gesehen wird, durchaus nicht zu den allgemein verstandenen. Wenn wir hier auch vorzugsweise die Frauengestalten des Stückes, die beiden Leonoren, zu betrachten haben, so müssen wir doch, um zu einem genügenden Verständnis derselben zu gelangen, vorher die ganze Anlage des Stückes, die männlichen Charaktere in das Auge fassen und vor allem mit der Zergliederung des Hauptcharakters, des unglücklichen Dichters selbst beginnen. Es ist leicht, die positiven Seiten dieses Charakters zu erkennen. Im ersten Augenblick wird jeder verständige und aufmerksame Leser die Innigkeit und Zartheit seines herrlichen Gemüts, den Reichtum und Schwung seiner herrlichen, überströmenden dichterischen Phantasie erkennen und bewundern. Aber wenn wir, ungeblendet von dem hellen Glanze, welcher das Haupt des gottbegnadeten Dichters umstrahlt, ihn näher in das Auge fassen, können wir uns der Wahrnehmung nicht verschließen, wie diese so glänzend scheinende positive Seite in das Gegenteil umschlägt. Wir erkennen in dem Dichter eine krankhaft zarte Organisation, deren Nerven sämtlich in jedem Augenblick zur höchsten Reizbarkeit geeignet sind, deren Gemütsleben daher bis zum Vergessen des eigenen Selbst gesteigert werden kann und auch gesteigert werden wird, wenn ihn die gewaltigste der menschlichen Leidenschaften, wenn ihn die Liebe ergriffen und ihn der Selbstbeherrschung unfähig macht. Desto gefährlicher und mächtiger wirkt auf ein so beschaffenes Gemüt die Liebe, weil sie durch die ideale Schönheit, welche ihr eigen ist oder welche ihr angeträumt wird, auch da, wo ihr voller Erguß durch Gesetz, Sitte oder sei es wodurch es mag, nicht berechtigt ist, doch sehr leicht dem unter ihrer Herrschaft Stehenden über dieses Recht, über

...,... oder sonst ähnlich entgege
Möglichkeit für den Dichter, diesen Ma
in dem Sturm der Leidenschaft das eige
zuhalten, wenn seine Phantasie durch
Verstand geregelt würde und in demselb
gegen das übermäßige Schwelgen in der
fände. Allerdings sehen wir die Phanta
lange sie ihn nur erst erregt, aber noch nic
beherrscht, fortwährend beschäftigt, die E
gebenden Welt idealisierend zu erklären,
Gabe ist, die Fähigkeit, die ganze Wirkl
aufzufassen, jene Eigenschaft, welche der s
in dem jungen und sich noch recht wil
Goethe entdeckte und als sicherstes Zeichen se
größe begrüßte, diese hat stets ganz bei
hätte die ihn umgebende Welt idealer sei
vielleicht über seine Schwäche hinausgetra
Stellung des modernen Dichters im Gegens
Dichter des klassischen Altertums dadurch
weil die Wirklichkeit, welche ihn umgiebt,
nehmung der Dichter doch immer in erster
ihm sehr selten als eine große und würd
Dichter, welcher stark empfindet, welcher ne
auch eine große Gesinnung besitzt, läßt sich
mag die Zeit noch so klein ...

ist so wenig gewöhnt, ja so unfähig, seine Phantasie durch strenge Zucht zu schulen, um durch sie auch das, was ihn verletzt, zu ertragen und zu verarbeiten, daß sie, anstatt als ein Gegengewicht gegen die überspannte Empfindung zu werden, vielmehr ganz von derselben unterworfen und in ihren Sturm hineingezogen wird, während die Empfindung durch die Phantasie geklärt, gekräftigt und gemäßigt werden sollte. Seine Phantasie ist stets damit beschäftigt, ihm seine Seligkeit und Unseligkeit in den äußersten, übertriebensten Farben auszumalen. Diese Art und Weise ist Tassos Verhängnis geworden. Das traurige Schicksal, welches seine Jugend verfinsterte, hat diesen übermächtigen Einfluß des Gefühls und der Phantasie noch verstärkt, und, wenn er endlich durch die Großmut des Herzogs Alfons von Ferrara ein sicheres Asyl an dessen Hofe erhielt und wenn damit eine günstigere Wendung seines Schicksals begann, so hätte er vielleicht, geblendet und verführt von dem Glanze der ritterlichen Feste, welche ihn bei seinem Eintritte in Ferrara begrüßten und welche ihm eine noch phantastischere Richtung geben mußten, noch früher Besonnenheit und die Herrschaft über sich selbst verloren, wenn er nicht durch das Zusammentreffen mit der Prinzessin auf die gerade ihm vorgezeichnete Bahn hingewiesen worden wäre. Er ist zwar nicht für immer und gänzlich geheilt, er ist nur jenem verderblichen Übergewicht der Phantasie und des Gefühls eine Zeitlang entzogen, indem sich seinem dichterischen Genius in den Ereignissen und Sagen des ersten Kreuzzugs ein Gegenstand, eine Wirklichkeit darstellt, welche seiner romantischen Phantasie und seiner schwärmerischen Empfindung entspricht und ihnen die rechte Nahrung bietet, und so wird er durch diese Begeisterung für eine Wirklichkeit der Vergangenheit angefeuert, dieselbe mit unermüdlicher Liebe in den reizendsten Farben auszumalen, sie ganz über die Wirklichkeit hinauszuheben und in eine ideale Höhe zu entrücken, und diese Töne, welche er da anschlägt, müssen jedes irgendwie empfindsame Gemüt bezaubern und hinreißen. Der scharf und kalt urteilende Antonio wird zwar beim ersten Blick Tassos Schwächen und die Gefahr wohl erkannt haben, welche daraus entstehen kann, wenn man diesen Mann dadurch, daß man ihn verzärtelt, noch weiter auf die abschüssige Bahn treibt, die er

...ausgebildet, in derselben Weise, w...
verzogenen Kindern hervortreten sehen:
bei den kleinen Verdrießlichkeiten und
täglichen Lebens zu beherrschen, welche
schaftliches Temperament gerade durch ...
ders gefährlich werden.

Dem Unglück seiner Jugend, der ...
gegenüber war er stark geblieben, wie
welche oft gemacht wird, daß ein edler
stärksten Schläge des Schicksals die grö...
die glückliche Wendung aber, welche sein
nahme an dem Hof von Ferrara geno...
und Eigenschaften in ihm hervor, aus ...
entwickelt.

Aber so lange er noch an seinem
sind diese Schwächen noch Kleinigkeite...
ziehen eines Gewitters, welches sich mögli...
streuen könnte, er ist vor großen Auss...
durch die Fortdauer und den Einfluß je...
Auffassung des Fürsten und des ihn umg...
mit einzelnen Ausnahmen, wenn er sich
keit hinreißen läßt, was ihm nur zu le...
ziemlich unbefangen und ungetrübt. So
des Stücks, noch ehe er selbst vor uns ...
schildert, ...

indem sie von Tasso eine Schilderung giebt, welche einer bloßen Salon- und Hofdame unmöglich gewesen wäre:

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben giebt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann und zieht uns an,
Mit ihm zu wandeln, Teil an ihm zu nehmen:
Er scheint sich uns zu nah'n und bleibt uns fern;
Er scheint uns anzuseh'n und Geister mögen
An unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen.

Erst, wenn der Fürst zu den beiden Frauen tritt, hören wir aus seinem Munde, aber noch mit wohlwollendem und zart schonendem Ton auch Tassos Schattenseiten zur Sprache bringen, in welchen der einsichtige Beurteiler die Gefahren ahnt, welche dem Dichter von demselben drohen, wenn er es verschmäht, sich selbst zum Manne zu erziehen. Ganz schattenlos durfte sein Bild schon von vorn herein nicht bleiben, da uns sonst sein späteres Schicksal zu peinlich überraschen würde. Aber ebenso dürfen andererseits die Schatten, welche auf sein Wesen fallen, nicht zu tief sein, weil sonst seine Gestalt nicht mehr so viel Anziehungskraft auf uns ausüben könnte, daß wir trotz der späteren Verdunkelung, welche ihn trifft, ihm noch unsere Teilnahme bewahren könnten. So darf die Sanvitale im Anfang noch mit Recht sagen, daß sein Busen völlig und ohne leidenschaftliche Trübung und Entstellung in sich aufnimmt, was die Geschichte ihm reicht und was das Leben ihm giebt, so läßt er die Dinge noch in ihrem angemessenen, richtigen Licht, so erscheinen sie ihm noch in ihrer wahren Gestalt, nicht verzerrt durch Leidenschaft und krankhafte Empfindlichkeit, so ist er noch unbefangen und gerecht genug, um in dem edlen Fürsten noch den Wohlthäter zu erkennen und ihn nicht nur für einen selbstsüchtigen, herab-

er überschreitet damit jenen Zauberkrei
sich halten konnte und verfällt den M
außer sich, wenn er mit dem Leben in
stoß gerät, daß er dasselbe nicht mehr
nachdem er seine Schicksale sittlich verarb
Verarbeitung derselben gelangen kann.
Träumen befangen ist, ist sein Geistesl
in dem wirklichen Leben wandelt, dann
eines sich mehr und mehr verdüsternden
glück tritt ihn gerade an durch ein Gl
Dichtergabe, die ihn zur höchsten Sel
durch den von der schönsten Hand gerei
zu der Befriedigung über sein vollendet
die reinste Neigung des edelsten Wesen
aller Freunde, den Beifall aller edlen
sterblichen Ruhmes hätte bedeuten und
wenn er schon vor diesem Augenblick
Freunden sieht, so offenbart sich zwar d
hochgestimmten Seele, welche eines Reic
nicht bedarf, aber doch zugleich auch ein
weil wir daraus erkennen, daß er den
der Welt, welcher erst seine Erziehung z
geistesfrischen und nicht in sich vereinsam
wird vermeiden wollen. Sowie sein H

stande ist, denselben zu ertragen, daß sein sittlicher Bestand nur so lange gesichert ist, als er im Streben begriffen ist; das Unglück zu ertragen hat er Kraft genug besessen, aber er ist nicht dazu erzogen worden, dem Glück gegenüber Stand zu halten. Und wenn die Prinzessin noch einen Unterschied machen zu müssen glaubt zwischen Tassos Talent, welches er mit bescheidener Ruhe tragen könne, und jenem Lorbeerkranze, welcher wie Sonnenstrahlen ihm das Haupt versengen, so wäre es vielmehr richtiger, wenn man sagen würde, daß er eben sein Talent nicht mehr ruhig ertragen kann, so bald es in die volle Wirklichkeit eingetreten ist. Denn früher war selbst sein Talent, ja, er selbst mit allem, was er vermochte, noch keine Wirklichkeit, sondern nur eine Möglichkeit und so muß denn auch sofort in dem Augenblick, als sein Gedicht für ihn aus dem Zustande des Erstrebten in den der Wirklichkeit übergeht und als vollendete Thatsache vor ihm steht, an welche sich seine äußere Lebensgeschichte schließen will, die Wirklichkeit seines Glückes, damit er es ertragen kann, in eine Fiction, in eine bloße Möglichkeit verwandeln und durch die Phantasie den so herrlich mit dem Lorbeerkranze geschmückten Jüngling gleichsam von sich selbst trennen. Aber wenn er in diesem Augenblick noch in die tiefste Seligkeit versunken, welche ihn sich selbst entrückt, sich in einem entzückenden Paradiesestraum wiegt, in welchem ihm der Held und der Dichter durch ein gleiches Streben neidlos verbunden erscheint, wie muß ihm zu Mute werden, wenn er aus seinem Traume erwacht und statt auf das Heldentum, welches an sich schon Poesie ist, auf den Staatsmann stößt, welcher, durch die Beschaffenheit der Aufgaben, die er im Leben zu erfüllen hat, selbst zu kühlerem Verhalten herabgestimmt, auch bei einem anderen den freieren Aufschwung eines hochgestimmten und leidenschaftlich erregten Gemüts nicht günstig und nachsichtig zu beurteilen in der Stimmung sein wird. Aber so schroff und entschieden feindselig auch Antonio dem Dichter bei ihrem ersten Zusammentreffen gegenübertritt, so liegt doch darin für Tasso die Gefahr nicht, dessen Wesen so bescheiden ist, daß er in dem offenbar absichtlich überschwänglich gesteigerten Lobe, welches Antonio dem Ariosto spendet, die gegen ihn gerichtete Spitze nicht fühlt, sondern darin, daß für

... Staates eingreifenden
kommen anerkannte, doch dieser Seite
welche geeignet war, das dichterische
beunruhigen, abgewandt geblieben. W
wäre bei der Schilderung, welche Ant
öffentlichen Angelegenheiten in Rom gi
schaften den politischen Interessen geg
Momente angesehen werden, so hätte da
des Dichters, das begeisternde Bewußtsei
die in seiner Person zugleich mit angeg
einzutreten, ihm Schutz gegen die An
Staatsmanns gewähren, ja ihm sogar
helfen müssen. Aber er selbst muß in der
Aktes gestehen, daß dies so unerwartet v
gewaltige Bild jener großen, bewegten
regelmäßiger Bewegung ihren Lauf verfol
meister ihn ihr vorschreibt, auf seine reizb
überwältigender Macht gewirkt hat; vor d
spiel versank er gleichsam vor sich selbst,
kurzem sich so klar bewußt zu sein glaubt
gegenseitig für einander leben, fürchtet j
Felsen zu verschwinden, ein Wiederhall, in
Die so in ihm aufgeregte Empfindung d
in dem Gespräche mit Tasso von der si
Selbstbeherrschung, welche ...

schaftsbündnis anknüpfe, und spricht dem Unglücklichen jetzt diesen Wunsch aus, welcher im Augenblick in der Stimmung ist, alles, das Äußerste, ja, das Unmögliche zu vollbringen, wenn sie es vollbracht haben will. Und so trifft er in diesem Taumel des seligsten Glückes, in welchen ihn das so süße Geheimnis, das ihm aus dem sonst so zurückhaltenden Munde der Prinzessin enthüllt worden ist, versetzt hat, zum zweiten Male mit einem Manne zusammen, in dessen Brust sich die Besorgnis eingeschlichen hat, durch den Eindringling sich nach schwerer, mühevoller Arbeit um den gehofften Lohn verkürzt zu sehen, und welcher von dieser Anwandlung eines unedeln und noch dazu nicht begründeten Neides noch nicht zu seinem ihm angeborenen Seelenadel und zu dem unerschütterlich ruhigen Gleichmaß seines Charakters zurückgekehrt ist. Mit überströmendem Ungestüm, nur um der Fürstin ihren Willen zu thun, nicht von seinem eigenen Herzen getrieben, welches ihm vielleicht besser den Weg gezeigt hätte, wirbt Tasso um Antonios Freundschaft, oder vielmehr, will dieselbe förmlich erstürmen; die klare Erkenntnis von dem Werte Antonios, welchen ihm die Prinzessin klar gemacht hat, zeigt uns, daß er wohl die Fähigkeit besitzt, sich an die Stelle einer ihm ganz entgegengesetzten Natur gesetzt zu denken, aber er kann es nur in vorübergehenden Momenten, nicht auf die Dauer. Als sein glühendes Werben kühl, ja sogar schroff und mit verletzender Bitterkeit zurückgewiesen wird, weil der weltkluge Staatsmann hinter all dem mit liebenswürdiger Beredtsamkeit an ihn gerichteten Drängen den Mangel an einem sichern und achtunggebietenden Charakter verborgen sieht, da verwandelt sich die Anerkennung von dem Werte des Antonio, welchem er noch eben lauten Ausdruck gegeben hatte, in das gerade Gegenteil, in eine schneidende, vollständige Verkennung desselben, und seine unbändige Leidenschaftlichkeit reißt den Unbesonnenen zu einem Vergehen gegen eine gesetzliche Vorschrift hin, welche in einer Zeit, die noch kaum die furchtbaren Stürme und Gewaltthätigkeiten des Mittelalters überwunden hatte, wenigstens eine geheiligte Stätte vor jeder Ausschreitung der Leidenschaft sicher zu stellen bestimmt war. Tasso vergißt sich so weit, in dem Palaste des Fürsten sein Schwert zu ziehen und hat dadurch die äußerste Strafe an Leib und Leben

. . . . ihn,
mildem Ton alle mögliche beschwi
hat, zu einer Haft, welche ihn zu ein
einer männlichen Fassung und Sel
können, welche vielleicht auch alles be
Die Verhängung dieser Haft war für
Notwendigkeit, für Tasso konnte diesel
Aber, statt daß er sich hätte bemühe
Besinnung wieder zu gewinnen, verlie
schaft immer mehr. Er hätte sich,
einigermaßen mächtig gewesen wäre,
sich nach den Wünschen der Prinzessin
nachzukommen er sich mit glühendem (
nachdem Antonio seine Freundschaft zu
darin richten müßte, daß er in der Al
Maß und Ziel beobachtete. Aber er
nur der geringste Teil einer Verschuld
die ganze Schuld auf Antonio, ja,
Prinzessin. Unbedingt von maßloser, se
schaft beherrscht, erfindet seine Phant
verzerrtere Trugbilder, mit unglückselige
aber auch von der Leidenschaft unbed
setzt er sich immer tiefer in seinen Wa
er sich gleichsam in dieselben ein. S
sich zum schlimmen, er verliert den

Bedeutung wahr und so spricht sein eigener Mund das vernichtendste Verdammungsurteil über seine Verblendung aus.

Die Einzige, welche das Mittel des Betrugs gegen ihn in Bewegung gesetzt hat, hat ihn eben verlassen, und ein echter Mann, welcher sich schon nach einer augenblicklichen Verirrung zu seinem ihm angeborenen Edelsinn zurückgefunden hat, Antonio, bietet ihm mit warmem Herzen die Unterstützung seiner reichen Lebenserfahrung an. Aber, um sich davor zu schützen, von anderen betrogen zu werden, wendet er allen Scharfsinn eines Gemütes, welches sich selbst verloren und unwiederbringlich verirrt hat, an, um sich selbst zu betrügen, während außer jener hinterlistigen Intrigantin kein Mensch in der Welt auch nur im Entferntesten daran denkt, ihn betrügen zu wollen. Und endlich gar, als er auf dem Gipfel wahnsinniger Verblendung in wildem Taumel die Prinzessin umarmt hat, und damit gegen eine Unmöglichkeit angestürmt ist, muß er, von dieser zurückgestoßen, von einer Verkennung in die andere taumeln, bis er endlich, nachdem er den ganzen Kreis der Leidenschaft durchlaufen hat, durch die Freundschaft eines edlen Mannes, welcher sein Unrecht eingesehen hat und in welchem durch den Anblick der Leiden Tassos ein noch nie zuvor gefühltes Mitleid erwacht ist, gerettet wird. So hat eben jene reiche dichterische Begabung, welche ihn zum höchsten Glücke hätte geleiten können, sein Unglück herbeigeführt, weil ihm gerade die Eigenschaft abgeht, welche jene über ihn gebietende Gabe zu seinem wirklichen und ihn beglückenden Besitz gemacht hätte, der sittliche Moment des Charakters, die maßvolle Verständigkeit und Besonnenheit. Antonio hat gerade die entgegengesetzte Begabung von der Natur erhalten. Bei ihm herrscht der Charakter, der Verstand vor, wie bei Tasso das Genie, das Gemüt. Die beiden Männer scheinen dazu bestimmt, sich gegenseitig zu ergänzen, da jeder von beiden gerade das besitzt, was dem anderen fehlt, um ein vollkommener Mann zu werden, und nichts kann treffender sein, als der Ausspruch der Leonore Sanvitale: „Zwei Männer sind's die darum Feinde sind, weil die Natur nicht einen Mann aus ihnen formte, und wären sie zu ihrem Vorteil klug, so würden sie als Freunde sich verbinden.“ — Die einseitige Gestaltung ihres Wesens hat neben der ursprünglichen Anlage auch

. . . .
durchdringende Weltblick, die Meisterich
Menschen und Dinge, maßvolle Halt
Selbstbeherrschung, welche, wenn ihn a
eine Gereiztheit anwandelt und das E
stimmung stört, ihn doch immer bald w
führt, alles dieses sind Eigenschaften, n
braucht, welche ihr unentbehrlich sind, da
kann, während sie die Begabung, welch
liehen ist, für den unmittelbaren Zweck
könnte, so daß sie auch ohne dieselbe sich
leise fortbewegen könnte und würde, we
die Erfüllung ihrer höheren Aufgabe
denn Antonio durch diese seine Unentbehr
der Welt gegenüber vollständig gesichert,
gegen, welcher sowohl des sittlichen Elem
auch der Geschäftsbrauchbarkeit vollständ
durch seine krankhafte Reizbarkeit und En
männlich zu beherrschen gelernt hat, stets
anstößt, ist eine schwankende und in je
Grundlagen und in ihrem ganzen Bes
bricht das Negative in dem Wesen Antonio
blicken hervor, vorzugsweise, wenn der
großen Dienste bewußt ist, die er seinem F
lande geleistet hat, fürchtet, in seinem

Gemüts, welches nicht durch die Einwirkung des Charakters gekräftigt worden ist. Antonio wird also schwer dazu kommen, einen Freundschaftsbund zu schließen, weil er wohl den tiefgehenden Unterschied kennt, welcher zwischen einer rasch auflodernden Flamme und einer dauernden auf Achtung begründeten Neigung besteht, und weil er mit Recht nur in einer solchen die sichere Bürgschaft für eine wahre Freundschaft zu finden glaubt, und am allerwenigsten mit einem Jüngling, da er sich wohl bewußt ist, welche breite Kluft den Jüngling von dem Manne trennt, und er sehr gut weiß, daß Tasso sich viel leichter, so lange er sich in einer erhöhten, aufgeregten Stimmung befindet, ein reizendes, mit allen Farben des Ideals ausgeschmücktes Phantasiebild von einem Freundschaftsbund mit ihm entwerfen, als aufmerksam seinen guten Ratschlägen ein Ohr leihen, geschweige sie befolgen kann. Aber wenn es ihm auch nicht möglich wäre, einen Freundschaftsbund von der Idealität zu schließen, wie sich ihn Tassos Phantasie ausmalt, so kann dieser ihm doch vollkommenes Vertrauen schenken, und das will schon viel heißen, denn, wenn dieser Mann sich einmal für Tassos Freund erklärt hat, dann wird er sich auch seiner annehmen und wird für ihn zu sorgen suchen, wo dieser sich selbst fehlt. Wenn aber ein Freundschaftsbund zwischen diesen beiden, wie er ja doch am Schlusse des Stückes geschlossen wird, nicht vollständig unmöglich sein soll, so muß sich bei aller Grundverschiedenheit zwischen ihnen doch auf Grund eines sittlichen Moments ein Berührungspunkt finden, in welchem sie, wie auf einem gemeinsamen Boden, zusammentreffen. Dies könnte darin bestehen, daß die beiden Sphären, in welchen sie ihre Thätigkeit entfalten, so verschieden, ja so entgegengesetzt sie sein mögen, doch jede in ihrer Art hoch bedeutsam und von unschätzbarem Werte sind. Denn, wenn wir den sittlichen Wert der Poesie unmittelbar erkennen, so muß doch auch die Lenkung der Staaten, wenn sie gehandhabt wird, wie sie es werden soll, als besonnene, praktische Vermittlerin zwischen den Ideen, wie sie in der Völkergeschichte sich entwickeln, und der Wirklichkeit, als der höchsten Bewunderung würdig erscheinen, als ein Kunstwerk im höchsten Sinne des Wortes. Auch hat sich der Held immer seinen Dichter, wie der Dichter umgekehrt seinen

wenn diese Staatskunst sich gleichsa
Schachspiel darstellt, in welchem Men
sie auch in sittlicher Beziehung nur d
Aus seiner politischen Thätigkeit kan
Moment, welches ihn auf einen ge
führen soll, nicht schöpfen. Dasselb
sinnung Antonios, in der treuen, u
einen Fürsten, welchen er liebt und
„Für einen Edlen ist kein schöner Gl
er liebt, zu dienen," so würde Antoni
zugleich sein Talent vollständig entfalt
Herzens volles Genüge thun kann, d
noch größerer Freudigkeit gemacht hat
in Antonio entspricht einem gleichartig
begeisterten Bemühen im Dienste seiner
der Poesie, welches Verdienst auch A
hervorhebt. Antonio freilich weiß die
schätzen, wie jeder, welcher sich lange
Kräfte in einer den ganzen Menschen i
auf das Höchste anspannenden Thätigke
geneigt ist, dem auch noch so mühevol
bieten, welche ihm im Verhältnis zu de
erscheinen, nur für eine Art von beque
gang anzusehen. Aber die sittliche Gl
um einen auf längere Dauer berechneten

und formell gut gearbeitete Verse hervorbringen, aber er ist kein Dichter, sein Geist ist in höherem Grade durchgebildet, aber beschränkter und in einer weniger idealen Stimmung; für ihn giebt es keinen erfreulicheren Anblick, als einen Fürsten, welcher weise regiert. Gleich dem Papst, welcher gleichfalls alle Dinge nur von dem praktischen Gesichtspunkt allein auffaßt, betrachtet er, obschon er eine feine Bildung besitzt, mit einem hohen Sinn für die Kunst begabt und mit großer Empfänglichkeit für die Reize derselben ausgestattet ist, Poesie und Kunst doch nur als untergeordnete Interessen den großen Angelegenheiten gegenüber, welche seinen Geist in angestrengter Thätigkeit fortwährend in Anspruch nehmen. Aber er weiß doch Ariost in so wunderbar schöner Weise zu würdigen, wie es einem bloßen Hof- und Staatsmann nicht möglich gewesen wäre:

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Fürs wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Wie unter Blütenbäumen auszuruh'n,
Bedeckt vom Schnee der leicht getrag'nen Blüten,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Amoretten.
Der Quell des Überflusses rauscht daneben
Und läßt uns bunte Wunderfische sehn.
Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Heerden Wies' und Busch erfüllt;
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indes auf wohl gestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint,
Und doch im schönsten Takt sich mäßig hält.
Wer neben diesen Mann sich wagen darf,
Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz.

Fast könnte diese reizende Schilderung des Dichters als eine Inkonsequenz in dem Charakter des Antonio oder wenigstens als an unpassender Stelle angebracht erscheinen. Aber bei näherer Beobachtung erscheint Goethe in beiden Beziehungen gerechtfertigt. Die Dichtung Ariostos, mit ihrer anmutigen Ironie über jene der Vergangenheit angehörige phantastische Wirklichkeit des Ritterwesens, welche auch, nachdem sie aus der realen Wirklichkeit entschwunden ist, eine zum phantastischen Schwärmen angeregte Menge leicht verlocken konnte, macht keine praktisch ernste und strenge Miene, sie verhält sich gegen die Gestaltung der Wirklichkeit gleichgiltig; Tasso dagegen, ganz erfüllt von religiösem Feuer, hält der Gegenwart ein vollkommen ernst gemeintes Bild des edelsten Rittertums vor; er scheint die Absicht zu haben, dieselbe noch einmal zur Wiederholung jener gewaltigen Kreuzzüge anzufeuern, obgleich die Zeit für solche gewaltige religiös-kriegerische Unternehmungen in die Ferne schon lange unwiederbringlich vorüber war. Mit der dem Manne eigenen freieren und unbefangeneren Einsicht erkennt zwar Antonio besser, als die Prinzessin, auch den Ernst als ein Moment in der Ariostischen Poesie und weiß auch diesen voll zu würdigen, aber der geistige Grundton derselben ist ihm doch das Spiel, der heiterste, ungezwungenste Scherz und an diesem so anspruchslos spielenden Ernst konnte auch Antonio trotz seiner durch und durch praktischen Veranlagung unbefangene Freude haben. Ariosto, wenn er noch lebte, würde ihm seine Kreise nicht stören, während Tasso freilich dazu nicht die geringste Befähigung, aber doch eine gewisse Neigung besitzt. Ariosto würde sich zwar durch die doch nur äußerliche und scheinbare Großartigkeit des italienischen Weltlebens jener Zeit nicht imponieren lassen, denn der Schalk würde überall Stoffe für seine ironische Behandlung finden, aber er würde mit den handelnden Personen in diesem Kreise heiter in herzlichem Einverständnis leben und weder ihnen noch sich selbst das Leben sauer machen. Und gerade an dieser Stelle des Dramas mußte Ariosto so begeistert und treffend gewürdigt werden, nicht etwa um einem kleinlichen Neide Antonios Ausdruck zu geben, sondern weil die Befähigung zu einer Leistung, welche man einem Menschen nicht zugetraut hat, gerade da, halb unerwartet für den Betreffenden

selbst, sich am wirksamsten geltend machen wird, wo die allgemeine Aufmerksamkeit einem anderen zugewendet ist, von welchem man eine solche Leistung vorzugsweise erwartet.

Der Fürst ist zwar nicht der sittliche Mittelpunkt der Handlung des Stücks, wohl aber war er es vor dem in dem Drama behandelten Konflikt in dem Kreise dieses Lebens und dieser Personen; sie hätten sich nur alle treu und vernunftgemäß um diesen, ihren natürlichen Mittelpunkt bewegen müssen, um allen diesen schweren Schicksalen sich zu entziehen. Alfons ist eine durchaus hohe und edle Fürstennatur. Das edelmütigste Wohlwollen für Tasso und zugleich eine volle und klare Erkenntnis seiner Fehler tritt in seinen Reden über ihn in dem ersten Akt hervor, ehe noch irgend ein Konflikt störend eingetreten ist, welcher auch eine Trübung seines unbefangenen Urteils über den Dichter, welcher sein eigener schlimmster Feind geworden ist, wenigstens denkbar machen konnte. Er nimmt den innigsten Anteil an Tasso, er will noch alles für ihn thun, nachdem er schon so vieles an ihm gethan hat, er will den Jüngling zum Manne erziehen, und hiebei verfährt er mit der größten Einsicht, mit dem wärmsten Wohlwollen. Um nur ja nichts zu versehen, um die schroffe Einseitigkeit des bloß männlichen Einflusses in der Erziehung zu vermeiden und um nicht die Individualität Tassos einem allgemeinen Typus zu opfern, sucht er gerne auch zugleich das weibliche Erziehungsprinzip, welches auf Schonung und Pflege der Individualität hinausläuft, in dem Anteil seiner Schwester an seinem Wirken für die Charakterbildung Tassos in Wirksamkeit zu setzen, und ist um so lieber bereit, sich auf diese Weise ergänzen zu lassen, je mehr er, selbst, als sich ihm die Erkenntnis unabweisbar aufdrängte, daß Tasso eines Arztes bedürfe, sich doch immer davor gehütet hatte, die Rolle eines rauhen Arztes zu spielen. Darf man nun wohl, wenn er nachher Tasso zur Haft verurteilt, dieses Urteil auf Rechnung einer Parteilichkeit für Antonio und gegen Tasso stellen? Um auf diese Frage mit einem entschiedenen Nein zu antworten, braucht man sich nur des Verweises zu erinnern, welchen der Fürst Antonio erteilt und der mehrmals wiederholten Mahnung, welche, aus des Fürsten Munde an Antonio gerichtet, natürlich so gut wie ein Befehl war, den gekränkten und heraus=

zukünftiger Ruhm ein so glänzende
einen Gewinn für sich, den des eigen
derung von Seiten der ganzen gebild
ja aus der Geschichte, daß die Fürste
als huldvolle Protektoren der Dichte
zum Ruhme ihrer Regierungen verbr
welcher diese an und für sich ganz
cenz einen Einfluß auf sein Urteil i
Tasso und dem Fürsten, wie es sich
ausüben läßt — mit dem historischen
nicht zu thun — auch er wird sich d
können, daß der Dichter in seinem We
gegebenen Fürsten so weit idealisiert h
ihn nicht zu einer poetischen Unwirklich
Ideal von Vortrefflichkeit machen woll
gewesen wäre, wie die von Goethe mit S
der strengen Wirklichkeit, wie sie die G
Aber andererseits darf man den Fürst
man die Behauptung aufstellt, daß er
rung hingegeben sei. In wahrhaft in
dem Dichter befindet sich nur die Prinz
wo sie es nur kann, in liebevoller We
Wert hervorzuheben sucht und nur, u
ihn an seine sittlichen Schwächen erinn

zuwendet, als es Alfons thut; eine solche darf nur dann erwartet werden, wenn der Fürst selbst mit angeborenem, eigentümlichem Kunstgeist begabt oder gar selbst eine Art von Künstler ist, welches letzteres aber doch auch nicht ohne bedenkliche Seiten ist, oder wenn eine freie, kühne Männernatur, wie unser Schiller war und wie Tasso es eben durchaus nicht ist, den absoluten Wert der Poesie in seiner übermächtigen Persönlichkeit darstellt und dieser von ihm zur Geltung gebracht werden kann. Der Fürst in unserem Drama ist und bleibt eine wahre Fürstenseele, nicht nur die in seiner Person vertretene fürstliche Macht, sondern ein ganz bestimmt individualisierter Charakter und zwar, seiner erhabenen Stellung vollständig angemessen, die persönlich gewordene fürstliche Gesinnung. In dieser liegt es auch, daß er der sittliche Mittelpunkt dieses Kreises zu sein geeignet wäre, und daß er am Ende des Stückes ganz unverändert derselbe ist, welcher er im Anfange desselben war. In allen übrigen Personen stellt sich eine sittliche Entwicklung, eine Art von Umgestaltung des Charakters im Laufe des Dramas dar, ein Sinken bis zur Hinterlist im Benehmen gegen die ihr arglos Vertrauen schenkende Prinzessin in Leonore Sanvitale, in Antonio eine Reinigung und Erhebung, nachdem er eine augenblickliche schlimme Trübung überwunden hat, in Tasso und in der Prinzessin, wenn bei dieser nicht selbst schon dieser Ausdruck für zu hart erklärt werden muß, ein Sinken und dann wieder durch das hiedurch herbeigeführte traurige Geschick eine Erhebung. Nur der Fürst ist von Anfang an bis zum Ende derselbe, und zwar ganz nur das, was er sein soll, was aber auch nur er sein kann. Er hat die unheilvolle Irrung und die leidenschaftliche Bewegung, welche um ihn her stattgefunden hat, wohl empfunden, aber sie hat ihn nicht aus seiner sichern Bahn gebracht und konnte ihn nicht aus derselben bringen.

Wir haben jetzt die männlichen Charaktere des Dramas, ihr gegenseitiges Wirken aufeinander, sowie den innern Zusammenhang des ganzen Stücks betrachtet, und zwar ausführlicher, als wir es bei den anderen Dramen gethan haben, ja vielleicht sogar ausführlicher, als die eigentliche Aufgabe, welche sich dieses Buch gestellt hat, es zulässig erscheinen läßt; wir waren dabei von der Anschauung

beste Grundlage bilden, auf welche
werden kann:

Willst du genau erfahren, was
So frage nur bei edlen Fraue
Denn ihnen ist am meisten dra
Daß alles wohl sich zieme, wa
Die Schicklichkeit umgiebt mit
Das zarte, leicht verletzliche Ge
Wo Sittlichkeit regiert, regieren
Und wo die Frechheit herrscht,
Und wirst du die Geschlechter b
Nach Freiheit strebt der Mann,

Eine solche edle Frau, welche
Herrschaft führt und den nach ungebund
strebenden Mann in seine Schranken
kann, was sich ziemt, sehen wir in de
Wesen, welches wir bei Eröffnung des
schönen Frühlingsmorgen mit ihrer
Garten des Lustschlosses Belriguardo in
spräche finden. Wir müssen uns ihre
Augen führen. Leonore von Este w
Schwestern des Herzogs Alfons von F
mehr in der ersten Jugendblüte, als
Bruders kam, sieben Jahre älter, als

äußern Erscheinung von einer bei einer Fürstin erstaunlichen Einfachheit. Ihr Gefühl für Schicklichkeit und Sittlichkeit war ungemein strenge, ihr Gemüt von einer tiefen Religiosität erfüllt, dabei aber war sie von dem freundlichsten und liebenswürdigsten Benehmen gegen Jedermann und, wenn sie nicht von ihren Leiden bedrängt war, hatte sie Gefallen an unschuldigen Scherzen. Sie nahm sich in Gemeinschaft mit ihrer älteren Schwester Lukretia des jungen Dichters an, welcher bei seinem von uns geschilderten Charakter der Fürsorge sehr bedurfte, und setzte diese Fürsorge, nachdem Lukretia durch ihre Heirat entfernt war, allein fort. Tasso war in seiner Jugend ein sehr schöner Mann und ein gefeierter Dichter, sie erkannte bald, daß er ihr eine leidenschaftliche Liebe entgegentrug, und es wäre kein Wunder, wenn sie diese Liebe erwidert hätte. In welchem Grade dies der Fall war, wissen wir nicht. Dies sind die Grundzüge der historischen Leonore von Este, deren Persönlichkeit das eine Element ist, aus welcher Goethe die Leonore seines Dramas gebildet hat, welche eine der rührendsten Frauengestalten ist, die er überhaupt geschaffen hat; das andere ist, wie wir schon oben bemerkt haben, die junge Herzogin Luise von Weimar, welche aber nur auf einzelne Züge des schönen Bildes eingewirkt hat, aber nicht etwa in der Prinzessin dargestellt werden sollte. Diese Leonore des Dramas wird uns von der Freundin im ersten Akt schön und fein geschildert. Sie ist bescheiden, feinsinnig und doch voll Hoheit, uneigennützig und selbstlos. Sie versenkt sich gerne in die teure Einsamkeit ihres Landsitzes, von der goldenen Zeit der Dichter träumend, in deren Reich ihre eigentliche Welt liegt. Eine hochgebildete, ja gelehrte Mutter hat sie erzogen, welche sie alle Sprachen gelehrt und sie in das beste, was die Vorwelt hinterließ, eingeführt hat. Ihre Jugend ist einsam gewesen. Sie war durch ihre Kränklichkeit gezwungen, meist in der Zurückgezogenheit zu leben, wozu sie übrigens auch die eigene Neigung veranlaßte. Sie hatte sich so sehr an Geduld und Entbehrung gewöhnt, daß sie zuletzt überhaupt am Glück verzweifelt, wie sie es selbst ausspricht, als die Sanvitale sie auffordert, nicht nach dem zu sehen, was ihr fehlt, sondern nach dem, was ihr bleibt:

Was in der Einsamkeit mich so
Die Freude des Gesangs; ich u
Mich mit mir selbst, ich wiegte
Und jeden Wunsch mit leisen T
Da wurde Leiden oft Genuß, u
Das traurige Gefühl zur Harm
Nicht lang war mir dies Glück
Nahm mir der Arzt hinweg: sei
Hieß mich verstummen; leben so
Den einz'gen kleinen Trost sollt'

Mit dem Eintreten Tassos in
anderes, ein schöneres. Auch, als er
sie schwer krank und konnte an den
nehmen. Erst lange nachher, während
noch an den Folgen der Krankheit le
welchen die Schwester in ihr Kran
Tief ergreift sie dies Zusammentreffen
der sie nur zuviel traut, als ihr die
Freund zu verlieren:

Der Augenblick, da ich zuerst ih
War vielbedeutend. Kaum erho
Von manchen Leiden; Schmerz
Kaum erst gewichen; still beschei
Ins Leben wieder, freute mich

Die Schwester vor; er kam an ihrer Hand,
Und, daß ich dir's gestehe, da ergriff
Ihn mein Gemüt und wird ihn ewig halten.

Ebenso fühlt Tasso sich von ihrem Anblick unwiderstehlich ergriffen, wie er ihr selbst erklärt:

Und ich, der ich betäubt von dem Gewimmel
Des drängenden Gewühls, von soviel Glanz
Geblendet, und von mancher Leidenschaft
Bewegt, durch stille Gänge des Palast's
An deiner Schwester Seite schweigend ging,
Dann in das Zimmer trat, wo du uns bald
Auf deine Frau'n gelehnt, erschienest — Mir
Welch ein Moment war dieser! O vergieb!
Wie die Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt;
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde sich
Nach tausend Gegenständen sonst verlor,
Trat ich beschämt zuerst in mich zurück,
Und lernte nun das Wünschenswerte kennen.
So sucht man in dem weiten Sand des Meers
Vergebens eine Perle, die verborgen
In stillen Schalen eingeschlossen ruht!

„Es fingen schöne Zeiten damals an," antwortet die Prinzessin. Ja wohl, schöne Zeiten. Miteinander haben sie Jahrelang gelebt in nicht eingestandener, aber innig gefühlter Liebe. Es lag in der Natur der Dinge, daß diese Liebe zwischen der Prinzessin und dem Dichter nur glückbringend bleiben konnte, solange sie eben uneingestanden blieb. Ein kurzer Frühlingstag sollte den Schleier zerreißen und beide elend machen. Am Morgen dieses Tages finden wir die Prinzessin mit Leonore Sanvitale im Garten. Sie winden Kränze für die dortstehenden Dichterbüsten. Es ist charakteristisch, daß die Prinzessin den ernsten, sittlich strengen Virgil, die lebenslustige Sanvitale den heiteren Ariosto zum Liebling erkoren hat. Sie ist in dem heiteren, lieblichen Frühlingsmorgen gesprächiger,

als gewöhnlich, und neckt die Freundin, welche Ferrara bald verlassen wird, um zu ihrem Gatten nach Florenz zurückzukehren, über ihren Anteil an dem Dichter; der Verlauf des Stücks zeigt uns, daß sie damit mehr das Rechte getroffen hat, als sie selbst annimmt. Die Sanvitale antwortet mit der Bemerkung, daß der Name Leonore, welcher in den Liebesgedichten Tassos erscheint, auch derjenige der Prinzessin ist, daß Tasso überhaupt nicht die einzelne Person, sondern nur das Ideal liebt:

Uns liebt er nicht, verzeih', daß ich es sage,
Aus allen Sphären trägt er, was er liebt
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und sein Gefühl teilt er uns mit, wir scheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das Höchste, was wir lieben können.

Sie durchschaut vollständig, was in dem Herzen der Prinzessin vorgeht, und, als nun der Fürst hinzutritt, und diese den Dichter gegen den Tadel Alfonsos verteidigt, dieser aber die Ansicht ausspricht, daß Tasso die Welt sehen müsse, stimmt sie bereitwillig zu, während das Schweigen der Prinzessin deutlich zeigt, daß sie die Entfernung des Dichters von Ferrara nicht wünscht. Die Bitterkeit, mit welcher der zurückkehrende Antonio Tasso bei dem ersten Zusammentreffen entgegentritt, löst ihre Zunge zu dessen Verteidigung und klärt sie über ihre eigene Empfindung gegen ihn auf, und so vermag sie es nicht, in der ersten Scene des zweiten Akts das Gespräch mit Tasso in dem gewohnten ruhigen und maßvollen Geleise zu halten. Sie verrät ihm ihre Neigung, und, da sie wohl einsieht, daß bei einem feindseligen Verhältnis des Dichters zu dem in so hoher Gunst bei dem Fürsten stehenden Antonio Tasso nicht am Hofe bleiben kann, bewegt sie diesen zu dem Versuche, Antonios Freundschaft zu gewinnen. Tasso, welchen das unwillkürliche Geständnis Leonorens in den höchsten Himmel der Seligkeit erhoben hat, ist bereit, alles zu thun, was sie verlangt, und mit jugendlichem Ungestüm versucht er, Antonio seine Freundschaft aufzudrängen. Der Staatsmann weist ihn kalt und bitter zurück, und es erfolgt der gewaltsame Ausbruch, welcher Tassos Verhaftung herbeiführt und den bis zum Wahnsinn gereizten Jüngling voll-

ständig der Selbstbeherrschung beraubt. Dies macht auf die zart und tief empfindende Fürstin den furchtbarsten Eindruck, weil sie das Bewußtsein hat, daß sie Tasso zu diesem unglücklichen Schritt veranlaßt hat, welcher sein Verderben herbeiführte. Ihr Schuldbewußtsein bringt auch sie, die Verschwiegene, die Maßvolle zu dem offenen Geständnis ihrer bis jetzt so still gehegten Liebe. Es trifft sie wie ein Blitzschlag, daß die Sanvitale die Entfernung Tassos, welcher sich ihr so „schön und warm ergab", wie sie sagt, von Ferrara für notwendig erklärt. Nur zaudernd und bedingt giebt sie ihre Zustimmung und nur „wenn er sich auf kurze Zeit entfernt". Immer gewaltsamer drängen sich die Geständnisse ihrer Liebe auf ihre sonst so verschwiegenen Lippen. Die Erinnerung an die Seligkeit des Zusammenlebens mit Tasso und der Gedanke an die öde Zukunft, welche vor ihr liegt, raubt ihr jede Zurückhaltung, obschon sie selbst einsieht und erklärt, daß sie „geschwätzig und besser verberge, wie schwach und krank sie ist". Sie sieht klar die Katastrophe voraus, da jetzt das solange bewahrte Geheimnis ihrer Liebe den schnöden Augen der Welt preisgegeben werde.

Zu fürchten ist das Schöne, das Fürtreffliche
Wie eine Flamme, die so herrlich nützt,
Solange sie auf deinem Herde brennt,
Solang' sie dir als eine Fackel leuchtet,
Wie hold! wer mag, wer kann sie da entbehren?
Und frißt sie ungehütet um sich her,
Wie elend kann sie machen!

Aber der gewaltige Strom ihrer Gefühle reißt sie immer weiter fort:

Er scheide nur! Allein ich fühle schon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren soll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
Nicht mehr sein schön verklärtes Traumbild auf;
Die Hoffnung, ihn zu sehen, füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht;

Zu immer reiner'n Harmonien
Welch eine Dämm'rung fällt n
Der Sonne Pracht, das fröhlic
Des hohen Tags, der tausendfa
Glanzvolle Gegenwart ist öd' u
Im Nebel eingehüllt, der mich
Sonst war mir jeder Tag ein
Die Sorge schwieg, die Ahnung
Und glücklich eingeschifft, trug u
Auf leichten Wellen ohne Ruder
Nun überfällt in trüber Gegenw
Der Zukunft Schrecken heimlich

Die Katastrophe erfolgt. Leonore, ungestümen Ausbruch ihrer Gefühle woh Würde ihres Charakters, die Pflicht i kann, muß den Geliebten, welcher sie ra will, schaudernd zurückstoßen, und dami sie verliert alles, was ihr das Leben te selbst, ihr Dasein ist gebrochen, geendet Tragik in dieser herrlichen, fürstlichen werten Opfer des Vorurteils, welches Kluft zwischen zwei Herzen legt, welch ihrer äußern Lebensstellung von einande

Man ist gewöhnt, Leonore Sanvita teilen, und gewiß verdient das niedere

din doch etwas finden, was sie zu einem solchen Vertrauen veranlaßt. Auch zeigt sich die Sanvitale im Anfang des Stücks in ihrer offenen Anerkennung des Werts und der Vortrefflichkeit der Prinzessin und namentlich in ihrem feinsinnigen Urteil über Tasso von einer sehr vorteilhaften Seite. Aber unter dem Einfluß ihrer Liebe zu dem Dichter, oder vielmehr ihrer Sucht, sich ihn als huldigenden Verehrer zu sichern und durch ihn zu glänzen, unterliegt ihr Charakter einer verderblichen Veränderung. Dies ideale Verhältnis zwischen der Prinzessin und Tasso hat ihre Eifersucht nicht erregt, aber, als sich ihr eine wirkliche Leidenschaft Leonorens offenbart, erwacht dieselbe und sie greift zu den niedrigsten Mitteln, um derselben Genüge zu thun, indem sie sich selbst durch die den Menschen so schnell zu Hilfe kommende trügerische Sophistik, durch welche sich selbst ein Bösewicht wie Shakespeares Jago zu täuschen versucht, vorlügt, daß sie, indem sie die Interessen Anderer verletzt, nur deren Bestes im Auge hat.

Die Idealität unseres Dramas offenbart sich in der Sparsamkeit, welche bei der Zahl der Personen angewendet ist und in der Weisheit, welche die Auswahl derselben geleitet hat, in der großen Kunst, mit beschränkten Mitteln viel zu erreichen, durch welche Goethe, indem er sich selbständig nicht etwa, wie das sogenannte klassische französische Drama, die äußere Kunstform des antiken Dramas, sondern den Geist desselben aneignete, eine ganz neue Grundlage für das moderne Drama geschaffen hat. Diese Kunst zeigt sich im Tasso, wie in der Iphigenie am bewundernswürdigsten in dem Umstand, daß alle in dem Stücke auftretenden Personen vom edlen Grunde der Seele aus gedacht sind, ohne daß sie durch eine abstrakte Idealisierung aus dem Bereiche des Menschlichen überhaupt hinaustreten, ja selbst nur ohne sich von dem in diesem Kreise Denkbaren zu entfernen. Man vergleiche nur die Gestalten eines Thoas, eines Arkas, welche einer gegen das Hellenentum zurückstehenden Wirklichkeit entnommen und doch in so hoher Idealität gehalten sind, beispielsweise mit dem Kürassier in Schillers Wallensteins Lager, einer gewiß hoch ideal gehaltenen Figur, aus welcher aber doch noch Schiller selbst mitspricht, die sich nicht ganz vollständig als für sich frei und selbständig dastehende Natur aus

... seine Zuneigung an A
Bund mit diesem, durch welchen er d
lichen Wesens finden würde, welche
werter Weise gemangelt hatte? Ode
der Wahnsinn das traurige Ende ist,
Geschichte würde die letztere Frage b
nicht durch die Geschichte gebunden,
große und entscheidende, mächtig in
eingreifende und die Entwicklung eine
ganzen Jahrhunderts bedingende Ereig
weise kein dramatischer Dichter daran
zwischen Rom und Karthago, das erste
Tassos Schicksal aber, und, wenn es a
wäre, als es in Wirklichkeit ist, war es
es seinem Zwecke dienlich ist, von der
Aber die Abweichung, welche der Dich
erkennbar genug sein und eben dies kö
lich erkennt Tasso, nachdem schweres M
den Wert Antonios von neuem an, fr
müt ein tiefes, aufrichtiges Mitleid m
an die Stelle der Gereiztheit gegen den
wir sind auch fest überzeugt, daß diese
mal erklärt hat, daß er Tassos Freu
vierten Akt in einer so würdigen W
sorgen wird, wo er sich selbst nicht ...

pört aufschäumende Welle, welche sich wieder beruhigen kann, das entsprechende Sinnbild für den Zustand Tassos sei, sondern der Schiffer, welcher sich noch an den Felsen anklammert, an welchem er scheitern sollte und für den sich kein Schiff mehr finden wird, um auf ihm noch einmal mutig das Meer des Lebens zu befahren. Auch könnte man sagen, daß Tasso von dem Augenblicke an, da ihm der Lorbeerkranz auf das Haupt gesetzt wurde, außer sich gewesen ist und daß er in der Schlußscene im wilden Taumel der Empfindungen von den erbittertsten Schmähungen zu der schmerzlichsten Zerknirschung getrieben wird, in einer Weise, welche mit einer vollständigen Beherrschung seiner geistigen Kräfte nicht mehr recht in Einklang gebracht werden kann. Und wenn dieser an Wahnsinn grenzende Zustand von dem Dichter nicht noch deutlicher zum Ausdruck gebracht worden ist, so könnte man zur Erklärung sagen, er habe nicht weiter gehen können, ohne geradezu in das Empörende zu verfallen. Mit dieser Betrachtung werden wir aber wieder auf einen Gegengrund hingewiesen. Ein Drama darf nicht mit dem Wahnsinn der Hauptperson abschließen, denn der Wahnsinn ist der Untergang des Selbsts der betreffenden Person, ohne daß das ganze Individuum mit untergeht, er ist der Tod der Seele, während der Leib noch fortlebt, das Drama aber hat die ganze Person in ihrem geistig-leiblichen Zusammenhang zum Gegenstand und führt sie uns in unmittelbarer Gegenwart vor, während sie uns im Roman, welcher ja nur ein Epos in prosaischer Form ist, stets nur in epischer Ferne erscheint. Auch nennt Goethe das Stück ebenso, wie seine Iphigenie, ein Schauspiel. Der letztere Umstand darf uns nur zur Vorsicht in unserer Auslegung auffordern, aber nicht unsere Entscheidung herbeiführen, denn der Dichter muß dasjenige, was die volle Gewißheit bringt, in das Stück selbst hineinlegen und darf es nicht der Bezeichnung, welche er demselben gegeben hat, überlassen, sein Drama auszulegen. Aber hat der Dichter nicht vielmehr selbst ganz deutlich erkennbar diese Auslegung in seinem Stücke gegeben? Durch den verständigen Antonio darauf aufmerksam gemacht, daß er doch nicht so ganz elend ist, wie er meint, erkennt Tasso, daß ihm noch zu allem die Natur eines verliehen hat:

dem außerschlechtesten, was ihn tref
teil werden, weil er ein Dichter ist.
ihn zerschmetternd getroffen hat, wi
unversiegbar sprudelnde Quelle für s
wird zwar immer wieder die alten
aber auch immer wieder heilenden, li
träufeln; die Poesie, welche die Qu
welche die ewige Mahnerin an dieselbe
Trösterin, seine Religion sein. Hien
sein, zu sagen, Goethe hätte besser ge
jenen Worten geschlossen hätte, weil e
der Dichter habe sich in dem, was n
Gepflogenheit, über den eigentlichen
hinaus treiben lassen. Aber die noch
von Tasso allein gesprochen wird, ma
erst ganz vollständig. Sie muß aber von
Takt und Verständnis gesprochen w
Wirkung hervorbringen soll. Der A
nicht mit leidenschaftlichem Ausdruck, s
aber ruhig gefaßten, besinnungsvollen C
in diesen Worten ist derselbe Ton ang
der bleibende Grundton für die Dich
der zweiten Hälfte bricht allerdings d
beweist aber nur, wie mit jenem poet
mächtigen Schmerze auch das ...

herstellung zerstört ist, wie er sich dessen auch selbst bewußt ist, so daß Goethe seine Dichtung auch eine Tragödie hätte nennen können, so fehlte es doch auch nicht an Trost und an echt tragischer Erhebung, wenn sie auch gegen den Schmerz in den Hintergrund tritt. Man mag eingestehen, daß der Eindruck, mit welchem man von dem Stücke scheidet, ein schmerzlicher ist, und zwar ein schmerzlicherer, als ein Schauspiel in uns zurücklassen sollte, aber dieser Eindruck ist nicht das, was man peinlich nennt. Fragen wir nun schließlich noch nach dem, was man mit einem wenig glücklichen Ausdruck die Tendenz des Stückes genannt hat! Von einer Seite ist die Behauptung aufgestellt worden, das Stück habe die Absicht, das Hofleben in seinem ganzen Umfange, in seiner vollständigen Eigentümlichkeit, in seinem tiefsten, innersten Wesen darzustellen, es solle ein Hofstück im eigentlichsten Sinne des Wortes sein, welches uns erschöpfend die guten, sowie die bösen Seiten desselben vorführt. Dieser Erklärung liegt die fehlerhafte Auffassung zu Grunde, als ob im Tasso nur der Konflikt zwischen dem Dichter- und dem Hofleben zur Darstellung käme und so macht sie ein, wenn auch wesentliches, einzelnes Moment zum Ganzen und dadurch muß sich alles schief stellen. Die tragische Grundidee des Stückes, welche durch zahlreiche einzelne Sentenzen in demselben wie auch durch die Anlage des Ganzen dem Leser sehr klar und deutlich vor die Augen gestellt wird, liegt ganz irgendwo anders, und zwar darin, daß das herrlichste Gemüt und Genie, wenn es nicht zugleich in der Gediegenheit eines festen Charakters einen sichern Halt findet, eines der gefährlichsten Geschenke ist, welche die Gottheit dem Menschen gewähren kann, daß selbst Konflikte, durch welche andere fast, ohne irgendwelche schädliche Folgen derselben zu bemerken, glücklich an ihr Ziel gelangen würden, durch ihre Wirkung auf eine zügellose Reizbarkeit dämonischen Einfluß ausüben müssen. Diese Tragik des nur einseitigen Gemütslebens und Genies ist um so erschütternder, je liebenswürdiger uns das Genie vorgeführt wird, je mehr es dazu geschaffen zu sein scheint, andere zu erfreuen und zu entzücken. Dies ist aber, wie schon Goethes eigenes Beispiel allein deutlich genug beweist, keineswegs das notwendige, naturgemäße Verhältnis des Dichters zu der Wirk-

gewählt, in welcher das Leben des
tritt, denn dadurch erscheint dassel
und um so liebenswürdiger, um s
wirkt sein Untergang und zwar
weil die schroffen Elemente der
Menschenleben vollständig fehlen, h
den Menschen, statt von ihm zu
Momente seines gesamten sittlichen
dämonisch beherrscht, einen besseren
von demselben aus mit der ihnen e
so leichter zu untergraben. Warum
Dichter und nicht einen andern Küns
Offenbar, weil der Dichter dieser Ge
am meisten ausgesetzt ist. Andere K
hauer, bleiben teils durch die Äußerl
Gestalten, als auch des Materials, n
steten Zusammenhang mit der Wirklich
Besonnenheit eines verständigen G
andererseits, wie der Musiker, durch
Subjektivität ihres Materials, des T
drücken wollen, der Empfindung, zu
lerisches und auf ihr eigenes Inner
Schaffen angewiesen, um so leicht in
mit der Wirklichkeit zu geraten, wie
bewegt sich in dem Gebiete der ...

nicht unmittelbar praktisch wirkenden Thätigkeit überwältigen. Zwar kann der lyrische Dichter, welcher dem Musiker am nächsten verwandt ist, von dieser Wirklichkeit mehr absehen, und auch Tasso konnte, obschon er das Epos als seine Aufgabe wählte und damit eine Dichterlaufbahn betrat, welche gerade den unbefangensten und hellsten Blick für die Wirklichkeit erfordert, wenn er ruhig der Musik seines Innern zu folgen sich bemühte, die Güter des Lebens in seliger Heiterkeit genießen, er konnte, wenn er sich in manche von jedem menschlichen Leben untrennbare Unbequemlichkeit fügte, immer noch genug freien Raum für sich behalten, um sich ganz frei auszuleben; die äußeren Verhältnisse, in welchen er lebte, schienen dieses sogar eher zu begünstigen als zu verhindern, aber jene Welt lockt ihn an, es verstimmt ihn, daß man ihn nicht auch in jenen Gebieten für zureichend hält und er vergißt, daß zu einer gedeihlichen, fruchtbaren Thätigkeit auf denselben eine ganz eigene Bildung des Charakters gehören würde, welche kein Mensch weniger besaß und welche sich anzueignen auch niemand weniger Lust hatte, als gerade er. Und wenn schon dadurch ein Mißton in seine Seele gekommen ist, so muß er nach der Vollendung seines Werkes, das ist desjenigen, was ihn bis jetzt noch immer wieder zurechtgestimmt und aufrecht erhalten hat, um so sicherer scheitern, sobald ihm eine entschieden ausgeprägte in ihrem ganzen Wesen realistisch angelegte und dabei doch edle Persönlichkeit, wie Antonio, und zugleich seiner Liebe zu der Prinzessin in dem hohen Range derselben ein sehr konkretes Hindernis entgegentritt. Das eigentliche Thema des Stückes ist also das dämonische, was in der dichterischen Begabung liegt, wenn sie mit einer sentimentalen Gemütsstimmung verbunden ist und auf eine dieser Stimmung durch Widerstand Nahrung gebende Wirklichkeit stößt. Wir haben jetzt noch einen Blick auf die Entstehungsgeschichte des Stückes zu werfen, welche uns zugleich einen Einblick in das Wesen Goethes und seiner Poesie überhaupt eröffnet. Man hat den Satz aufgestellt, und zwar auf Grund von wiederholten Äußerungen des Dichters selbst, daß alle seine Dichtungen nur die Bruchstücke einer großen Beichte sind. Man darf dieses aber nicht etwa so verstehen, daß man überall äußere Erlebnisse und Persönlichkeiten aus seiner Umgebung heraus-

jelbjt, der Gegensatz zwischen dem
barkeit und bei unbegrenzter Füll
ihn umgebenden Wirklichkeit gefäh
unklaren, leidenschaftlich bewegten,
jenem anderen, welcher mächtig
richtiges Maß und kluge Besonnen
im Geschäftsleben immer mehr einer
Betreibung zuwendet, dieser immer
wird die innere Voraussetzung für
wesen sein. Die äußere Veranlassu
den, was die Beschäftigung mit d
Tassos gerade für unseren Dichter ha
an schon durch das, was er in sein
Richtung nach Italien erhielt, welc
schmerzlichen, unwiderstehlichen Dran
freilich ihm, welcher in seinem eiger
entdeckte, die leicht erregbare, über
natur als das allgemeine und objekt
stellen mußte, neben dem subjektiven,
schick Tassos lag. In Italien selbst
das fast schon beiseite gelegte Stü
Maßstabe, wie er selbst aus jenem
ihm auch die Handlung seines Dran
Gestalt, zu einem weniger tragischen
Geschichte gefunden hatte.

Pathos hat, denn wahres Pathos findet sich nur da, wo ein allgemeiner Inhalt im Gegensatz gegen einen anderen allgemeinen und berechtigten Inhalt, welcher aber nicht mit jenem vermittelt ist, in dem Charakter eines Menschen vertreten wird, und diese Vermittlung des einen Inhalts mit dem andern macht dann eben das aus, was man den Inhalt des Dramas nennt. Sollen wir aber nun wegen dieses nicht zu leugnenden Mangels trotz der großen Kunst des Dichters das ganze Werk verwerfen? Wir empfinden zwar in demselben nicht den ganzen gewaltigen Flügelschlag der Tragödie, wohl aber die lieblichsten Schönheiten, den süßesten Hauch und Duft der Poesie, wiewohl die höfische Lebenssphäre, in welcher es sich bewegt und das ausgedehnte Gebiet, welches die Reflektion in demselben einnimmt, auch ein Element der Prosa hineingebracht hat, aber der feinsten, glattesten, durchsichtigsten Prosa. Wir brauchen uns gewiß durch solche Betrachtung die Freude an dem herrlichen Gedicht nicht verderben zu lassen. In der Natur giebt es Spielarten, aber sie gelten leicht für etwas nur halb berechtigtes; man ist geneigt, weil sie die Gebundenheit des Kreises ihrer Existenz, der Natur, durch ihre Mißachtung der Grenzen durchbrechen, sie als Rebellen nur mit halbem Widerwillen gelten zu lassen. Aber der Geist ist der ewige Empörer gegen jede aufgerichtete Schranke; er will sich nur selbst seine Grenzen setzen; er ist eben, weil er Geist ist, nicht die Willkür, sondern das Gesetz, aber sowie dieses Gesetz in die Gefahr gerät, gleichsam zu erstarren, durchbricht er dasselbe und damit übt er nur sein heiliges Recht aus. So dürfen auch die streng geschiedenen Formen der Dichtungsarten, so berechtigt sie auch in vielen Beziehungen sein mögen und so sehr sich auch Goethe und Schiller selbst mit dieser Rücksicht geplagt haben, kein unbedingter Maßstab sein wollen, welchem gegenüber selbständige dichterische Individualitäten, wie Goethes Tasso, kein Recht zu existieren hätten. Aber um diese in ihrer ganzen Schönheit, in ihrer Eigenart, und damit auch in ihrer Berechtigung zu erfassen, dazu muß man sich liebevoll und hingebend mit ihnen beschäftigen, sich mit ruhig in sich gesammeltem Geiste in dieselben vertiefen. Damit üben wir zugleich eine Zucht des sittlichen Menschen in uns und der wahrhafte Genuß dieser Kunstwerke, welcher so vielen nur

Achtes K

Rückkehr nach Weimar. — Christian
von Stein. — Die natürliche Toch
Wilhelm Meister: Marianne, Mada
Mignon, Natalie, Therese

Nach seiner Heimkehr von Ital
geblieben wäre, fand Goethe in Weim
Er konnte mit den alten Freunden,
mächtig hinausgewachsen war, nicht
hineinkommen und auch seine in I
selbst das 1790 veröffentlichte Faustfr
folg, welchen er sich davon versproch
knüpfte er ein Verhältnis an, welches a
Licht warf. Es ist eine verhängnisvol
welcher die Beziehungen, in die er zu
lichen Wesen getreten war und denen ei
dauernde Entwicklung zu geben, seine
gebrochen hatte, weil er fürchtete, sein
pflichtung für das ganze Leben Fesseln
sich aus bloßem sinnlichem Bedürfnis
welches weder an Lebensstellung noch
und nur geeignet war, eben jenes sinnli

kleinen Residenzstadt ein solches Verhältnis eingehen und offen fortsetzen, ohne sich in der Gesellschaft unmöglich zu machen. Aber so unerfreulich dies Verhältnis auch war, es hat, wie alle Liebesbeziehungen Goethes, für die Litteratur eine goldene Frucht getragen. Der Umgang mit Christiane begeisterte ihn zu den Römischen Elegien mit ihrer kräftigen, in die kunstvollste Form gekleideten Sinnlichkeit. Die römische Lokalfarbe, welche diese schönen Gedichte haben, ist nur Fiktion, nicht römische Frauen sind mit den erotischen Schilderungen, in denen er sich darin ergeht, gemeint, nur Christiane Vulpius ist es, welche seine Phantasie erhitzt und deren sinnlich berauschende Schönheit er feiert.

Die Nachricht von diesem Verhältnis betrübte Frau von Stein in dem Grade, daß sie krank wurde. Nach zwei Seiten hin that ihr die Sache ungeheuer weh, einmal offenbar, weil ihre Eifersucht gereizt war, um so mehr, da ihr von allen Seiten Nachrichten über die außerordentliche Schönheit Christianens und wohl vielfach übertrieben zugetragen wurden, dann aber auch aus einem anderen, edleren Motiv, weil sie durch ein so zweideutiges Verhältnis den strahlenden Nimbus, welcher das Haupt des geliebten Freundes umstrahlte und welchen sie um jeden Preis in seinem vollen Glanze erhalten zu sehen wünschte, getrübt glaubte. Ihre Empfindlichkeit in dieser Angelegenheit ging so weit, daß sie einmal im Theater bei der Aufführung eines Lustspiels, dessen Situationen an dieses ihr so verhaßte Verhältnis erinnerten, heftig zu weinen anfing, über welches Vorkommnis ihr der Dichter damals schrieb: „Es hat mir sehr leid gethan, daß dich das geschmacklose, elende Stück durch Erinnerung an eine traurige Wirklichkeit so geschmerzt hat. Ich will dich heute Abend erwarten. Laß uns freundlich Leid und Freude verbinden, damit die wenigen Lebenstage genossen werden.“ Es ist sonderbar, daß er ein Verhältnis, in welches er sich mit großer Leidenschaft hineinbegeben hatte und welches ja nach seiner Wahl wieder aufzugeben oder in ein legitimes und regelmäßiges zu verwandeln jeden Augenblick in seiner Macht lag, eine traurige Wirklichkeit nannte; für Frau von Stein konnte es vielleicht eine solche sein, aber er durfte etwas, was sein freier Wille war, doch kaum so nennen. Frau von Stein mußte auf ärztlichen Rat eine

... ihres Freundschai
wenn er nicht das Verhältnis zu (
antwortete er am 1. Juni 1789:
den du mir zurückließest, wenn er
Weise betrübt hat. Ich zauderte d
einem solchen Falle schwer ist, aufr
letzen. Wie sehr ich dich liebe, wi
dich und Fritzen *) kenne, habe ich du
bewiesen. Nach des Herzogs Will
ging hin und da ich nicht voraussc
zu können, hatte ich kaum etwas an
Fritzen. Was ich in Italien verlass
holen. Du hast mein Vertrauen d
aufgenommen. Leider warst du, al
baren Stimmung und ich gestehe au
mich empfingst und wie mich andere
pfindlich war. Und das alles, ehe v
war, das dich so sehr zu kränken s
hältnis ist es? Wer wird dadurch v
an die Empfindungen, die ich den
Frage Fritzen, die Herder, jeden, der
nehmender, unthätiger meinen Freun
nicht vielmehr ihnen und der Gesellsc
es müßte durch ein Wunder geschehe
beste, innigste Verhältnis verl...

fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen. Aber das gestehe ich gern, die Art, wie du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Miene hast du kontrolliert, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn du mich immer mit vorsätzlicher Laune von dir stießest?" —

Die französische Revolution machte einen furchtbaren Eindruck auf ihn. Es ist hier nicht der Ort, die schweren Vorwürfe zu erörtern, welche ihm wegen seiner Haltung diesem großen Weltereignis gegenüber gemacht wurden. Man hat von Feigheit und Knechtsinn gesprochen. Das ist ein schweres Unrecht. Eine Natur, wie die seine, ganz auf die harmonische Ausbildung einer schönen Individualität gerichtet, und die namentlich durch seinen Aufenthalt in Italien in dieser Richtung bestärkt worden war, mußte von diesem gewaltsamen Umsturz alles Bestehenden, von dieser Entfesselung aller dämonischen Kräfte, welche im Menschen verborgen liegen, beunruhigt und unangenehm berührt werden, ohne daß man ihn beschuldigen kann, daß er für die erhabenen Ideale, welche ursprünglich der Bewegung zu Grunde lagen und welche man unter der späteren Entartung derselben kaum mehr wiederkennt, für Freiheit und Menschenrechte, keinen Sinn und kein Verständnis gehabt habe. Unzählige Stellen seiner Werke bezeugen das Gegenteil. Wie er immer gewohnt war, sich mit allem, was ihn erregte und beunruhigte, poetisch zurecht zu finden und auseinander zu setzen, so hat er es auch der französischen Revolution gegenüber gemacht. Dahin gehört außer dem „Großkophta" dem „Bürgergeneral" und den nicht vollendeten „Aufgeregten", welche uns keine Veranlassung zu einer Besprechung geben, vor allem das Drama „Die natürliche Tochter", in welcher uns eine herrliche Frauengestalt entgegentritt, mit dem wir uns also unserem Zwecke gemäß eingehender beschäftigen müssen.

...... Ein ungeheures Ereignis de
Revolution, hat sein Gemüt im tief
gewöhnt, bei allen Erregungen, welch
heiligen Quelle der Dichtkunst Trost
nimmt er auch in diesem Sturm, we
ihn selbst beunruhigt, seine Zuflucht
welcher dieselbe entspringt, um der
rauhen Wirklichkeit aufgestörten Gefü
sich in den wilden Streit der sich
kämpfenden Parteien einzumischen, faß
seiner rein menschlichen Triebfedern a
selben, sowohl die furchtbaren und ersch
und erhebenden, erhebt sie durch volle
welche in das Gewand der reinsten A
Verklärung und stellt sie zu einem B
sammen, bei dessen Betrachtung unser
sprüchen verworrener Parteiung reini
leidenschaftlicher Teilnahme befreien un
keit und dem heiligen Frieden der I
allen Drang und alle Verwirrung des
und einer befriedigenden Lösung entg
Revolution, deren gewaltige Eindrücke
Dichtungen, durch keine aber in solche
lichen Tochter, poetisch dargestellt hat,
Wirkungen nicht ...

reißen drohten und wie ein allgemeiner Zusammensturz, ein furchtbares Chaos alles, was Jahrhunderte geschaffen hatten, zerstören und unter Trümmern begraben zu wollen schien. Die Geschichte der natürlichen Tochter, soweit sie beglaubigt ist, war eines dieser furchtbaren Symptome. Wir geben eine Skizze derselben, soweit eine solche zum Verständnis des Goetheschen Dramas notwendig ist und zwar nach der eigenen Darstellung des so unerhört mißhandelten Opfers. Die Prinzessin Amélie Gabrielle Stephanie Louise von Conti war aus einem Liebesverhältnis des Prinzen Louis Ferdinand von Bourbon-Conti und der Herzogin von Mazarin, einer berühmten Schönheit, geboren worden. Die Verwandten dieser natürlichen Tochter, besonders ihr Halbbruder, der eheliche Sohn des Prinzen von Bourbon-Conti und sein späterer Nachfolger glaubten sich in ihren Rechten gefährdet, nachdem der König Ludwig XV. dem Vater versprochen hatte, dieselbe als Prinzessin von Geblüt anzuerkennen. Da sie kein anderes Mittel zu haben glaubten, um die öffentliche Anerkennung zu verhindern, griffen sie zum Verbrechen. Kurz bevor die feierliche Zeremonie stattfinden sollte, ließen sie die Prinzessin gewaltsam entführen und nach einer kleinen, in einsamer Gegend gelegenen Provinzialstadt bringen, und zwangen dieselbe, welche noch minderjährig war, durch Mittel der schlimmsten Art, sich mit einem Prokurator bürgerlichen Standes, einem widerlichen, heuchlerisch frömmelnden und dabei unangenehm häßlichen Menschen zu vermählen, welcher sie eine Reihe von Jahren sehr schlecht behandelte, bis es ihr endlich gelang, von ihm loszukommen und ihre Ehe mit ihm für ungültig erklären zu lassen. In den Memoiren, welche die bedauernswerte Frau über diese Verfolgungen und über ihre mannigfaltigen Abenteuer, auf welche wir hier nicht eingehen können, hinterlassen hat, an deren Glaubwürdigkeit übrigens manche Zweifel geltend gemacht worden sind, glaubte nun Goethe einen Stoff gefunden zu haben, in welchem er das, was er über die französische Revolution gedacht hatte, hineinlegen und besser poetisch darstellen könnte, als in den beiden Stücken, in denen er dies bis jetzt zu thun versucht hatte, dem Großkophta, einer Darstellung der berüchtigten Halsbandgeschichte, und dem Bürgergeneral, einer Satire auf die französischen Freiheits-

apostel, welche ihre politische Sendung nur zu selbstsüchtigen und räuberischen Zwecken mißbrauchten. Die Dichtung sollte in der Form einer Trilogie ausgeführt werden, und das vollendet vorliegende Stück war bestimmt, gleichsam die Exposition des Ganzen zu sein. Goethe hat in dieser Dichtung einen ganz anderen Weg als bei seinen anderen historischen Dramen eingeschlagen, und zwar einen solchen, von welchem wir gestehen müssen, daß er für die dramatische Wirkung nicht förderlich ist. Während er in seinen anderen Stücken sein Hauptaugenmerk auf eine strenge und lebendig durchgeführte Individualisierung der einzelnen Gestalten richtet, bewegt er sich hier in ganz allgemeinen Abstraktionen und die Figuren, welche er uns vorführt, sind nicht die historischen Gestalten, welche er im Sinn hat, sondern gleichsam nur Symbole derselben. Das äußert sich schon in dem Personenverzeichnis, welches uns nicht bestimmte benannte Individuen aufführt, sondern nur die allgemeine Benennungen ihrer Typen, wie der König, der Herzog, der Weltgeistliche und so weiter. Eugenie ist die natürliche Tochter des Herzogs, des nächsten Anverwandten des regierenden Königs und einer Dame, welche ebenfalls in naher Verwandtschaft mit der königlichen Familie steht, welche letztere das Kind, den lebendigen Zeugen ihrer Verirrung, haßt und es daher nie anerkannt, ja kaum je gesehen hat. Eugenie ist in vollkommener Unkenntnis ihrer hohen Geburt in der Verborgenheit eines einsamen Jagdschlosses ihres Vaters unter der Aufsicht der Hofmeisterin aufgezogen worden, aber die besten Lehrer haben ihre bedeutenden geistigen Fähigkeiten sorgfältig gepflegt und, da sie auch in herrlicher Körperschönheit erblüht, ist sie die höchste Herzensfreude ihres Vaters, welcher in der lieblichen Tochter eine Entschädigung und einen Trost für den vielfachen bittern Kummer findet, welcher ihm sein einziger, in der Ehe geborener Sohn bereitet. Er zieht sie nach und nach aus ihrer Verborgenheit hervor, läßt sie öffentlich erscheinen und zieht in unbesonnener Vaterliebe den Schleier von dem Geheimnis, in welches bis jetzt ihr wirkliches Verhältnis zu ihm gehüllt gewesen war. Der einzige, welcher von der Sache noch nichts weiß, ist der König. Dieser wird von dem Herzog zu einer glänzenden Jagd eingeladen, welche absichtlich in der Nähe jenes alten Schlosses ab=

gehalten wird, in welchem der Herzog seinen kostbaren Schatz verborgen hält. Eugenie hat auf stolzem Rosse, eine kühne Reiterin, allen voraus, an der Jagd teilgenommen. Jetzt entdeckt der Herzog seinem Neffen das Geheimnis ihrer Geburt und spricht den sehnlichen Wunsch aus, sie durch die Gnade des Monarchen als Mitglied des königlichen Hauses anerkannt zu sehen, was jetzt um so eher geschehen könne, da die Mutter, welche in selbstsüchtigem Stolze aus Rücksicht auf ihren unbefleckten Ruf die öffentliche Anerkennung ihres Kindes nie hatte zugeben wollen, in jüngster Zeit gestorben war. Der König verspricht, seinen Wunsch erfüllen zu wollen. Aber ein furchtbarer Unfall hätte beinahe dem in Jugendschönheit prangenden Mädchen in dem Augenblick, da ihr der höchste irdische Glanz winkt, einen jähen Tod bereitet. Tollkühn eine steile Bergwand hinabsprengend, ist sie mit ihrem Pferde gestürzt und in eine todähnliche Ohnmacht gesunken. Aber wunderbarerweise ist sie unverletzt geblieben, und, als sie erwacht, sieht sie sich als Tochter des Oheims eines Königs, und als Nichte von diesem selbst anerkannt, mit dem Versprechen, „was hier geheim geschah, vor seines Hofes Augen zu wiederholen.“ Aber bis dies geschehen kann, verlangt er von ihnen, die Sache strenge verschwiegen zu halten, aus Gründen, welche er in Worten ausspricht, welche offenbar die Zustände schildern sollen, wie sie sich am Beginne der französischen Revolution am Hofe und im Volke um den unglücklichen König Ludwig XVI. gestaltet hatten:

Erhebt euch denn und stellt euch neben mich,
Ins Chor der Treuen, die an meiner Seite
Das Rechte, das Beständige beschützen.
O diese Zeit hat fürchterliche Zeichen,
Das Niedre schwillt, das Hohe senkt sich nieder,
Als könnte jeder nur am Platz des andern
Befriedigung verworrner Wünsche finden,
Nur dann sich glücklich fühlen, wenn nichts mehr
Zu unterscheiden wäre, wenn wir alle,
Von *einem* Strom vermischt dahingerissen,
Im Ocean uns unbemerkt verlören.
O! laßt uns widerstehen, laßt uns, tapfer,

An jenem Fest, wo sich die tr
Der Stunde freu'n, die mir d
Dich geb' ich, edles Kind, an
Der großen Welt, dem Hofe,
Und mir. Am Throne glänze
Doch bis dahin verlang ich v
Verschwiegenheit. Was unter
Erfahre niemand. Mißgunst l
Schnell regt sie Wog' auf Wo
Das Fahrzeug treibt an jähe
Wo selbst der Steurer nicht zu
Geheimnis nur verbürget unsr
Ein Vorsatz, mitgeteilt, ist nich
Der Zufall spielt mit deinem
Selbst wer gebieten kann, muß
Ja, mit dem besten Willen leis
So wenig, weil uns tausend W
O! wäre mir zu meinen reinen
Auch volle Kraft auf kurze Zeit
Bis an den letzten Herd im Kö
Empfände man des Vaters war
Begnügte sollten unter niedrem
Begnügte sollten im Palaste wo
Und hätt' ich einmal ihres Glü
Entsagt' ich gern dem Throne,

Man meint den wohlwollenden

er, der Herzog, zu der Partei gehört, welche dem König rät, mit dieser Strenge vorzugehen, daß dieser aber auf ihren Rat nicht hört, und überhaupt trotz seines gütigen und edel wohlwollenden Charakters nicht der passende Fürst für die gegenwärtigen Zeiten ist, da in ihm die Kraft seines alten Heldenstammes erloschen ist. Der Vater führt also selbst die Tochter in demselben Augenblick, da ihr der höchste irdische Glanz winkt, in die Sorgen und Zerwürfnisse des Hof- und Staatslebens ein, trotzdem er selbst schmerzlich empfindet, daß er sie dadurch und durch ihre Erhebung überhaupt aus dem Paradiese der Unschuld vertreibt, in welchem sie bis jetzt gelebt hat, und welches ihm selbst ein so willkommener Zufluchtsort aus dem verwirrten und bedrückenden Treiben der großen Welt gewesen ist. Anders stellt sich Eugenie selbst der Neugestaltung ihres Schicksals gegenüber. Sie hat den stolzen Geist ihrer Mutter geerbt, sie ist fern von jeder weichlichen Sentimentalität, sie fühlt sich stolz und erhoben, ihren hohen Rang entdeckt zu haben und die Hoffnung hegen zu dürfen, daß sie in demselben bald öffentlich und allgemein anerkannt sein werde. In glänzenden Farben malt sie sich die Rolle aus, welche sie fortan zu spielen berufen sein wird. Wenn sie schon bisher in ihrer Verborgenheit ihm Erholung, Trost und Lebenslust gewähren konnte,

Wie soll die Tochter erst, in dein Geschick
Verflochten, im Gewebe deines Lebens,
Als heit'rer, bunter Faden künftig glänzen!
Ich nehme Teil an jeder edlen That,
An jeder großen Handlung, die den Vater
Dem König und dem Reiche werter macht. — —
Wenn ich dir sonst in trüben Augenblicken
Ohnmächt'gen guten Willen, arme Liebe,
Dir leere Tändeleien kindlich bot;
Nun hoff' ich, eingeweiht in deine Plane,
Bekannt mit deinen Wünschen, mir das Recht
Vollbürt'ger Kindschaft rühmlich zu erwerben.

Wenn der Herzog, dessen heißester Wunsch es doch gewesen ist, sie aus ihrer niedrigen Verborgenheit zur Höhe des Glanzes und der fürstlichen Stellung zu erheben, sie mit einer gewissen

Inkonsequenz an den Wert und die Würde des Zustandes erinnert, welchen sie hinter sich läßt, erwidert sie stolz:

Mit hocherhabnen, hochbeglückten Männern
Gewalt'ges Ansehn, würd'gen Einfluß teilen!
Für edle Seelen reizender Gewinn!

Aus dem Munde dieses Mädchens spricht der Geist einer jener Frauen, welche zum Herrschen selbst über Männer berufen sind und der Herzog erkennt an, daß sie ihm an Stärke des Muts und des Charakters überlegen ist:

Vergieb, wenn du in dieser Stunde
Mich schwächer findest, als dem Manne ziemt.
Wir tauschten sonderbar die Pflichten um:
Ich soll dich leiten und du leitest mich.

Aber diese energische Herrschernatur ist doch ein Weib und eine echt weibliche Sorge bedrückt sie selbst in diesem Augenblick, da sie mit Begeisterung die männliche Thätigkeit begrüßt, welche ihr jetzt eröffnet ist. Der Geburtstag des Königs ist nahe, an welchem sie als Prinzessin des königlichen Hauses anerkannt werden soll, und sie ist besorgt, daß ihr der notwendige Schmuck fehlen werde, um des großen Augenblicks würdig zu erscheinen:

Der große Tag ist nah,
Zu nah, um alles würdig zu bereiten;
Und was von Stoffen, Stickerei und Spitzen,
Was von Juwelen mich umgeben soll,
Wie kann's geschafft, wie kann's vollendet werden?

Aber der Vater teilt ihr mit, daß alles, was sie bedürfe, schon in einem herrlichen Schranke bereit sei, welchen er ihr zuschicken werde, und zu dem er ihr jetzt schon den Schlüssel übergebe, welchen sie aber nicht früher öffnen dürfe, als bis sie den Vater wieder gesehen habe; auch müsse sie bis zum Augenblick der Erfüllung aus der ihr zugedachten Erhebung tiefes Geheimnis machen, und als sie darin eine für ein Mädchen harte Prüfung findet, setzt er die Gründe auseinander, welche ihn und auch den König veranlassen, ihr dieselbe aufzulegen:

Mein eigner wüster Sohn umlauert ja
Die stillen Wege, die ich dich geführt.
Der Güter kleinen Teil, die ich bisher
Dir schuldig zugewandt, mißgönnt er schon.
Erführ er, daß du höher nun empor
Durch unsres Königs Gunst gehoben, bald
In manchem Recht ihm gleich dich stellen könntest;
Wie müßt' er wüten! Würd' er tückisch nicht
Den schönen Schritt zu hindern, alles thun?

Eugenie hält dies Versprechen nicht und daran scheint sich ihr trauriges Schicksal zu knüpfen. Aber dies ist nicht begründet, denn der Herzog irrt sich, wenn er glaubt, daß die Existenz Eugeniens und sein Verhältnis zu ihr bis jetzt ein tiefes Geheimnis geblieben sei. Sein lüderlicher Sohn hat vollständige Kenntnis davon, und der vertrauteste Diener des Herzogs selbst, der Sekretär, der Geliebte der Erzieherin Eugeniens, der Hofmeisterin, ist von demselben erkauft. Dieser erklärt seiner Geliebten, daß sie entschlossen sind, mit allen Mitteln die bevorstehende Anerkennung Eugeniens zu verhindern, und daß die Vorbereitungen dazu schon getroffen sind. Die Hofmeisterin soll dem schändlichen Plane Vorschub leisten, sie soll die Jungfrau nach den Inseln *) entführen und dadurch für immer aus dem Wege räumen. Die Hofmeisterin, welche den verbrecherischen Inhalt des Gesprächs ahnt, welches er von ihr verlangt, will demselben ausweichen, worauf er vorwurfsvoll erwidert:

Wenn ich des Glückes Füllhorn dir auf einmal,
Nach langem Hoffen, vor die Füße schütte,
Wenn sich die Morgenröte jenes Tags,
Der unsern Bund auf ewig gründen soll,
Am Horizonte feierlich erhebt;
So scheinst du nun verlegen, widerwillig
Den Antrag eines Bräutigams zu fliehn.

Die Hofmeisterin, ahnend, daß sie ihr Gewissen schwer belasten müsse, um diesen glücklichen Tag herbeizuführen, erwidert:

---

*) Damit ist eines jener Länder mit todbringendem Klima, wohin Frankreich seine Verbrecher zu deportieren pflegt, etwa Cayenne, gemeint.

Du zeigst mir nur die eine Seite dar,
Sie glänzt und leuchtet, wie im Sonnenschein
Die Welt erfreulich daliegt; aber hinten
Droht schwarzer Nächte Graus, ich ahn' ihn schon.

Darauf entwickelt ihr der Sekretär in verführerischer Rede alles das, was ihnen als Lohn für die Teilnahme an der verbrecherischen That angeboten wird:

So laß uns erst die schöne Seite sehn!
Verlangst du Wohnung mitten in der Stadt,
Geräumig, heiter, trefflich ausgestattet,
Wie man's für sich, wie man's für Gäste wünscht?
Sie ist bereit; der nächste Winter findet
Uns festlich dort umgeben, wenn du willst.
Sehnst du im Frühling dich aufs Land, auch dort
Ist uns ein Haus, ein Garten uns bestimmt,
Ein reiches Feld. Und was Erfreuliches
An Waldung, Busch, an Wiesen, Bach und Seen
Sich Phantasie zusammendrängen mag,
Genießen wir, zum Teil als unser eignes,
Zum Teil, als allgemeines Gut. Wobei
Noch manche Rente gar bequem, vergönnt
Durch Sparsamkeit ein sichres Glück zu steigern.

Auf die entschiedene Weigerung der Hofmeisterin entwickelt der Sekretär in geradezu empörender Weise ein System der nackten, rücksichtslosen Selbstsucht, welches, wenn es die höheren Kreise jener Zeit beherrscht hat, schon allein den Ausbruch der furchtbaren Gegenwirkung, wie sie in der Revolution hervortrat, erklärt. Sucht nach reichem Besitz herrscht in den Gemütern der meisten Menschen:

Der Vater neidet ihn dem Sohn, der Sohn
Berechnet seines Vaters Jahre, Brüder
Entzweit ein ungewisses Recht auf Tod
Und Leben. Selbst der Geistliche vergißt
Wohin er streben soll und strebt nach Gold.

Eine Gesellschaft, für welche diese Schilderung zutrifft, ist zum Untergange reif. Der Sekretär leitet daraus nur die Berechtigung des Prinzen ab, sich gegen die Ansprüche der ihm aufgedrungenen Schwester zu wehren:

Verdächte man's dem Prinzen, der sich stets
Als einz'ger Sohn gefühlt, wenn er sich nun
Die Schwester nicht gefallen lassen will,
Die eingedrungen ihm das Erbteil schmälert?
Man stelle sich an seinen Platz und richte.

Auf die Einwendung der Hofmeisterin, der Prinz sei ja jetzt schon sehr und nach des Vaters Tode werde er unermeßlich reich sein, so daß er der liebenswürdigen Schwester einen Teil der Erbschaft nicht zu mißgönnen brauche, antwortet jener mit kaum erträglichem Cynismus:

Willkürlich handeln ist des Reichen Glück!
Er widerspricht der Ford'rung der Natur,
Der Stimme des Gesetzes, der Vernunft,
Und spendet an den Zufall seine Gaben.
Unendlicher Verschwendung
Sind ungemessne Güter wünschenswert.

Er stellt ihr nur die Wahl, entweder zu ihren Plänen mitzuwirken, oder jeder Verbindung mit ihm zu entsagen:

Hier denke nicht zu raten, nicht zu mildern,
Kannst du mit uns nicht wirken, gieb uns auf.

Nicht einmal Zeit zur Überlegung kann er ihr lassen, denn:

Der Augenblick des Handelns drängt uns schon.
Der Herzog scheint gewiß, daß ihm der König
Am nächsten Fest die hohe Gunst gewähren
Und seine Tochter anerkennen wolle;
Denn Kleider und Juwelen steh'n bereit,
Im prächt'gen Kasten sämtlich eingeschlossen,
Wozu er selbst die Schlüssel wohl verwahrt
Und ein Geheimnis zu verwahren glaubt;
Wir aber wissen's wohl und sind gerüstet;
Geschehen muß nun schnell das Überlegte!

Auf ihre Warnung vor der göttlichen Rache antwortet er mit der eisernen Stirn eines Schurken:

Und was uns nützt ist unser höchstes Recht.

Als sie trotz alledem bei ihrer Weigerung beharrt, spricht er das furchtbare Wort aus, daß sie dadurch Eugenie nur in das äußerste

Verderben stürzen wird, da diejenigen, welchen sie im Wege steht, auch vor dem letzten Verbrechen, vor dem Morde nicht zurückschrecken werden:

O meine Gute! dies ihr Heil vermagst
Du ganz allein zu schaffen, die Gefahr
Von ihr zu wenden magst du ganz allein,
Und zwar, indem du uns gehorchst. Ergreife
Sie schnell, die holde Tochter, führe sie,
Soweit du kannst, hinweg, verbirg sie fern
Vor aller Menschen Anblick, denn — du schauderst,
Du fühlst, was ich zu sagen habe. Sei's,
Weil du mich drängest, endlich auch gesagt:
Sie zu entfernen ist das Mildeste.
Willst du zu diesem Plan nicht thätig wirken,
Denkst du dich ihm geheim zu widersetzen,
Und wagtest du, was ich dir anvertraut,
Aus guter Absicht irgend zu verraten,
So liegt sie tot in deinen Armen! Was
Ich selbst beweinen werde, muß geschehn.

Wir sehen in dem Sekretär den zum äußersten entschlossenen, verhärteten Bösewicht, aber auch die Hofmeisterin steht, obschon sie bis jetzt der Versuchung, unmittelbar bei dem Verbrechen mitzuwirken, widerstanden hat und obschon sie viele sehr schöne Worte zu machen weiß, im Grunde auf einer nicht viel höheren sittlichen Stufe. Denn anstatt, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, trotz der finsteren Warnung des Sekretärs, ihren Herrn sofort von den geschmiedeten Anschlägen in Kenntnis zu setzen, beschließt sie, durch allgemeine Warnungen vor den Gefahren, welche eine hohe Stellung mit sich bringt, Eugenie zu bestimmen, auf ihre Anerkennung aus eigenem Antrieb zu verzichten, da sie sich doch selbst sagen mußte, daß dieselbe in keinem Falle darauf eingehen wird. Der Schrank mit den Herrlichkeiten von Eugeniens Toilette wird gebracht. Die Hofmeisterin teilt ihr wohl mit, daß sie mit dem Inhalt und dem Zweck desselben vollständig bekannt ist, verschweigt ihr aber, daß auch ihre Feinde Kunde davon haben und deshalb eifrig beschäftigt sind, sie zu Grunde zu richten. Eugenie aber, da

sie erfährt, daß das Geheimnis, welches sie bewahren soll, gar kein Geheimnis mehr ist, glaubt, sich nicht mehr das Vergnügen versagen zu müssen, den prächtigen Inhalt des Schranks zu betrachten und der Hofmeisterin, welche sie für ihre wohlwollende Freundin hält, zu zeigen. Mit Entzücken betrachtet sie die kostbaren Gewänder und Schmuckgegenstände, mit der höchsten Wonne erblickt sie das Ordensband, welches den Rang der ersten Prinzessinnen von Geblüt bezeichnet. Sie legt die herrlichsten Kleinodien freudestrahlend an und steht vor uns in vollem Glanze ihrer Schönheit und ihres Stolzes, eine echte Fürstentochter, wie Meister Kaulbach sie uns dargestellt hat. Sie achtet nicht auf die Warnung der Hofmeisterin vor drohender Gefahr, vor eindringenden Sorgen, denn sie glaubt sich schon am Ziel ihrer Wünsche, im vollen Besitze des erstrebten Glanzes und Reichtums, sicher vor jeder Gefahr, gefeit gegen alle Not und Sorge, wenig geneigt, sich durch allgemeine, unbestimmte Warnungen bestimmen zu lassen, dem zu entsagen, was sie als den Zweck und den Inhalt ihres Lebens ansieht. Aber sie wird durch Hinterlist und Verrat aus ihrem Himmel gestürzt. Ihre Feinde vollziehen das Verbrechen, und zwar unter Beihilfe der treulosen Hofmeisterin. Eugenie wird nach der Hafenstadt entführt, um von dort nach einer jener Inseln gebracht zu werden, deren menschenmörderisches Klima ihre Feinde bald von ihr befreien wird. Die Hofmeisterin ist im Besitz eines königlichen Befehls, einer wahrscheinlich durch Lüge und Betrug erworbenen lettre de cachet, wie sie in den Tagen, welche der Revolution vorausgingen, zu Tausenden gegen Schuldige und Unschuldige in Anwendung gebracht worden sind, welche allen Behörden zur Pflicht macht, die Unglückliche ganz nach den Befehlen der Hofmeisterin zu behandeln. Der Gerichtsrat, welcher der erste ist, dem der königliche Befehl vorgelegt wird, erkennt sofort, daß es sich hier nicht um Recht, sondern um schnöde Gewalt handelt, hat aber nicht den Mut, sich einer Gefahr dadurch auszusetzen, daß er Personen, welche mit solchen Gewaltsmitteln ausgerüstet sind, Widerstand leistet. Die Hofmeisterin erzählt ihm in dunkeln allgemeinen Ausdrücken, welche uns so wenig klar werden, wie dem Gerichtsrat, daß dieses Mädchen, welches doch, wie wir wissen, von seinen

Feinden aus den niedrigsten und gemeinsten Beweggründen verfolgt wird, von einem zürnenden Gotte wie ein Erisapfel zwischen die streitenden Parteien geschleudert worden sei. Sie möchte gerne, was ihr aufgetragen ist, erfüllen und Eugenie für ihre Feinde unschädlich machen, ohne mit ihr nach einer jener Inseln zu gehen, welche jener, aber auch ihr, den sichern Tod drohen; sie möchte ihren Zweck dadurch erreichen, daß Eugenie selbst ihrem vornehmen Range entsage und, um diesen Schritt zu einem unwiderruflichen zu machen, einem bürgerlichen Gatten ihre Hand reiche, und sie will den Gerichtsrat veranlassen, Eugenie zu diesem Entschluß zu bewegen, indem sie ihm nahe legt, daß dies das einzige Mittel sei, um die Unglückliche vor dem sichern Tode zu retten, welcher ihrer auf der Insel wartet. Der Gerichtsrat willigt ein, den Versuch zu machen, aber alle seine Gründe sind ohne Wirkung auf die entschlossene Fürstentochter. Alle furchtbaren Schilderungen, welche er ihr von den Schrecken des Ortes entwirft, wohin sie gebracht werden soll, alle Hinweisungen auf die furchtbare Macht, welche mit dem königlichen Befehl in die Hand der Hofmeisterin gelegt ist, sind vergeblich. Sie beruft sich auf das heilige, unveräußerliche Recht, welches ihr zur Seite steht und welches gegen himmelschreiende Gewalt aufrecht zu erhalten er als Diener des Rechts verpflichtet ist:

Was ist Gesetz und Ordnung? Können sie
Der Unschuld Kindertage nicht beschützen?
Wer seid denn ihr, die ihr mit leerem Stolz
Durchs Recht Gewalt zu bänd'gen euch berühmt?

Aber in dem Reich des ihr so nah verwandten Königs herrschen Zustände, wie sie in Frankreich die Revolution notwendig hervorrufen mußten, welche nichts anderes war, als die gewaltsame Erhebung der Menschheit gegen das verschiedene Maß des Rechtes, welches bei den verschiedenen Klassen des Volkes angewendet wurde. Gesetz und Recht bindet nur die unteren und mittleren Schichten des Volkes, die Großen und Mächtigen haben ein anderes Recht, welches nichts anderes ist, als die Gewalt. Gerade heraus spricht der Gerichtsrat diese traurige Wahrheit aus, welche sich so furchtbar rächen sollte:

In abgeschlossnen Kreisen lenken wir
Gesetzlich streng, das in der Mittelhöhe
Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben sich in ungemessnen Räumen,
Gewaltig seltsam, hin und her bewegt,
Belebt und tötet, ohne Rat und Urteil,
Das wird nach anderm Maß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet, bleibt uns rätselhaft.

Zuletzt bietet der Gerichtsrat ihr seine eigene Hand an. Auch dies schlägt Eugenie, zwar gerührt durch diesen edelmütigen Vorschlag, aus, und behält trotz der hoffnungslosen Not, in welcher sie sich befinden, Geisteskraft genug, den Worten der Hofmeisterin, deren falsche Sophistik sie erkennt, entgegenzutreten. Auf der Höhe des Unglücks zeigt sich der Charakter der stolzen Fürstentochter auf erhabener Höhe. Die Menschen haben sie verlassen, sie ist in der Macht einer treulosen Frau, welche jene furchtbare, unwiderstehliche Waffe, jene lettre de cachet zu ihrer Verfügung hat, sie ist von dem höchsten Gipfel des Glückes hinabgestoßen in den tiefsten Abgrund der Not und Verzweiflung, aber alles das bricht nicht ihren Stolz, das Bewußtsein ihrer fürstlichen Geburt. Wie niedrig erscheint neben dieser Größe die Hofmeisterin, welche ganz von der Furcht vor der Gefahr erfüllt ist, die ihr selbst von dem Aufenthalt auf den verderblichen Inseln droht und welche zuletzt in ihrem Zorn über den unerschütterlichen Widerstand Eugeniens so weit geht, daß sie das herzergreifende Flehen der Armen und die rührende Beredsamkeit, mit welcher diese die Treulose an die früher zwischen ihnen gepflegte zärtliche Freundschaft erinnert, für Hohn und heuchlerische Verstellung erklärt. Jetzt fallen die letzten Schuppen von Eugeniens Augen, sie durchschaut klar die ganze Bosheit des schändlichen Weibes und erkennt nun erst ganz deutlich die Ursachen ihres Unglücks:

So hartes Wort, so niedriges Betragen,
Erfahr' ich das, erleb' ich das von dir?
Und mit Gewalt verscheuchst du meinen Traum.
Im klaren Lichte seh' ich mein Geschick!

Nicht meine Schuld, nicht jener Großen Zwist,
Des Bruders Tücke hat mich hergestoßen,
Und mitverschworen hältst du mich gebannt!

Jetzt zeigt sich ihr Heldenmut in seiner wahren Größe. Sie ruft das Volk zu ihrer Hilfe auf, aber dies bleibt kalt und zurückhaltend, weil es ihre furchtbare Aufregung für einen Ausfluß des Wahnsinns hält. Sie wendet sich an den Gouverneur der Provinz, aber dieser verweigert nach Einsicht in die königliche Vollmacht jede Hilfe. Sie flüchtet sich endlich in ein Kloster und fleht die Äbtissin desselben an, sie in ihren geheiligten Schutz aufzunehmen. Im Anfang geneigt, die Bitte der Schutzflehenden zu erfüllen, wird auch sie durch das von der Hofmeisterin vorgezeigte furchtbare Papier abgeschreckt: „Ich beuge vor der höheren Hand mich tief, die hier zu walten scheint.“ Jetzt erst, da alle Hoffnung verloren ist, da durch jene fluchwürdige lettre de cachet jede Aussicht auf Rettung versperrt ist, nimmt sie den Antrag des Gerichtsrats an, aber unter der Bedingung, daß er auf die Rechte eines Gatten verzichte:

Nun sei's gefragt: Vermagst du, hohen Muts,
Entsagung der Entsagenden zu weihen?
Vermagst du zu versprechen: mich, als Bruder,
Mit reiner Neigung zu empfangen? Mir,
Der liebevollen Schwester, Schutz und Rat
Und stille Lebensfreude zu gewähren?

Edelmütig, wenn auch mit schmerzlicher Überwindung, geht der Gerichtsrat auf diese strenge Bedingung ein und gerührt von seinem Opfermut eröffnet ihm Eugenie tröstend eine Aussicht auf eine bessere Zukunft, auf ein innigeres Verhältnis:

Auch solch ein Tag wird kommen, uns vielleicht
Mit ernsten Banden enger zu verbinden.

In ihr hat sich durch die Erfahrung, welche sie aus ihrem eigenen Schicksal geschöpft hat, die Überzeugung festgesetzt, daß ein Land, dessen Zustände ein solches Schicksal zulassen, einem gewaltigen Zusammensturze nahe sein muß, daß ein Königtum, welches,

statt die Unschuld zu schützen, der Bosheit, welche dieselbe unterdrücken will, seine ganze furchtbare unumschränkte Gewalt zur Verfügung stellt, dem Untergang geweiht ist, und an diese Überzeugung knüpft sich ihr Entschluß, im Lande zu bleiben, selbst um den Preis, welcher ihr der höchste scheinen muß, um, wenn die ihrigen dem ihnen sicher bevorstehenden Unglück verfallen sein werden, denjenigen, welche ihr Böses gethan haben, helfend zur Seite zu stehen und so zu beweisen, daß sie der hohen Stellung, nach welcher sie gestrebt, würdig gewesen war. Die Stellen ihres letzten Selbstgesprächs, welche diesen edlen Entschluß und dessen Motive aussprechen, mögen den Schluß dieser Skizze bilden:

So ist's denn wahr, was in der Kindheit schon
Mir um das Ohr geklungen! was ich erst
Erhorcht, erfragt und nun zuletzt sogar
Aus meines Vaters, meines Königs Mund,
Vernehmen mußte. Diesem Reiche droht
Ein jäher Umsturz. Die zum großen Leben
Gefugten Elemente wollen sich
Nicht wechselseitig mehr mit Liebeskraft
Zu stets erneuter Einigkeit umfangen.
Sie fliehen sich und einzeln tritt nun jedes
Kalt in sich selbst zurück. Wo blieb der Ahnherrn
Gewalt'ger Geist, der sie zu einem Zweck
Vereinigte, die feindlich Kämpfenden,
Der diesem großen Volk als Führer sich,
Als König und als Vater dargestellt?
Er ist entschwunden! Was uns übrig bleibt,
Ist ein Gespenst, das mit vergebnem Streben
Verlorenen Besitz zu greifen wähnt.
Und solche Sorge nähm' ich mit hinüber?
Entzöge mich gemeinsamer Gefahr?
Entflöhe der Gelegenheit, mich kühn
Der hohen Ahnen würdig zu beweisen,
Und jeden, der mich ungerecht verletzt,
In böser Stunde hilfreich zu beschämen?
Nun bist du, Boden meines Vaterlands,
Mir erst ein Heiligtum, nun fühl' ich erst
Den dringenden Beruf, mich anzuklammern.

Ich lasse dich nicht los, und welches Band
Mich dir erhalten kann, es ist nun heilig.
— — — — — — —
Die Größe der Gefahr betracht' ich nicht,
Und meine Schwäche darf ich nicht bedenken,
Doch alles wird ein gütiges Geschick
Zu rechter Zeit, auf hohe Zwecke leiten.
Und wenn mein Vater, mein Monarch mich einst
Verkannt, verstoßen, mich vergessen, soll
Erstaunt ihr Blick auf der Erhalt'nen ruhn,
Die das, was sie im Glücke zugesagt,
Aus tiefem Elend zu erfüllen strebt!

Ich bin jetzt bis zu der Periode in Goethes Leben und Thätigkeit vorgeschritten, in welcher er mit Schiller in eine Verbindung tritt, welche nicht nur nach der rein menschlichen Seite hin eines der wunderbarsten Schauspiele ist, welche uns die Litteraturgeschichte vorführt, sondern auch für die Entwicklung unserer beiden großen Dichter und damit unserer Litteratur überhaupt von der entscheidendsten Bedeutung geworden ist. Es ergreift mich ein tiefes Bedauern, daß es mir nicht vergönnt ist, über die Wechselwirkung dieser beiden großen Geister eingehend zu sprechen, welche sich bei so großer Verschiedenheit ihres Wesens und ihrer Veranlagung, nachdem sie sich lange schroff und spröde einander gegenüber gestanden waren, sich endlich fanden und gegenseitig ergänzten. Aber ich muß es mir versagen; es liegt außerhalb des Rahmens meiner Aufgabe. Ich wende mich daher zu der Besprechung der Frauengestalten des ersten größeren Werkes Goethes, welches unter der Förderung durch den Umgang mit Schiller vollendet worden ist, des Romans „Wilhelm Meister". Vor zwanzig Jahren hatte Goethe dieses Werk begonnen und der Plan desselben hatte zahlreiche Wandlungen, Veränderungen und Erweiterungen durchgemacht. Er sollte ursprünglich ein eigentlicher Theaterroman werden und alle die Erfahrungen aufnehmen, welche Goethe in seiner eigenen Berührung mit dem Bühnenwesen gemacht hatte; er ist aber zu einem umfangreichen Bilde der höheren Gesellschaft jener Zeit ge-

worden, wie sie der Dichter in seinem Leben am Hofe vor sich gesehen hat und zugleich zu einer Darstellung seiner eigenen künstlerischen Entwicklung, welche zuletzt auf die große Lehre von der Entsagung und Selbstbeschränkung hinausläuft, welche er aus den Erfahrungen seines reichen und tiefbewegten Lebens ableitet. Der Roman ist besonders reich an liebenswürdigen und bedeutenden Frauengestalten der verschiedensten Art in lebensvoller Darstellung, zu deren Betrachtung wir jetzt übergehen.

Gleichsam der Ausgangspunkt der Wanderung Wilhelm Meisters, welche ihn durch so mannigfaltige Wechselfälle und Verschlingungen hindurchführen soll, ist die liebliche Schauspielerin, welche Goethe Marianne genannt hat, und welche einen so tiefgehenden Einfluß auf die Geschichte des Helden auszuüben bestimmt ist. „Wenn die erste Liebe," sagt der Dichter im dritten Buch seines Romans, „wie ich allgemein behaupten höre, das Schönste ist, was ein Herz früher oder später empfinden kann, so müssen wir unseren Helden dreifach glücklich preisen, daß ihm gegönnt ward, die Wonne dieser Augenblicke in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Nur wenig Menschen werden so vorzüglich begünstigt, indes die meisten von ihren früheren Empfindungen nur durch eine harte Schule geführt werden, in welcher sie nach einem kümmerlichen Genusse gezwungen sind, ihren besten Wünschen zu entsagen und das, was ihnen als höchste Glückseligkeit vorschwebte, für immer entbehren zu lernen." Dieses berauschende Glück, welches in solchen hinreißenden Tönen, mit so glühenden Farben nur ein Dichter schildern kann, welcher dieses Wonnegefühl selbst in seinem jugendlich glühenden Herzen empfunden hat, war den beiden jugendlichen Wesen, welche wir bei dem Beginn der Erzählung nach der Beendigung der Theatervorstellung in dem kleinen, traulichen Zimmer der Schauspielerin zusammenfinden, erst seit kurzer Zeit aufgegangen, es erfüllt jetzt ihre Herzen mit unaussprechlicher Seligkeit und soll nach kurzer, berauschender Blüte verwelken und vernichtet werden, weil das liebliche Wesen schon vorher unter dem Einfluß eines bösen Schicksals und einer böseren Ratgeberin einen verhängnisvollen Weg betreten hatte. Aber heute, da sie, noch glühend von der Aufregung der Bühne, noch in der Kleidung eines jungen Offiziers, in welchem

sie eben noch von dem entzückten Publikum jubelnd begrüßt worden war, von dem Theater heimkommt, um den Heißgeliebten zu erwarten, heute will sie von nichts hören, von nichts wissen, als von ihrer Liebe, alles hat sie hinter sich geworfen, was sie bedrückt, quält und beängstigt, ganz will sie sich der ihre ganze Seele erfüllenden Leidenschaft hingeben, welche sie so oft dargestellt, und von welcher sie doch noch keinen Begriff gefaßt hatte. Sie will die ganze Vergangenheit vergessen, sie will die Zukunft, welche ihr wie ein unheimliches Gespenst entgegengrinst, verschließen, sie will nur lieben und geliebt werden. „Spotte, wie du willst," ruft sie der abscheulichen Alten zu, „ich liebe ihn, ich liebe ihn! Mit welchem Entzücken spreche ich zum erstenmale diese Worte aus! — Ja, ich will mich ihm an den Hals werfen, will ihn fassen, als wenn ich ihn ewig halten wollte! Ich will ihm meine ganze Liebe zeigen, seine Liebe in ihrem ganzen Umfange genießen!" Sie fühlt wohl, daß ihre Vergangenheit, welche sie in einer bösen Stunde, durch gewissenlose Ratschläge verführt, zu einer unwiderruflichen gemacht hat, sich wie ein unüberschreitbarer Abgrund zwischen sie und ihren Geliebten legen wird, aber durch keinen Gedanken an die über kurz oder lang notwendig werdende Trennung will sie sich das süße Glück der seligen Gegenwart stören und verbittern lassen. „Und wenn mir die Morgensonne meinen Freund rauben sollte, will ich mir's verbergen!" ruft sie aus.

Der Dichter giebt uns nach seiner Gewohnheit keine eingehende Schilderung von der Vergangenheit Mariannens. Das Wenige, was er uns über ihre Jugendschicksale mitteilt, wird uns erst erzählt, wenn das liebenswürdige Wesen schon lange in ihrem Grabe liegt. Wir hören dann, daß sie von guten, wohlhabenden Eltern stammt und eine sorgfältige Erziehung erhalten hat. Nachdem sie in behaglichen Verhältnissen aufgewachsen ist, so daß sie in ihrer früheren Jugend von den Sorgen des Lebens nicht berührt worden war, trafen schwere Unfälle ihre Familie, Armut trat an die Stelle der Wohlhabenheit, ihre beiden Eltern starben, und das arme Kind stand in den Jahren der schönsten Jugendblüte allein und verlassen im Leben da, allem Unbill der erbarmungslosen Welt wehrlos preisgegeben. Eine alte Wärterin, welche an Charakter und

Gewissenhaftigkeit mit Frau Marthe Schwerdtlein in Goethes Faust verglichen zu werden verdient, stand ihr beratend zur Seite und glaubte, ihre eigene Rechnung dabei zu finden, wenn sie das Mädchen veranlaßte, auf das Theater zu gehen, ohne daß dieses durch einen besonders leidenschaftlichen Trieb, wie Wilhelm Meister selbst später, oder durch eine ganz besonders hervortretende geniale Begabung zu dieser Laufbahn sich hingezogen fühlte. Die Leiden, die Not, welche von einem wandernden Schauspielerleben unzertrennlich sind, waren ihr reichlich zugeteilt und wurden von dem zarten Geschöpf um so schmerzlicher empfunden, als sie durch ihre Erziehung einerseits an bessere und behaglichere Verhältnisse gewöhnt, die Entbehrungen schwerer ertrug, und andererseits die guten Lehren, welche sie von ihren Eltern in der kurzen, glücklichen Zeit ihres Lebens erhalten hatte, doch noch eine so große Wirkung in ihr zurückgelassen hatten, daß sie sich dem Leichtsinn nicht, wie viele anderen, überlassen konnte, welcher alles leichter erträgt, und in der Wahl der Mittel, den oft unerträglichen Zustand zu verbessern, wenn auch auf Kosten der Ehre und Menschenwürde, nicht zu gewissenhaft ist. Die alte Kupplerin sagt selbst von ihr: „Ihrem kleinen Gemüt waren gewisse gute Grundsätze eingeprägt, die sie unruhig machten, ohne ihr viel zu helfen. Sie hatte nicht die mindeste Gewandtheit in weltlichen Dingen, sie war unschuldig im eigentlichen Sinne; sie hatte keinen Begriff, daß man kaufen könne, ohne zu bezahlen: für nichts war ihr mehr bange, als wenn sie schuldig war; sie hätte immer lieber gegeben, als genommen und nur eine solche Lage machte es möglich, daß sie genötigt ward, sich selbst hinzugeben, um eine Menge kleiner Schulden zu bezahlen". So hatte das abscheuliche Weib, welches mit der größten Unverfrorenheit eingesteht, daß sie die Tugend des Mädchens, welches selbst gar keine Neigung fühlte, von dem Pfade derselben abzuweichen, wohl hätte retten können, aber mit Hunger und Not, mit Kummer und Entbehrung, worauf sie aber „niemals eingerichtet war", die Notlage und die Charaktereigenschaften Mariannens gewissenlos dazu mißbraucht, sie in die Arme eines reichen Liebhabers, eines jungen Kaufmanns, Norberg, zu liefern, von dessen Freigebigkeit sie selbst ausgiebigen Nutzen zu ziehen, sie sich nicht bedachte.

Große Dichter, welche in die Tiefen der menschlichen Natur hinabgestiegen sind, und das, was sie dort gefunden haben, in lebenswahren Gestalten vor uns hinstellten, haben uns gezeigt, daß auch die gefährlichsten und verstocktesten Bösewichter das Bedürfnis fühlen, durch eine gewandte Sophistik sich über die Niederträchtigkeit ihrer Handlungen zu täuschen, und daß sich ihnen auch solche scheinbare Milderungsgründe willig zu Gebote stellen. Hat doch der große Herzenskünder Shakespeare selbst einen seiner schlimmsten Schurken, Jago im Othello, nicht ohne ein solches Bedürfnis der Scheinrechtfertigung seiner Thaten gelassen. So sucht auch die gewissenlose Kupplerin, als Wilhelm sie, da er lange nach Mariannens Tode wieder mit ihr zusammentrifft, in harten und beschimpfenden Ausdrücken über ihre schändliche Handlungsweise gegen das Mädchen zur Rede stellt, durch eine raffiniert sophistische Berufung auf die Art und Weise, wie oft in sogenannten guten Familien Ehen geschlossen werden, das, was sie gethan hat, als nichts Schlimmeres darzustellen, als was Eltern, welche treu besorgt und gewissenhaft zu sein glauben und von der Welt dafür anerkannt werden, an ihren Töchtern thun. „Ihr thätet besser, Euch zu mäßigen," sagt sie zu dem entrüsteten Wilhelm, „und mit Schimpfreden inne zu halten. Wenn Ihr schimpfen wollt, so geht in Eure großen, vornehmen Häuser, da werdet Ihr Mütter finden, die recht ängstlich besorgt sind, wie sie für ein liebenswürdiges, himmlisches Mädchen den allerabscheulichsten Menschen auffinden wollen, wenn er nur zugleich der reichste ist. Seht das arme Geschöpf vor seinem Schicksale zittern und beben und nirgends Trost finden, als bis ihr irgend eine erfahrene Freundin begreiflich macht, daß sie durch den Ehestand das Recht erwerbe, über ihr Herz und ihre Person nach Gefallen disponieren zu können." Der Gran von Wahrheit, welcher sich in diesen Worten findet, macht diese Sophistik der Schurkerei nur um so abscheulicher und gefährlicher. Kurze Zeit, nachdem sie den unwiderruflichen Schritt in das Verderben gethan hatte, lernte Marianne Wilhelm kennen. Ohne in ihrer Leidenschaft eine Rechtfertigung vor sich selbst zu finden, mit heftigem Widerstreben, ohne daß eine Regung ihres Herzens ihr für das Bewußtsein, ihre Ehre verloren zu haben, einen Trost gewährt hätte, war sie ein Opfer

der Verführung geworden. Sie hatte ihre Person hingegeben, aber ihr Herz war ihr freies Eigentum geblieben. Jetzt, da es zu spät ist, da eine nicht mehr auszufüllende Kluft sich zwischen ihr und einer ehrbaren Zukunft aufgethan hat, wird sie von einer unwiderstehlichen Liebesglut zu dem Jüngling erfaßt, dessen Gleichen an edler Empfindung, an Seelenschönheit, Kunstbegeisterung ihr noch nie entgegengetreten, der so ganz anders war, als alle diejenigen, welche ihr bis jetzt von Liebe gesprochen hatten, von denen sie nach langem, verzweifeltem Kampfe einem endlich zum Opfer gefallen war. Bis jetzt war ihr die Liebe nur als trübe, sinnliche Leidenschaft, als brutale Begierde nach dem Besitze ihrer Person entgegengetreten. Wilhelms Liebe zeigt sich ihr von jener Achtung begleitet, ohne welche eine echte, wahre Liebe gar nicht gedacht werden kann. Durch unausgesetzte Quälereien hatte die Alte ihr den Entschluß, sich preiszugeben, um sich von den kleinlichen Sorgen, welche sie bei ihrer Veranlagung mehr als jede andere drückten, zu befreien, abgerungen, aber jetzt ist der Einfluß der Verführerin zu Ende. Dieser Liebe, welche plötzlich wie eine glänzend strahlende Sonne die Nacht ihres Lebens erhellt hat, will sie nicht entsagen. Aber ach! mit bitterer Verzweiflung erkennt sie, daß es zu spät ist, daß ein seliges Liebesglück, wie es sich ihr jetzt in berückendem Zauber darbietet, für ein Geschöpf, wie sie eines geworden ist, nicht erblühen kann, daß sie unauflöslich an Schmach und Elend gebunden ist und aus der Nacht ihres Herzens bricht in dem Bewußtsein, daß diese berauschende Wonne für sie nur ein rasch dahinschwindender Traum sein kann, der nur solange dauert, als sie ihre Augen für ihre wahre Lage verschließt, wie ein Todesschrei der Verzweiflung der überaus bittere Vorwurf gegen diejenige, welche sie in das Verderben gestürzt hat, hervor: „O hättest du meiner Jugend, meiner Unschuld nur vier Wochen geschont, so hätte ich einen würdigen Gegenstand meiner Liebe gefunden, ich wäre seiner würdig gewesen und die Liebe hätte das mit einem ruhigen Bewußtsein geben dürfen, was ich jetzt wider Willen verkauft habe!“ Jetzt wäre ein kleiner Teil jenes Leichtsinns, welcher andere Mädchen in ihrer Lage ihr Schicksal leichter ertragen läßt, für sie eine unschätzbare Wohlthat gewesen, aber diese zwar gefährliche, aber doch oft

wohlthätige Eigenschaft hatte ihr die Natur versagt. Sie hatte nicht den Mut, dem Geliebten, dessen reines Vertrauen, dessen überschwängliche Seligkeit zu stören sie sich nicht entschließen konnte, ihre wahre Lage mitzuteilen, und doch ließ ihr das Bewußtsein, ihn zu täuschen, seiner unwürdig zu sein, keinen Augenblick Ruhe, wenn sie in seinen Armen lag, noch weniger, wenn sie allein war. Mit unübertrefflicher Meisterschaft schildert Goethe die furchtbaren Seelenleiden des unglücklichen Geschöpfes: „Auch Marianne konnte sich eine zeitlang täuschen; sie teilte die Empfindung seines lebhaften Glücks mit ihm. Ach! wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vorwurfs ihr über das Herz gefahren wäre! Selbst an dem Busen Wilhelms war sie nicht sicher davor, selbst unter den Flügeln seiner Liebe. Und wenn sie nun gar wieder allein war, und aus den Wolken, in denen seine Leidenschaft sie emportrug, in das Bewußtsein ihres Zustandes herabsank, dann war sie zu bedauern. Denn Leichtsinn kam ihr zu Hilfe, solange sie in niedriger Verworrenheit lebte, sich über ihre Verhältnisse betrog, oder vielmehr sie nicht kannte; da erschienen ihr die Vorfälle, denen sie ausgesetzt war, nur einzeln: Vergnügen und Verdruß lösten sich ab, Demütigung wurde durch Eitelkeit, und Mangel oft durch augenblicklichen Überfluß vergütet; sie konnte Not und Gewohnheit sich als Gesetz und Rechtfertigung anführen, und solange ließen sich alle unangenehmen Empfindungen von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag abschütteln. Nun aber hatte das arme Mädchen sich Augenblicke in eine bessere Welt hinübergerückt gefühlt, hatte, wie von oben herab, aus Licht und Freude ins Öde, Verworfene ihres Lebens herunter gesehen, hatte gefühlt, welche elende Kreatur ein Weib ist, das mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößt, und fand sich äußerlich und innerlich um nichts gebessert. Sie hatte nichts, was sie aufrichten konnte. Wenn sie in sich blickte und suchte, war es in ihrem Geiste leer, und ihr Herz hatte keinen Widerhalt. Je trauriger dieser Zustand war, desto heftiger schloß sich ihre Neigung an den Geliebten fest; ja die Leidenschaft wuchs mit jedem Tage, wie die Gefahr, ihn zu verlieren, mit jedem Tage näher rückte.“ Die über kurz oder lang unvermeidliche Katastrophe sollte nur zu bald eintreten. Wilhelm wurde zuerst in unangenehmer

Weise aus seinem Wahn aufgeschreckt, daß sein Liebesverhältnis mit der schönen Schauspielerin vollständig geheim geblieben wäre. Werner, sein Freund und zukünftiger Schwager und Teilhaber des väterlichen Geschäftshauses, ein pünktlicher und bedächtiger Kaufmann, „einer von den geprüften, in ihrem Dasein bestimmten Leute, die man gewöhnlich kalte Leute zu nennen pflegt, weil sie bei Anlässen weder schnell noch sichtlich auflodern“, hatte entdeckt, „daß Wilhelm vor einiger Zeit eine Schauspielerin öffentlich besucht, mit ihr auf dem Theater gesprochen und sie nach Hause gebracht habe; er wäre trostlos gewesen, wenn ihm auch die nächtlichen Zusammenkünfte bekannt geworden wären; denn er hörte, daß Marianne ein verführerisches Mädchen sei, die seinen Freund wahrscheinlich ums Geld bringe und sich noch nebenher von dem unwürdigsten Liebhaber unterhalten lasse“. So rüstete sich Werner, als der Vertreter des ruhigen, kalten Verstandes und des regelmäßigen, bürgerlichen Lebens zum ernsten Angriff auf Wilhelms Gefühlsschwärmerei, auf seine abenteuerlichen Pläne, auf das luftige Traumgebäude der armen Marianne. An dem Abend, als Wilhelm „verdrießlich und verstimmt“ von jener Geschäftsreise zurückkam, auf welcher er zuerst die Bekanntschaft der Melinas gemacht hatte, hielt ihm der Freund die Sache vor, „erst gelassen, dann mit dem dringenden Ernste einer wohldenkenden Freundschaft — — — und gab seinem Freunde alle die Bitterkeiten zu kosten, die ruhige Menschen an Liebende mit tugendhafter Schadenfreude so freigebig auszuspenden pflegen“. Aber auf diese Weise sollte das Luftschloß Mariannens nicht zerstört werden, gegen solche Einflüsterungen war Wilhelms Liebe gefeit und mit festem Vertrauen erwidert er dem warnenden und den Beweis der Wahrheit seiner Behauptungen anbietenden Freunde: „Du kennst das Mädchen nicht! Der Schein ist vielleicht nicht zu ihrem Vorteil, aber ich bin ihrer Treue und ihrer Tugend so gewiß, als meiner Liebe.“ Armer Wilhelm! Arme Marianne! Um die Verstimmung, welche das Gespräch mit dem Freunde trotz der Sicherheit seiner Überzeugung in ihm hervorgerufen hatte, zu verscheuchen, griff er zum sichersten Mittel, er eilte nachts in die Arme der Geliebten. „Sie empfing ihn mit lebhafter Freude; denn er war bei seiner Ankunft vorbeigeritten, sie hatte ihn diese Nacht

erwartet, und es läßt sich denken, daß alle Zweifel bald aus seinem Herzen vertrieben wurden. Ja, ihre Zärtlichkeit schloß sein ganzes Vertrauen wieder auf, und er erzählte ihr, wie sehr sich das Publikum, wie sehr sich sein Freund an ihr versündigt."

Wie schmerzlich mag das Herz des armen Mädchens geschlagen haben, wenn sie sich in bitterer Gewissenspein sagen mußte, daß alles, was ihr vertrauensvoller Geliebter für eine verläumderische Lüge hielt, nichts als die reine Wahrheit war! Es macht einen tief wehmütigen Eindruck, wenn die beiden Liebenden, er in überschwänglicher Liebesseligkeit, sie, die Qual ihres Innern in der süßen Wonne des Augenblicks übertäubend, in einer der letzten Stunden, welche sie mit einander zubringen, ehe sie grausam für immer auseinander gerissen werden, sich in seligen Erinnerungen an die erste Zeit ihrer Liebe ergehen. „Die ersten Schritte, die uns in den Irrgarten der Liebe bringen, sagt der Dichter, welcher selbst in diesem reizenden Irrgarten so viele schöne Stunden erlebt hat, sind so angenehm, daß man sie gar zu gern in sein Gedächtnis zurückruft. Jeder Teil sucht einen Vorzug vor dem andern zu halten, er habe früher, uneigennütziger geliebt, und jedes wünscht in diesem Wettstreit lieber überwunden zu werden, als zu überwinden." Unter solchem liebevollen Wettstreit vergingen den Liebenden die Stunden der Nacht sehr schnell und Wilhelm verließ seine Geliebte, vollständig über ihre Reinheit und Treue beruhigt, mit dem festen Vorsatze, sein Vorhaben, mit ihr die Stadt zu verlassen und sich der Bühne zu widmen, unverzüglich auszuführen. Nur einige Tage waren noch notwendig, um die letzten Vorbereitungen zu treffen. In einer Nacht während dieser Tage schrieb er an Mariannen einen Brief, in welchem er diese Angelegenheit zur Sprache bringen wollte, über welche sie ihm bisher, wenn er darauf zu sprechen kommen wollte, immer ausgewichen war. Wir müssen diesen Brief hieher stellen, weil er uns die Auffassung offenbart, welche Wilhelm über sein Verhältnis zu Mariannen erfüllte, und nur, wenn wir diese kennen, können wir begreifen, wie er, als er durch einen verhängnisvollen Zufall sie unwürdig halten mußte, so rücksichtslos ohne weitere Untersuchung in der Weise verfahren konnte, daß er die so heiß Geliebte in das Elend, in

den Tod stieß. „Unter der lieben Hülle der Nacht, schreibt er, die mich sonst in deinen Armen bedeckte, sitze ich und denke und schreibe an dich, und was ich sinne und treibe, ist nur um deinetwillen. O Marianne! Mir, dem glücklichsten unter den Männern, ist es, wie einem Bräutigam, der ahnungsvoll, welch' eine neue Welt sich in ihm und durch ihn entwickeln wird, auf den festlichen Teppichen steht, und während der heiligen Ceremonieen, sich gedankenvoll lüstern vor die geheimnisreichen Vorhänge versetzt, woher ihm die Lieblichkeit der Liebe entgegensäuselt. Ich habe über mich gewonnen, dich in einigen Tagen nicht zu sehen; es war leicht, in Hoffnung einer solchen Entschädigung, ewig mit dir zu sein, ganz der deinige zu bleiben! Soll ich wiederholen, was ich wünsche? Und doch ist es nötig; denn es scheint, als habest du mich bisher nicht verstanden. Wie oft habe ich mit leisen Tönen der Treue, die, weil sie alles zu halten wünscht, wenig zu sagen wagt, an deinem Herzen geforscht nach dem Verlangen einer ewigen Verbindung. Verstanden hast du mich gewiß: denn in deinem Herzen muß eben der Wunsch keimen; vernommen hast du mich in jedem Kusse, in der anschmiegenden Ruhe jener glücklichen Abende. Da lernt' ich deine Bescheidenheit kennen und wie vermehrte sich meine Liebe! Wo eine andere sich künstlich betragen hätte, um durch überflüssigen Sonnenschein einen Entschluß in dem Herzen ihres Liebhabers zur Reife zu bringen, eine Erklärung hervorzulocken und ein Versprechen zu befestigen, eben da ziehst du dich zurück, schließest die halb geöffnete Brust deines Geliebten wieder zu, und suchst durch eine anscheinende Gleichgiltigkeit deine Beistimmung zu verbergen; aber ich verstehe dich! Welch ein Elender müßte ich sein, wenn ich an diesen Zeichen die reine, uneigennützige, nur für den Freund besorgte Liebe nicht erkennen wollte! Vertraue mir und sei ruhig! Wir gehören einander an, und keins von beiden verläßt oder verliert etwas, wenn wir für einander leben. Nimm sie hin, diese Hand! feierlich noch dies überflüssige Zeichen! Alle Freuden der Liebe haben wir empfunden, aber es sind neue Seligkeiten in dem bestätigten Gedanken der Dauer. Frage nicht, wie? Sorge nicht! Das Schicksal sorgt für die Liebe und um so gewisser, da Liebe genügsam ist. Mein Herz hat schon lange meiner Eltern Haus

verlassen; es ist bei dir, wie mein Geist auf der Bühne schwebt. O meine Geliebte! Ist wohl einem Menschen so gewährt, seine Wünsche zu verbinden, wie mir? Kein Schlaf kommt in meine Augen und wie eine ewige Morgenröte steigt deine Liebe und dein Glück vor mir auf und ab. Kaum daß ich mich halte, nicht auffahre, zu dir hinrenne und mir deine Einwilligung erzwinge, und gleich morgen frühe weiter in die Welt nach meinem Ziele hinstrebe. — Nein, ich will mich bezwingen, ich will nicht unbesonnen thörichte, verwegene Schritte thun; mein Plan ist entworfen, und ich will ihn ruhig ausführen. Ich bin mit Direktor Serlo bekannt, meine Reise geht gerade zu ihm, er hat vor einem Jahre oft seinen Leuten etwas von meiner Lebhaftigkeit und Freude am Theater gewünscht, und ich werde ihm gewiß willkommen sein; denn bei eurer Truppe möchte ich aus mehr als einer Ursache nicht eintreten; auch spielt Serlo so weit von hier, daß ich anfangs meinen Schritt verbergen kann. Einen leiblichen Unterhalt finde ich da gleich; ich sehe mich in dem Publico um, lerne die Gesellschaft kennen und hole dich nach. Marianne, du siehst, was ich über mich gewinnen kann, um dich gewiß zu haben; denn dich so lange nicht zu sehen, dich in der weiten Welt zu wissen! Recht lebhaft darf ich mir's nicht denken. Wenn ich mir aber wieder deine Liebe vorstelle, die mich vor allem sichert, wenn du meine Bitte nicht verschmähst, ehe wir scheiden, und du mir deine Hand vor dem Priester reichst, so werde ich ruhig gehen. Es ist nur eine Formel unter uns, aber eine so schöne Formel, der Segen des Himmels zu dem Segen der Erde. In der Nachbarschaft, im Ritterschaftlichen, geht es leicht und heimlich an. Für den Anfang habe ich Geld genug; wir wollen teilen, es wird für uns beide hinreichen; ehe das verzehrt ist, wird der Himmel weiter helfen. Ja, Liebste, es ist mir gar nicht bange. Was mit so viel Fröhlichkeit begonnen wird, muß ein glückliches Ende erreichen. Ich habe nie gezweifelt, daß man sein Fortkommen in der Welt finden könne, wenn es einem Ernst ist, und fühle Mut genug für zwei, ja für mehrere einen reichlichen Unterhalt zu gewinnen. Die Welt ist undankbar, sagen viele; ich habe noch nie gefunden, daß sie undankbar sei, wenn man auf die rechte Art etwas für sie zu thun

weiß. Mir glüht die ganze Seele bei dem Gedanken, endlich einmal aufzutreten und den Menschen in das Herz hineinzureden, was sie sich so lange zu hören sehnen. Wie tausendmal ist es freilich mir, der ich von der Herrlichkeit des Theaters so eingenommen bin, bang durch die Seele gegangen, wenn ich die Elendesten gesehen habe sich einbilden, sie könnten uns ein großes treffliches Wort ans Herz reden! Ein Ton, der durch die Fistel gezwungen wird, klingt viel besser und reiner; es ist unerhört, wie sich diese Bursche in ihrer groben Ungeschicklichkeit versündigen. Das Theater hat oft einen Streit mit der Kanzel gehabt; sie sollten, dünkt mich, nicht mit einander hadern. Wie sehr wäre zu wünschen, daß an beiden Orten nur durch edle Menschen Gott und Natur verherrlicht würden! Es sind keine Träume, meine Liebste! Wie ich an deinem Herzen habe fühlen können, daß du in Liebe bist; so ergreife ich auch den glänzenden Gedanken und sage — ich will's nicht aussagen, aber hoffen will ich, daß wir einst als ein paar gute Geister den Menschen erscheinen werden, ihre Herzen aufzuschließen, ihre Gemüter zu berühren und ihnen himmlische Genüsse zu bereiten, so gewiß mir an deinem Busen Freuden gewährt waren, die immer himmlisch genannt werden müssen, weil wir uns in jenen Augenblicken aus uns selbst gerückt, über uns selbst erhaben fühlen. Ich kann nicht schließen; ich habe schon zu viel gesagt und weiß nicht, ob ich dir schon alles gesagt habe, alles, was dich angeht: denn die Bewegung des Rades, das sich in meinem Herzen dreht, sind keine Worte vermögend auszudrücken. Nimm dieses Blatt indes, meine Liebe! Ich habe es wieder durchgelesen und finde, daß ich von vorne anfangen sollte; doch enthält es alles, was du zu wissen nötig hast, was dir Vorbereitung ist, wenn ich bald mit Fröhlichkeit der süßen Liebe an deinen Busen zurückkehre. Ich komme mir vor wie ein Gefangener, der in einem Kerker lauschend seine Fesseln abfeilt. Ich sage gute Nacht meinen sorglos schlafenden Eltern! Lebe wohl, Geliebte! Lebe wohl! Für diesmal schließ' ich; die Augen sind mir zwei- dreimal zugefallen; es ist schon tief in der Nacht."

Es ergreift uns ein tiefes, inniges Mitleid mit dem jungen Manne, wenn wir diesen Brief lesen, welcher ihn nach zwei Seiten

in einem Idealismus befangen zeigt, welcher ihn den furchtbarsten Enttäuschungen aussetzen muß. Seine hohe Auffassung des Theaters und seiner erhabenen sittlichen und kulturellen Aufgaben, sowie die ideale Gestalt, welche er in seiner Geliebten zu erkennen glaubt, sind beide so weit von der Wirklichkeit und der Wahrheit entfernt, daß wir ernstlich für Wilhelm in dem Augenblick zittern müssen, in welchem er diesen Abstand seiner Träume von der wahren Lage der Dinge gewahr werden wird. Es vergehen Jahre und es bedarf für ihn der mannigfaltigsten und niederdrückendsten Erfahrungen, um ihn aus seinen Illusionen in Bezug auf das Theater zu reißen, und es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, dies näher zu erörtern, aber sein Verhältnis zu Marianne muß näher in das Auge gefaßt werden. Hier steht sein Geschick unmittelbar vor der furchtbaren Enttäuschung, und was wir befürchtet haben, tritt ein: er verliert in der Erschütterung, welche dieselbe in ihm hervorbringt, so vollständig die Herrschaft über sich selbst, daß er, dessen heiligsten und zartesten Gefühle grausam verletzt worden sind, dennoch derjenigen, von welcher ihm dies Herzeleid angethan wird, in seiner leidenschaftlichen Übereilung im Grunde Unrecht thut, indem er sie in schwerem Irrtum über den eigentlichen psychologischen Vorgang trotz ihres Falls ungerecht verdammt und ihren elenden, traurigen Tod auf sein Gewissen ladet. In doppelter Beziehung sieht seine idealisierende Liebe seine Geliebte in einer Verklärung, welche sie nicht verdient, und welche bei einem so leidenschaftlichen, so reizbaren Gemüt, wie das seinige ist, wenn sie plötzlich getrübt wird, in das furchtbare Gegenteil umschlagen muß. Sie ist für ihn das vollständig reine, unschuldige Geschöpf, in dessen Herzen er die Flamme der ersten Liebe entzündet hat, welches sich in dem Entzücken dieser ersten Liebe ihm hingegeben hat, aber sonst nicht weiß, was Sünde und Unkeuschheit ist, welches den Liebesbund mit ihm als für das ganze Leben geschlossen ansieht, welches den Gedanken an ein anderes Verhältnis neben demselben nicht einmal fassen kann, welches ihn als ihren Gatten vor Gott betrachtet. Den entsetzlichen Seelenkampf, welchen sie in dem Gefühl ihrer Unwürdigkeit fortwährend zu bestehen hatte, wenn sie in seinen Armen, an seiner vertrauensvollen Brust ruhte, das Widerstreben, welches sie zeigte,

sobald er von seiner Absicht einer ehelichen Verbindung zu sprechen anfangen wollte, deutet er so, wie es mit dem Ideal, welches er in ihr zu sehen glaubt, in Übereinstimmung ist. Es kann ihm nicht zweifelhaft sein, daß sie eine eheliche Verbindung mit ihm ebenso heiß wünschen und als den einzigen möglichen Abschluß ihres Verhältnisses ansehen muß, wie er selbst, aber ihre Uneigennützigkeit, ihr Zartgefühl scheint ihm so groß, daß sie, anstatt, wie andere thun würden, durch Künste der Koketterie ihm den Entschluß zu derselben abzulocken, ihn sogar, wenn er aus freien Stücken davon als von seiner Pflicht, als von etwas, was sich ganz von selbst versteht, zu ihr reden will, zurückhält und nicht zum Worte kommen läßt. Die Verlegenheit und schamvolle Verwirrung, welche bei ihr, wenn er diesen Gegenstand zur Sprache bringen will, aus dem ihr Herz zerreißenden Bewußtsein hervorgeht, daß sie das Recht verscherzt hat, das rechtmäßige Weib eines ehrenhaften Mannes zu werden, schreibt er der edelsten Bescheidenheit, der erhabensten Uneigennützigkeit zu, und seine Liebe wird dadurch nur um so leidenschaftlicher. Ebenso irrtümlich faßt er die Stellung Mariannens zum Theater und zu seiner idealen Auffassung desselben auf. Er träumt, daß sie ihm in der Aufgabe, welche er sich bei seinem Entschluß, zur Bühne zu gehen, gestellt hat, von der Bühne herab als Prophet alles Guten und Erhabenen zum Volke zu reden und derselben dasselbe Ziel wie der Kanzel zu stellen, begeistert unterstützend und helfend zur Seite stehen werde. Welch' ein Irrtum! Welch' eine vollständige Verkennung des Wesens, der geistigen und sittlichen Eigenschaften Mariannens! Welch' eine Unmöglichkeit, sogar wenn man zugiebt, daß das Ideal der Bühne selbst, wie er es in der Seele trägt, verwirklicht werden könnte! Wir brauchen nur die Art und Weise, wie Marianne zum Theater gekommen ist, in das Auge zu fassen, um diese Idee Wilhelms als ein leeres Hirngespinnst zu erkennen. Nicht die Begeisterung für die Kunst und ihre hohen Aufgaben, nicht das Bewußtsein eines hervorragenden Genies, nicht der unwiderstehliche Trieb, der diejenigen, welche berufen sind, auf irgend einem Gebiete etwas außerordentliches zu leisten, nicht eher ruhen läßt, als bis sie dasselbe betreten haben, sondern die Not, der Zwang, irgend etwas zu ergreifen, um das

sie schon angreifende Elend abzuwehren, die Unmöglichkeit, ein anderes Mittel zu finden und der Rat des bösen Dämons, welchen sie an ihrer Seite hatte, hatten sie auf die Bühne geführt. Sie mag ja nicht ohne Talent gewesen sein, aber sie verdankt ihre Erfolge vor allem ihrer frischen Jugend, ihrer reizenden Erscheinung. Das schlimme Weib an ihrer Seite hatte, als sie Marianne zur Bühnenlaufbahn veranlaßte, ganz andere, als künstlerische Erfolge im Sinne; sie wußte sehr wohl, daß einem jungen, üppig blühenden, schönen Mädchen sich an keinem anderen Orte eine bessere Gelegenheit bietet, als auf der Bühne, reiche und freigebige Liebhaber zu finden, welche auch für die gefällige Dienerin, die für die Anknüpfung und Unterhaltung eines Liebesverhältnisses so gute Dienste leisten konnte, eine offene Hand haben würden, und ihre Hoffnung hat sie zum Verderben des unglücklichen Mädchens nicht getäuscht, der reiche, freigebige Liebhaber hat sich schon gefunden, und die gewissenlose Alte hat sie in dessen Arme geführt. Wie schwer ihr das geworden ist, werden wir noch später hören. Wie bei dem Beginne ihrer Bühnenlaufbahn, hat Marianne auch im weiteren Verlaufe derselben nie ihre Gedanken auf höhere Ziele und Aufgaben ihrer Kunst gerichtet. Wir sehen also, daß die Vorstellungen Wilhelms, wie sie sich in diesem Briefe aussprechen, ihn in Idealen befangen zeigen, welche bei dem leisesten Anstoß in sich zusammenstürzen und zu einer schlimmen Reaktion führen müssen; und ein solcher Anstoß, und zwar ein recht gewaltsamer, steht unmittelbar bevor. Am Abend nach jener Nacht, in welcher er den Brief geschrieben hatte, ging er früher, als er es gewohnt war, mit dem Briefe in der Tasche, zu seiner Geliebten. Er wollte seinen Besuch für die Nacht anmelden, sie auf kurze Zeit wieder verlassen, beim Abschied den Brief in ihre Hand drücken und dann in der Nacht, wenn er zurückkehrte, ihre Einwilligung erschmeicheln. Stürmisch schloß er sie in seine Arme, und seine Aufregung war eine so gewaltige, daß er im ersten Augenblick gar nicht merkte, daß sie ihm nicht so herzlich, wie gewöhnlich, antwortete, aber bald konnte sie doch eine ängstliche Verlegenheit nicht mehr verbergen. Sie klagte über Kopfschmerzen und wollte nichts davon wissen, daß er in dieser Nacht wiederkommen wolle. Arglos wie immer,

ahnte er nichts Böses, ein unbestimmtes Gefühl aber sagte ihm, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, ihr seinen Brief zu übergeben und er nahm ihn wieder mit sich fort. Da sie ihm auf höfliche, aber bestimmte Weise zu verstehen gab, daß er sich entfernen solle „ergriff er im Taumel seiner ungenügsamen Liebe eines ihrer Halstücher, steckte es in die Tasche und verließ wider Willen ihre Lippen und ihre Thüre. Er schlich nach Hause, konnte aber auch da nicht lange bleiben, kleidete sich um und suchte wieder die freie Luft.“ — Er hatte sein Verhängnis mit sich fortgenommen, er sollte seine Geliebte nicht wiedersehen. — Nachdem er den Abend in bedeutenden Gesprächen mit einem Fremden, welchem er auf der Straße begegnet war, zugebracht hatte, da sich durch die Bekanntschaft desselben mit den Kunstsammlungen, die sein Großvater angelegt und sein Vater verkauft hatte, Anknüpfungspunkte zwischen ihnen fanden, irrte er in der Nacht noch unstät durch die Straßen. Er führte eine Schar von durchreisenden Musikern vor Mariannens Haus und ließ sie dort eine Nachtmusik ausführen, während er selbst auf einer Bank in einiger Entfernung ruhte und sich ganz den schwebenden Tönen überließ, die in der labenden Nacht um ihn säuselten.

„Er verlor sich im Andenken an sie, seine Ruhe ging in Verlangen über, er umfaßte einen Baum, kühlte seine heiße Wange an der Rinde. — Er fühlte nach dem Halstuch, das er von ihr mitgenommen hatte, es war vergessen, es steckte im vorigen Kleide. Seine Lippen lechzten, seine Glieder zitterten vor Verlangen. — Er setzte sich auf ihre Schwelle nieder und war schon mehr beruhigt. Er küßte den messingnen Ring, womit man an ihre Thüre pochte, er küßte die Schwelle über die ihre Füße aus und eingingen und erwärmte sie durch das Feuer seiner Brust. — — Hätte er den Hauptschlüssel bei sich gehabt — er würde sich nicht gehalten haben, würde ins Heiligtum der Liebe eingedrungen sein. Doch er entfernte sich langsam — — und als er an der Ecke noch einmal zurücksah, kam es ihm vor, als wenn Mariannens Thüre sich öffnete und eine dunkle Gestalt sich heraus bewegte. — — Ehe er sich ermannte und nacheilte, war das Phantom verschwunden. — — Wie ein Gespenst der Mitternacht, das ungeheure Schrecken

erzeugt, in folgenden Augenblicken der Fassung für ein Kind des Schreckens gehalten wird, und die fürchterliche Erscheinung Zweifel ohne Ende in der Seele zurückläßt, so war auch Wilhelm in der größten Unruhe, als er die Helle des Morgens nicht achtete, bis die frühen Gewerbe lebendig zu werden anfingen und ihn nach Hause trieben. Er hatte, wie er zurückkam, das unerwartete Blendwerk mit den triftigsten Gründen beinahe aus der Seele vertrieben, doch die schöne Stimmung der Nacht war auch dahin. Ein Siegel seinem wiederkehrenden Glauben aufzudrücken, nahm er das Halstuch aus der vorigen Tasche. Das Rauschen eines Zettels, der herausfiel, zog ihm das Tuch von den Lippen; er hob ihn auf und las: So hab' ich dich lieb, kleiner Narr! Was war dir auch gestern? Heute Nacht komm' ich zu dir. Ich glaube, daß dir's leid thut, von hier wegzugehen; aber habe Geduld; auf die Messe komm' ich dir nach. Höre, thu mir nicht wieder die schwarzgrünbraune Jacke an, du siehst darin aus wie die Hexe von Endor. Hab' ich dir nicht das weiße Negligé darum geschickt, daß ich ein weißes Schäfchen in meinen Armen haben will? Schick' mir deine Zettel immer durch die alte Sibylle; die hat der Teufel selbst zur Iris bestellt." — Wir werfen einen Schleier über den Zustand, in welchen Wilhelm durch diese Entdeckung versetzt wurde. Der Zettel, welchen er gelesen hatte, ließ nur eine Erklärung zu. Der Tempel seines Ideals war zusammengestürzt. Er prüfte, er untersuchte nicht weiter. Das Mädchen, welches er in seiner Liebesglut für das reinste und edelste Geschöpf der Welt gehalten hatte, war schonungslos verurteilt, wurde ihrem Schicksal überlassen. Sein ganzes Wesen war erschüttert, ja auf lange Zeit zerstört. Nur langsam kam er wieder in den Besitz seines eigenen Selbsts zurück, aber die Wunde, welche ihm dieser jähe Sturz aus den höchsten Himmeln der Seligkeit in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung geschlagen hatte, blutete noch lange nach und das Andenken an die erste so heiß empfundene Liebe, das Bild Mariannens schwand nun ganz aus seiner Seele und die Erinnerung an sie erweckte, wenn sie in ihm auftauchte, eine tiefe, schmerzliche Wehmut. Wir können diese Entwicklung, sowie die mannigfachen Abenteuer seiner Wanderjahre hier nicht genauer verfolgen. Es liegt uns aber noch

ob, die Vorgänge darzustellen, welche in Mariannens äußerem Schicksal und in ihrem Innern nach der Katastrophe bis zu ihrem traurigen Ende stattgefunden haben, darzustellen. Das liebliche Geschöpf selbst tritt uns nicht wieder vor das Auge, wir erfahren alles nur aus dem Munde der garstigen Alten. Nachdem mehrere Jahre verflossen waren, als Wilhelm schon lange auf der Bühne stand, welche er neben der Jugendgeliebten hatte betreten wollen, sah er, als er eines Abends in Begleitung seines Theaterdirektors Serlo bei der Schauspielerin Philine eintrat, dieselbe in den Armen eines Offiziers, der eine rote Uniform und weiße Unterkleider anhatte, dessen abgewendetes Gesicht sie aber nicht sehen konnten. Philine trat ihnen rasch in das Vorzimmer entgegen und verschloß das andere Zimmer. Als man sie mit dem neuen Liebhaber neckte, versicherte sie ihnen, es sei ein Mädchen, eine gute Freundin, die sich einige Tage unbekannt bei ihr aufhalten wolle und die sie vielleicht selbst kennen lernen würden, in welchem Falle sie fürchte, daß sie über ihre neue Bekanntschaft, welche ein interessantes Mädchen sei, ihre alte Freundin vergessen werden. Wilhelm stand versteinert da, denn sofort hatte ihn die rote Uniform an den so sehr geliebten Rock Mariannens erinnert; auch war es ihre Gestalt, es waren ihre blonden Haare, nur schien ihm der Offizier etwas größer zu sein. Er beschwor Philine, ihm ihren Gast zu zeigen, und, als sie dies entschieden verweigerte, ihm wenigstens den Namen desselben zu nennen. Sie erlaubte ihm, dreimal einen Vornamen zu raten, und als er als dritten Namen Marianne nannte, rief sie: Getroffen! Jetzt warf er sich ihr zu Füßen und rief mit dem lebhaftesten Ausdruck der Leidenschaft: Lassen Sie mich das Mädchen sehen, sie ist mein, es ist meine Marianne! Sie, nach der ich mich alle Tage meines Lebens gesehnt habe, sie, die mir noch immer statt aller andern Weiber in der Welt ist! Gehen Sie wenigstens zu ihr hinein, sagen Sie ihr, daß ich hier bin, daß der Mensch hier ist, der seine erste Liebe und das ganze Glück seiner Jugend an sie knüpfte. Er will sich rechtfertigen, daß er sie unfreundlich verließ, er will sie um Verzeihung bitten, er will ihr vergeben, was sie auch gegen ihn gefehlt haben mag, er will sogar keine Ansprüche an sie mehr machen, wenn er sie nur noch einmal sehen

kann, wenn er nur sehen kann, daß sie lebt und glücklich ist!“ Aber Philine war nicht zu bewegen, auch nur einer dieser Bitten nachzukommen; es solle, sagte sie, niemand gegen ihren und ihrer Freundin Willen dieselbe zu sehen bekommen, sie wolle ihm aber am anderen Tage schreiben, ob und wann er kommen dürfe. Aber am anderen Tage war Philine, wie es hieß, mit einem jungen Offizier verschwunden. Wilhelm wollte ihnen nachsetzen, aber man machte ihm wahrscheinlich, daß Philine ihnen ein Märchen aufgebunden habe und daß der Offizier niemand anders als Friedrich sei, ein junger Mann aus gutem Hause, welcher wahnsinnig in das Mädchen verliebt und mit dem sie nun davongegangen sei. Er begnügte sich dann damit, den Entflohenen einen Agenten nachzuschicken, welcher sorgfältig ihren Spuren nachforschen sollte, aber es war ihm schwer, seine Fassung wieder zu gewinnen, da durch dieses sonderbare Ereignis alle süßen und schmerzlichen Erinnerungen an seine Jugendliebe wieder aufgeregt worden waren. Er erfuhr nichts über die Davongegangenen. Aber, als er nach einer längeren Abwesenheit wieder in die Stadt zurückkehrte, sollte ihm traurige Aufklärung werden. Er hatte bei Aurelien, der Schwester seines Theaterdirektors, einen ungefähr drei Jahre alten Knaben gefunden, über dessen Herkunft nichts bestimmtes bekannt war, und welcher von einer alten Frau in das Haus gebracht worden war, die auch als dessen Pflegerin bei ihm blieb, und welche, wenn sie, was selten geschah, mit Wilhelm zusammentraf, unter dem Vorwande heftiger Zahnschmerzen ihr Gesicht so eingebunden hatte, daß man die Züge desselben nicht unterscheiden konnte; übrigens schenkte er ihr auch keine weitere Aufmerksamkeit. Der Knabe war von ausgezeichneter Körperschönheit. „Um die offenen Augen und um das volle Gesicht kräuselten sich die schönsten goldenen Locken, an einer blendend weißen Stirn zeigten sich zarte dunkle sanftgebogene Augenbrauen, und die lebhafte Farbe der Gesundheit glänzte auf seinen Wangen.“

Als er bei seiner Rückkehr in das Theater kam, wo er die Gesellschaft bei einer Probe beschäftigt glaubte, fand er die Bühne leer, nur jene alte Dienerin Aureliens war mit Aufräumen beschäftigt, neben ihr saßen jener Knabe, welcher Felix genannt wurde,

und Mignon, jene seltsame Pflegetochter Wilhelms, von welcher wir noch das Notwendige sagen werden. Nachdem er die Kinder zärtlich begrüßt hatte, fragte er die Alte, ob sie es wäre, welche diesen Knaben Aurelien zugeführt habe, und als sie ihm ihr Gesicht zuwandte, erkannte er zu seiner Bestürzung die alte Barbara, die Gefährtin Mariannens. Auf seine heftige Frage, wo Marianne wäre, antwortete sie: „In weiter Ferne!“ und auf seine weitere Frage nach Felix sagte sie: „Er ist der Sohn dieses unglücklichen, nur allzuzärtlich liebenden Mädchens. Möchten Sie niemals empfinden, was Sie uns gekostet haben! Möchte der Schatz, den ich Ihnen überliefere, Sie so glücklich machen, als er uns unglücklich gemacht hat!“ Sie entfernte sich, wie sie sagte, um ein Dokument zu holen, welches ihn erfreuen und schmerzen werde. Mit ängstlicher Freude sah Wilhelm den Knaben an; er durfte sich das Kind noch nicht zueignen. Die Alte kam zurück und übergab ihm einen Brief mit den Worten: „Hier sind Mariannens letzte Worte.“ Aufs tiefste durch die in diesen Worten enthaltene Todesnachricht erschüttert, las Wilhelm: „Wenn dieses Blatt jemals zu dir kommt, so bedauere deine unglückliche Geliebte! Deine Liebe hat ihr den Tod gegeben. Der Knabe, dessen Geburt ich nur einige Tage überlebe, ist dein; ich sterbe dir treu, so sehr der Schein auch gegen mich sprechen mag; mit dir verlor ich alles, was mich an das Leben fesselte. Ich sterbe zufrieden, da man mir versichert, das Kind sei gesund und werde leben. Höre die alte Barbara, verzeih ihr, leb wohl und vergiß mich nicht!“ Erbarmungslos, ohne Mitleid mit dem in Wilhelm tobenden Schmerze spricht die Alte: „Danken Sie dem Himmel, daß nach dem Verluste eines so guten Mädchens Ihnen noch ein so vortreffliches Kind übrig bleibt. Nichts wird Ihrem Schmerze gleichen, wenn Sie vernehmen, wie das gute Mädchen Ihnen bis ans Ende treu geblieben, wie unglücklich sie geworden ist, und was sie Ihnen alles aufgeopfert hat.“ Wilhelm beschwört sie, ihn den Becher der Freude und des Jammers auf einmal leeren zu lassen, sie solle ihn überzeugen, ja selbst nur überreden, daß Marianne ein gutes Mädchen war, und seine Achtung wie seine Liebe verdiente und ihn dann seinen Schmerzen über ihren unersetzlichen Verlust überlassen. Aber die Alte will sich jetzt nicht auf

ein längeres Gespräch einlassen, weil sie zu thun habe und auch nicht wünsche, daß man sie zusammen finde. Sie verspricht ihm aber, tief in der Nacht, wenn alles schliefe, zu ihm zu kommen. Er erwartete sie mit Ungeduld und las unterdessen immer wieder mit Entzücken in Mariannens Brief die Versicherung ihrer Treue, und mit Entsetzen die Ankündigung ihres Todes, dessen Annäherung sie selbst nicht zu fürchten schien. Nach Mitternacht kam sie wirklich, und die Mitteilungen, welche sie Wilhelm machte, werden uns das Bild Mariannens vervollständigen. Der Cynismus der Alten tritt mit erschreckender Blöße in der Art und Weise hervor, wie sie Wilhelm in einem Augenblick, da sie ihm so traurige Dinge zu verkünden hat, entgegentritt. Sie bringt in einem Körbchen eine Flasche Champagner und drei Gläser mit, stellt diese auf einen Tisch und schenkt sie voll, wie sie sagt, zur Erinnerung an jenen letzten glücklichen Abend in Mariannens Zimmer. „Trinkt!“ rief sie, nachdem sie ihr Glas ausgeleert hatte, „trinkt! eh' der Geist verraucht! Dies dritte Glas soll zum Andenken meiner unglücklichen Freundin ungenossen verschäumen.“ Und mit rücksichtsloser Bitterkeit die peinlichsten Gefühle in ihm hervorrufend, fügt sie hinzu: „Wie rot waren ihre Lippen, als sie Euch damals Bescheid that! Ach! und nun auf ewig verblaßt und erstarrt!“ Jetzt bricht Wilhelms Entrüstung in heftigen Worten aus. „Geht deine unersättliche Völlerei,“ ruft er, „so weit, daß du beim Totenmahle schwelgen mußt, so trink und rede! Ich habe dich von jeher verabscheut, und noch kann ich mir Mariannen nicht unschuldig denken, wenn ich dich, ihre Gesellschafterin nur ansehe.“ Aber mit eiserner Stirne antwortet die Alte, er sei ihr zu sehr verschuldet, um ihr übel begegnen zu dürfen; aber auch ihre einfachste Erzählung von dem Kampfe und dem Siege Mariannens, um die Seinige zu bleiben, werde Strafe genug für ihn sein. So fragt sie ihn dann, ob er am letzten Abend, daß er bei Marianne war, ein Billet gefunden und mitgenommen habe; er bejaht die Frage, und auf die weitere Erkundigung nach dem Inhalt desselben, antwortet er, daß es die Aussichten eines verdrießlichen Liebhabers enthalten habe, in der nächsten Nacht besser als gestern aufgenommen zu werden, und er fügt hinzu, man habe demselben Wort gehalten, da er ihn selbst

sich früh vor dem Tage habe fortschleichen sehen. Die Alte giebt zu, daß er ihn habe sehen können, aber was bei ihnen vorgieng, wie traurig Marianne, wie verdrießlich sie selbst diese Nacht zugebracht habe, werde er jetzt erst erfahren. Sie gesteht, daß sie Marianne beredet habe, sich einem gewissen Norberg zu ergeben, einem reichen, jungen Manne, welcher verliebt in das Mädchen schien, und auf dessen Beständigkeit sie gehofft habe. Während einer Reise, welche dieser machen mußte, habe Marianne ihn kennen gelernt, und nun folgen die Mitteilungen, welche wir schon oben gebracht haben, von der Jugendgeschichte Mariannens, von ihrem Widerwillen gegen das Verhältnis zu Norberg, von ihrer Verzweiflung und ihren bitteren Vorwürfen nach dem Bekanntwerden mit Wilhelm und nach dessen heftigen Beschimpfungen wegen ihres Verfahrens, der ebenfalls erwähnte Versuch einer sophistischen Verteidigung der Alten. Ohne ihre Einwilligung ist dann Marianne die Seinige geworden.

Nach Norbergs Rückkehr kam er eilig zu Mariannen, welche ihn sehr kalt aufnahm und ihm keinen Kuß gestattete. Die Alte suchte sie bei dem Liebhaber unter dem Vorwande zu entschuldigen, daß ein Beichtvater ihr Gewissen beunruhigt habe und bewog ihn, fortzugehen, nachdem sie ihm versprochen, ihr bestes zu thun, um das Mädchen wieder seinen Wünschen gefällig zu machen. Sie hatte mit Marianne einen schweren Stand; durch die Drohung, sie zu verlassen, erzwang sie endlich von dem Mädchen, ihren Liebhaber durch einen Brief auf die Nacht einzuladen. Da kam Wilhelm und nahm zufällig mit dem Halstuch Norbergs Antwort mit. Jetzt war die Sache noch schlimmer. Nachdem er fort war, schwur sie so leidenschaftlich, sie könne ihm nicht untreu werden, daß die Alte Mitleid mit ihr empfand und ihr versprach, auch diese Nacht wieder Norberg durch allerlei Vorwände zu beruhigen und zu entfernen. Marianne aber traute ihr nicht, sie folgte nicht ihrer Aufforderung, zu Bette zu gehen, sondern blieb angezogen und schlief zuletzt in ihren Kleidern ein. Als Norberg kam, suchte Barbara ihn abzuhalten und schilderte ihm lebendig Mariannens Gewissensbisse; er wollte sie nur sehen, und, als sie in ihr Zimmer ging, um das Mädchen vorzubereiten, folgte er ihr, so daß sie beide zugleich vor

ihr Bett traten. Sie fuhr aus dem Schlafe empor, sprang wütend auf, entriß sich ihren Armen, flehte, drohte und erklärte, sie werde nicht nachgeben. Endlich verließ Norberg das Zimmer, in welchem sie sich einschloß. Der junge Mann blieb noch lange bei der Alten, welche ihm sagte, das Mädchen sei in der Hoffnung und ihr Zustand verlange Schonung, worauf er, stolz auf seine Vaterschaft, an welcher er nicht zweifelte, in alles einwilligte und versprach, auf einige Zeit zu verreisen, um Marianne zu beruhigen. Am Morgen schlich er sich fort, und es hätte, sagt die Alte, zu Wilhelms Glückseligkeit nichts weiter bedurft, als in den Busen seines Nebenbuhlers zu sehen, den er für so begünstigt, so glücklich hielt, und dessen Erscheinung ihn zur Verzweiflung brachte. Am anderen Morgen wachte Marianne heiter auf. Sie rief Barbara freundlich herein, dankte ihr lebhaft und umarmte sie herzlich. „Nun,“ sagte sie, „darf ich mich wieder an mir selbst, an meiner Gestalt freuen, da ich wieder mir, da ich meinem einzig geliebten Freund angehöre. Wie ist es so süß, überwunden zu haben! welch eine himmlische Empfindung ist es, seinem Herzen zu folgen! Wie dank' ich dir, daß du dich meiner angenommen, daß du deine Klugheit und deinen Verstand auch einmal zu meinem Vorteil angewendet hast! Steh mir bei und ersinne, was mich ganz glücklich machen kann!“ Die Alte wollte sie nicht reizen und schmeichelte ihrer Hoffnung. Der Tag ging unruhig hin, da Marianne Wilhelm wenigstens vorübergehen zu sehen hoffte, aber vergebens. Um so sicherer erwartete sie ihn in der Nacht. Sie zog ihre Offizierstracht an und war unglaublich heiter und liebenswürdig „Verdiene ich nicht,“ sagte sie, „heute in Mannstracht zu erscheinen? Habe ich mich nicht brav gehalten? Mein Geliebter soll mich heute wie das erstemal sehen, ich will ihn so zärtlich und mit mehr Freiheit an mein Herz drücken, als damals: denn bin ich jetzt nicht viel mehr die Seine als damals, da mich ein edler Entschluß noch nicht frei gemacht hatte? Aber noch hab' ich nicht ganz gewonnen, noch muß ich erst das Äußerste wagen, um seiner wert, um seines Besitzes gewiß zu sein; ich muß ihm alles entdecken, meinen ganzen Zustand offenbaren und ihm alsdann überlassen, ob er mich behalten oder verstoßen will. Diese Scene bereite ich ihm, bereite ich mir zu, und wäre sein Gefühl

mich zu verstoßen, fähig, so würde ich alsdann ganz wieder mir selbst angehören, ich würde in meiner Strafe meinen Trost finden und alles erdulden, was das Schicksal mir auferlegen wollte." — Mit diesen Gefühlen und Hoffnungen erwartete das liebenswürdige Mädchen, welches trotz ihres Falls die Unschuld der Seele bewahrt hatte, den Geliebten, aber er kam nicht wieder, sie sprach mit Liebe und Inbrunst von dem Manne, der sie grausam auf einen bloßen Verdacht hin aufgegeben hatte und nun wird das Licht der Sonne ihr holdes Gesicht niemals wieder erleuchten. „Führen Sie," so schließt die Alte, indem sie ein Paket auf den Tisch wirft, „ihren traurigen Bericht, „den guten Felix an ihr Grab, und sagen Sie ihm, da liegt deine Mutter, die dein Vater ungehört verdammt hat. Das liebe Herz schlägt nicht mehr vor Ungeduld, Sie zu sehen; die dunkle Kammer hat sie aufgenommen, wohin kein Bräutigam folgt, woraus man keinem Geliebten entgegengeht. Hier diese Briefschaften mögen völlig Ihre Grausamkeit beschämen, lesen Sie diese Blätter mit trockenen Augen durch, wenn es Ihnen möglich ist!" Wilhelm, welcher jetzt zum erstenmale ganz überzeugt war, daß Marianne tot sei, war in einem traurigen Zustande. Erst am anderen Morgen konnte er es über sich gewinnen, das Paket zu öffnen und wir schließen die Schilderung Mariannens mit den Briefchen, welche sie in ihrer Qual an Wilhelm geschrieben hatte, und welche alle von Werner zurückgewiesen worden waren. „Keines meiner Blätter hat bis zu dir durchdringen können; mein Bitten und Flehen hat dich nicht erreicht; hast du selbst diese grausamen Befehle gegeben? Soll ich dich nie wieder sehen? Noch einmal versuch' ich es, ich bitte dich: komm, o komm! ich verlange dich nicht zu behalten, wenn ich dich nur noch einmal ans Herz drücken kann." — „Wenn ich sonst bei dir saß, deine Hände hielt, dir in die Augen sah, und mit vollem Herzen der Liebe und des Zutrauens zu dir sagte: du lieber, lieber, guter Mann! das hörtest du so gern, ich mußte es dir so oft wiederholen, ich wiederhole es nocheinmal: lieber, lieber, guter Mann! sei gut, wie du warst, komm und laß mich nicht in meinem Elende verderben!" — „Du hältst mich für schuldig, ich bin es auch, aber nicht, wie du denkst. Komm, damit ich nur den einzigen Trost habe, von dir ganz gekannt zu sein, es gehe mir

nachher, wie es wolle.“ — „Nicht um meinetwillen allein, auch um dein selbstwillen fleh’ ich dich an, zu kommen. Ich fühle die unerträglichen Schmerzen, die du leidest, indem du mich fliehst; komm, daß unsere Trennung weniger grausam werde! Ich war vielleicht nie deiner würdig, als eben in dem Augenblick, da du mich in ein ganz grenzenloses Elend zurückstößest.“ — „Bei allem, was heilig ist, bei allem, was ein menschliches Herz rühren kann, ruf’ ich dich an! Es ist um eine Seele, es ist um ein Leben zu thun, um zwei Leben, von denen dir eins ewig teuer sein muß. Dein Argwohn wird auch das nicht glauben, und doch werde ich es in der Stunde des Todes aussprechen: das Kind, das ich unter dem Herzen trage, ist dein. Seitdem ich dich liebe, hat kein anderer mir auch nur die Hand gedrückt; o, daß deine Liebe, deine Rechtschaffenheit die Gefährten meiner Jugend gewesen wären!“ — „Du willst mich nicht hören? so muß ich denn zuletzt wohl verstummen, aber diese Blätter sollen nicht untergehen, vielleicht können sie noch zu dir sprechen, wenn das Leichentuch schon meine Lippe bedeckt, und wenn die Stimme deiner Reue nicht mehr zu meinem Ohre reichen kann. Durch mein trauriges Leben bis an den letzten Augenblick wird das mein einziger Trost sein, daß ich ohne Schuld gegen dich war, wenn ich mich auch nicht unschuldig nennen durfte.“ — „Nicht unschuldig, aber ohne Schuld“ wäre überhaupt die Inschrift, die man auf das Grab dieses liebenswürdigen, unglücklichen Wesens setzen könnte. Mögen jene Tugendstolzen, welche im Schoße des Wohlstandes, umgeben von einer sorgsamen Familie, geschützt vor jeder Not und Sorge des Lebens, gehegt und gepflegt von zärtlichen Eltern, sorgfältig behütet gegen jeden gefährlichen Einfluß, gegen jeden unlauteren, giftigen Hauch, aufgewachsen sind, mögen diese Glücklichen, welchen die Versuchung nie nahe getreten ist, sich wohl hüten, auf die Arme den ersten Stein zu werfen! In zarter Jugend, der furchtbar auf sie, die Unerfahrene, die nicht zum Widerstande Erzogene, Gestählte, einstürmenden Lebensnot, dem unheilvollen Einfluß einer frivolen Person, welche sich ihres ganzen Willens zu bemächtigen gewußt hatte, nachgebend, fiel sie, aber sie fand kein Wohlgefallen an der Sünde, ihr Widerwillen, ihr Gewissen blieb immer wach und lebendig, und in dem Augenblick,

da sich ihr eine wahre, innige, uneigennützige Liebe offenbart hatte, warf sie die Fesseln der Sünde ab, und mit edler Energie versuchte sie, aus dem finstern Abgrunde, in welchen sie gesunken war, wieder an das helle Licht des Tages emporzusteigen. Aber die Sünde ist eine Gläubigerin, welche ihre Forderungen strenge eintreibt. Der Mann, dessen Liebe ihr den Mut gegeben hatte, sich der unwürdigen Lage zu entreißen, wendet sich von ihr ab, ihr herzzerreißendes Jammern und Flehen gelangt nicht zu seinem Ohr und so geht sie traurig zu Grunde — nicht unschuldig, aber ohne Schuld!

Frau Melina.

Mitten in der Zeit, da Wilhelm Meisters und Mariannens Liebesleben auf seinem Gipfel stand, als jener den abenteuerlichen Plan mit sich herumtrug, mit der Geliebten seine Vaterstadt zu verlassen, um neben ihr die Bühne zu betreten und während er die Ausführung dieses Planes schon heimlich vorbereitete, sah er sich aus Familienrücksichten genötigt, eine Geschäftsreise zu machen, deren Erfolg für seinen gestrengen Herrn Vater den Maßstab abgeben sollte, ob der Sohn einst fähig sein würde, die Geschäfte des väterlichen Handelshauses würdig fortzusetzen, und auf dieser Reise begegnet er, und zwar unter sehr eigentümlichen Verhältnissen, dem Mädchen, welches Frau Melina werden sollte, ohne zu ahnen, daß er mit derselben in späterer Zeit in einer verhängnisvollen Periode seines Lebens in einem so dauernden Verkehr stehen würde. Sie war die Tochter eines in mittleren Verhältnissen lebenden Geschäftsmanns in einer kleineren Landstadt, welcher sich nach dem Tode seiner ersten Frau, der Mutter des betreffenden Mädchens, eine zweite Frau genommen hatte, mit welcher die Stieftochter bald in ein sehr widerwärtiges Verhältnis gekommen war, nicht am wenigsten dadurch, daß die Stiefmutter, deren hervorstechende Eigenschaft ein sehr häßlicher Geiz war, mehrere recht günstige Heiratsanträge, welche dem Mädchen neben der Befreiung von dem drückenden stiefmütterlichen Joche eine anständige Versorgung gesichert hätten, durch den Vater abweisen ließ, um die Kosten der Ausstattung für die verhaßte Stieftochter zu ersparen. Das Mädchen, welchem durch

ihre unangenehme Stellung in dem Hause ihres Vaters der Gedanke, sich derselben, möge es geschehen, wie es wolle, zu entziehen, sehr nahe gelegt wurde, fand durch die Bekanntschaft mit einem jungen Manne, welcher als Sprachlehrer in ihrem väterlichen Hause Eingang gefunden und gewußt hatte, ihr Herz zu gewinnen, die willkommene Gelegenheit, diesen Gedanken zur praktischen Ausführung zu bringen. Der junge Mann, Namens Melina, hatte sich in jugendlicher Begeisterung dem Berufe eines Schauspielers gewidmet, war aber bald durch die jämmerlichen und trostlosen Erfahrungen, welche er bei dem Leben eines wandernden Schauspielers machte, von allen seinen Idealen zurückgekommen und hatte jetzt nur das eine Ziel im Auge, aus diesem Elend herauszukommen und sich in einem anderen Berufe, und zwar zunächst in demjenigen eines Sprachlehrers, einen anständigen bürgerlichen Erwerb zu verschaffen. Außer seiner nun gründlich überwundenen Neigung zum Theater lag jede phantastische Schwärmerei seinem kühlen und nüchternen Charakter sehr fern, aber es gelang dem zur Romantik neigenden Mädchen, welches um jeden Preis vom Hause fortkommen wollte, ihren Geliebten zu veranlassen, durch den Gewaltschritt einer Entführung eine Verbindung mit ihr zu erzwingen, welche das junge Paar auf dem hergebrachten bürgerlichen Wege unter ordnungsgemäßer Einwilligung der Eltern zu erreichen sich keine Hoffnung machen durfte, namentlich, da noch dazu die noch jugendliche Stiefmutter nur zu deutlich zu erkennen gab, daß der junge Mann auch in ihren Augen Gnade gefunden hatte. Etwas geneigter zu dem ihm an und für sich nicht sympathischen Auskunftsmittel einer Entführung mochte ihn vielleicht auch die Gewißheit machen, daß seine Geliebte durch das Testament einer Tante über ein kleines Kapital zu verfügen hatte, welches ihm sein Bestreben, in irgend einer regelmäßigen Lebensstellung festen Fuß zu fassen, erleichtern konnte, und andererseits hatte die Liebe des jungen Paares schon Folgen nach sich gezogen, welche ihn verpflichteten, wenn er nicht ein Schurke sein und das Mädchen in Schande und Unglück stürzen wollte, jedes Mittel, auch das verzweifelte einer heimlichen Flucht zu ergreifen, um ihr, welche sich ihm vertrauensvoll hingegeben hatte, Genüge zu thun. Wilhelm Meister findet,

da er auf seiner Geschäftsreise in das Haus der Eltern des Mädchens kommt, dasselbe in furchtbarer Verwirrung und alle zurückgebliebenen Personen in der gewaltigsten Aufregung. Die Mutter erzählt ihm, ihre Stieftochter sei mit einem Schauspieler davongegangen und der Vater, außer sich vor Schmerz und Verdruß, sei auf das Amt gelaufen, um die Flüchtigen polizeilich verfolgen zu lassen. Sie schilt Tochter und Liebhaber mit großer Heftigkeit und bejammert die Schande, welche durch das schmähliche Ereignis auf die ganze Familie gekommen ist, wodurch Wilhelm in große Verwirrung gerät „der sich und sein heimliches Vorhaben durch diese Sibylle gleichsam mit prophetischem Geiste voraus getadelt und gestraft fühlte.“ Noch tiefer wird er von dem ruhiger getragenen, aber nicht weniger bitteren Schmerz des von dem Amte zurückkehrenden Vaters getroffen, wohl nicht ohne den heimlichen Vorwurf, welchen er sich selbst machte, daß er fast bei sich entschlossen sei, seinem eigenen Vater durch eine ähnliche Handlungsweise ein gleiches Herzeleid anzuthun. Das junge Paar wird am andern Morgen in der schmählichsten Weise heimgebracht, der Entführer gefesselt, auf einem Bauernwagen, wie Verbrecher transportiert, von der bewaffneten Macht umgeben. Sie saßen auf einem Bündel Stroh, blickten sich zärtlich an und der junge Mann küßte seiner Geliebten wiederholt die Hand. „Wir sind sehr unglücklich, rief sie den Umstehenden zu, aber nicht so schuldig, wie wir scheinen. So belohnen grausame Menschen treue Liebe, und Eltern, die das Glück ihrer Kinder gänzlich vernachlässigen, reißen sie mit Ungestüm aus den Armen der Freude, die sich ihrer nach langen trüben Tagen bemächtigte.“ — Das Verhör, welches vor dem Amtmann in der Gegenwart Wilhelms, welcher für das Schicksal der unglücklichen Liebenden eine lebhafte Teilnahme fühlte, mit denselben angestellt wurde, ruft eine so günstige Auffassung von dem Charakter der zukünftigen Frau Melina hervor, wie wir dieselbe später bei unserer näheren Bekanntschaft mit ihr nicht immer in allen Beziehungen bestätigt sehen. Aufrichtig und energisch antwortet sie auf die Fragen des Amtmanns: „Seit meines Vaters zweiter Heirat werde ich zu Hause nicht zum besten gehalten. Ich hätte einige hübsche Partien thun können, wenn nicht meine

Stiefmutter, aus Furcht vor der Ausstattung, sie zu vereiteln gewußt hätte. Nun habe ich den jungen Melina kennen lernen, ich habe ihn lieben müssen, und da wir die Hindernisse voraussahen, die unserer Verbindung im Wege standen, entschlossen wir uns, mit einander in der weiten Welt ein Glück zu suchen, das uns zu Hause nicht gewährt schien. Ich habe nichts mitgenommen, als was mein eigen war; wir sind nicht als Diebe und Räuber entflohen, und mein Geliebter verdient nicht, daß er mit Ketten und Banden belegt herumgeschleppt werde. Der Fürst ist gerecht, er wird diese Härte nicht billigen. Wenn wir strafbar sind, so sind wir es nicht auf diese Weise." Auf weitere Fragen wollte sie sich nicht einlassen, sondern wiederholte nur, indem sie sich auf das schon Gesagte berief: „Ich bin keine Verbrecherin; man hat mich auf Strohbündeln der Schande hieher geführt; es ist eine höhere Gerechtigkeit, welche uns wieder zu Ehren bringen soll." Als dann der Amtmann mit Fragen in sie dringt, welche ihr und auch Wilhelm die Röte der Scham auf die Wangen locken, wird sie zuerst verlegen, dann aber wirft sie alle Scheu ab und antwortet mit einer ihr hohe Ehre machenden, ihre Liebe offen und innig bekennenden Freimütigkeit, welche freilich auf den Amtmann und die bei dem Verhör anwesenden Bürger, welche auf dem strengen Standpunkt der hergebrachten bürgerlichen Wohlanständigkeit standen, einen entgegengesetzten Eindruck machte. „Seien Sie versichert, sagte sie, daß ich stark genug sein würde, die Wahrheit zu bekennen, wenn ich auch gegen mich selbst sprechen müßte; sollte ich nun zaudern und stocken, da sie mir Ehre macht? Ja, ich habe ihn von dem Augenblicke an, da ich seiner Neigung und seiner Treue gewiß war, als meinen Ehemann angesehen; ich habe ihm alles gerne gegönnt, was die Liebe fordert und was ein überzeugtes Herz nicht versagen kann. Machen Sie nun mit mir, was Sie wollen. Wenn ich einen Augenblick zu gestehen zauderte, so war die Furcht, daß mein Bekenntnis für meinen Geliebten schlimme Folgen haben könnte, allein daran Ursache." Nach einem edlen Wettstreit zwischen dem Mädchen und ihrem Geliebten, welch letzterer, um ihre Ehre zu schonen, das leugnen wollte, was sie selbst schon eingestanden hatte, und nach einem längeren Gespräche mit Melina

erbot sich Wilhelm, welcher sich durch das Benehmen des jungen Paares lebhaft für ihr Geschick interessierte, zur Vermittlung bei den Eltern des Mädchens, welche ihm, als er sie am andern Morgen unternahm, weniger Schwierigkeiten bereitete, als er vorausgesetzt hatte. Es war bald ausgemacht, daß Melina die Tochter heiraten sollte, daß sie dagegen wegen ihres Benehmens kein Heiratsgut erhielte und daß sie sich verpflichtete, das von ihrer Tante ererbte Vermögen noch einige Jahre gegen geringe Zinsen in den Händen des Vaters zu lassen. Der zweite Punkt, die von dem jungen Manne angestrebte Versorgung in einem bürgerlichen Beruf machte größere Schwierigkeit. Man wollte die Tochter, welche mit einem hergelaufenen Menschen durchgegangen war, nicht immer vor Augen haben. Beide Eltern widersetzten sich gleich stark, die der hochanständigen Familie zugefügte Schande vorschützend, welche durch das Verbleiben des jungen Paares in dem Städtchen immer wieder erneuert werden würde, aber im Grunde aus ganz anderen, viel unedleren Beweggründen. Der Vater hätte vielleicht seine Tochter ganz gerne bei sich behalten, aber er haßte den jungen Menschen, weil ihm nicht entgangen war, daß seine Frau ein Auge auf ihn geworfen hatte, und diese konnte in ihrer Stieftochter eine glückliche Nebenbuhlerin nicht vor Augen leiden. So mußte denn Melina sehr wider seine Neigung mit seiner Braut nach einigen Tagen abreisen, um wieder die schauspielerische Laufbahn einzuschlagen und bei irgend einer Gesellschaft ein Engagement zu suchen, während die junge Frau mehr Neigung zu einem Umherstreifen in der Welt empfand.

Dieses Paar treffen wir nach mehreren Jahren wieder in jener kleinen Stadt, wo sich Wilhelm auf seiner zweiten größeren Geschäftsreise nur einige Tage aufhalten wollte, welche aber der Ausgangspunkt seiner so mannigfaltigen Wanderungen und so bunter Schicksalsfügungen werden sollte. Sie haben in der seit ihrer Verbindung verflossenen Zeit mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt; wenn sie auch zeitweise engagiert worden waren, so hatte dieses doch nie lange gedauert und sie mußten sich immer wieder auf die Wanderschaft begeben. Jetzt hatten sie gehört, daß in diesem Städtchen eine Schauspielergesellschaft wäre und waren

in der Hoffnung, hier ein Engagement zu finden, hingekommen. Aber hier wartete ihrer eine bittere Enttäuschung. Die Gesellschaft ist aufgelöst, Dekorationen, Kostüme und Requisiten sind verpfändet, von den Mitgliedern sind nur zwei, Laertes und Philine, zurückgeblieben, um ihre nicht sehr bedeutenden Ersparnisse zu verzehren, während ein Freund den Auftrag übernommen hat, für sich und sie ein anderweitiges Engagement zu suchen, mit welchem nun Wilhelm seit einigen Tagen ein heiteres, sorgloses Leben geführt hatte. Die neuen Ankömmlinge brachten in diesen kleinen, aber heiteren Kreis eine unliebsame Störung. Die Charaktere des sorglos leichtsinnigen Laertes und des engherzigen, geizigen und sich beständig mit kleinlichen Sorgen herumschlagenden Melina stießen sich entschieden gegenseitig ab, und gleich vom ersten Augenblick an entwickelte sich eine noch heftigere Abneigung zwischen Philine und Frau Melina, und alle Bemühungen Wilhelms, ein angenehmes, gemütliches Verhältnis herzustellen, waren vergeblich. Frau Melina wird von Goethe in dieser Zeit ihres Lebens in folgender Weise geschildert: „Diese junge Frau war nicht ohne Bildung, doch fehlte es ihr gänzlich an Geist und Seele. Sie deklamierte nicht übel und wollte immer deklamieren; allein man merkte bald, daß es nur eine Wortdeklamation war, die auf einzelnen Stellen lastete und die Empfindung des Ganzen nicht ausdrückte. Bei diesem allem war sie nicht leicht jemandem, besonders Männern, unangenehm. Vielmehr schrieben ihr diejenigen, die mit ihr umgingen, gewöhnlich einen schönen Verstand zu: denn sie war, was ich mit einem Worte eine Anempfinderin nennen möchte; sie wußte einem Freunde, um dessen Achtung ihr zu thun war, mit einer besonderen Aufmerksamkeit zu schmeicheln, in seine Ideen so lange als möglich einzugehen, sobald sie aber ganz über ihren Horizont waren, mit Ekstase eine solche neue Erscheinung aufzunehmen. Sie verstand zu sprechen und zu schweigen, und ob sie gleich kein tückisches Gemüt hatte, mit großer Vorsicht aufzupassen, wo des andern schwache Seite sein möchte. Auch Wilhelm gegenüber bewährt Frau Melina ihre große Menschenkenntnis und ihre Virtuosität, sich bei allen, mit denen sie in Berührung kommt, wenn es ihren Zwecken dienlich scheint, einzuschmeicheln und dieselben zur Erreichung dieser

Zwecke auszunützen. So sucht sie ihm beizukommen, indem sie seiner Dichtereitelkeit schmeichelt und ein lebhaftes bewunderndes Interesse an seinen dichterischen Produktionen zur Schau trägt, was ihr auch so gut gelingt, daß Wilhelm, welcher im Begriff war, sich von dem leichtfertigen Kreise, in welchen er geraten war, loszureißen und schon alle Vorbereitungen getroffen hatte, sich wieder auf den betretenen regelmäßigen Weg des bürgerlichen Berufslebens zurückzuwenden und nach Hause zurückzukehren, diesen Entschluß aufgiebt, wieder bleibt und sogar das zweifelhafte Geschäft macht, für Melina die gepfändeten Bühnenrequisiten der zu Grunde gegangenen Schauspielertruppe auszulösen, wozu er durch das taktlose Drängen Melinas, der um jeden Preis Theaterdirektor werden wollte, sich kaum hätte bewegen lassen. Sie weiß mit großer Selbstüberwindung ihren eigenen, wenn auch noch so lebhaften Gefühlen Gewalt anzuthun, denn sie bezwingt ihre starke Abneigung gegen Philine, welche diese übrigens herzlich erwidert, und giebt derselben keinen lauten, äußerlich sichtbaren Ausdruck, weil sie klug genug ist, um einzusehen, daß Philine ein sehr wirksames Mittel ist, um Wilhelm festzuhalten. Von der schwärmerischen Liebe für ihren Gatten, von welcher sie bei den gewaltsamen Auftritten, welche ihrer Verbindung vorhergegangen waren, so schöne Proben gegeben hat, ist nicht viel mehr übrig geblieben. Sie täuscht sich nicht mehr über seinen Charakter, welchen sie längst als kalt, selbstsüchtig, kleinlich und unedel erkannt hat, aber sie vermeidet alles, was äußerlich Anstoß erregen kann und ist geradezu empört über Philinens anstößig leichtfertiges Benehmen. Es ist eine hervorstechende Eigentümlichkeit ihres Charakters, daß sie an allem Schönen, was ihr entgegentritt, sei es in der Natur oder sonst, nur dann wirkliche Freude empfinden kann, wenn sie dieser ihrer Empfindung in einer Weise Ausdruck geben kann, welche die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sie lenkt, vorzugsweise durch die Deklamation irgend eines Gedichts, welches der Situation, dem Gegenstand, der ihr Wohlgefallen erregt hat, angemessen erscheint. Der Dichter erzählt uns von einer Wasserfahrt, welche die lustige Gesellschaft mit einander durch eine anmutige Gegend machte: „Indessen war man zwischen angenehmen Büschen und Hügeln, zwischen Gärten und Weinbergen hingefahren und die

jungen Frauenzimmer, besonders aber Madame Melina, drückten ihr Entzücken über die Gegend aus. Letztere fing sogar an, ein artiges Gedicht von der beschreibenden Gattung über eine ähnliche Naturscene feierlich herzusagen, allein Philine unterbrach sie und schlug ein Gesetz vor, daß sich niemand unterfangen solle, von einem unbelebten Gegenstande zu sprechen."

Sie hatte eine entschiedene Vorliebe für das Heroische, Erhabene und schwärmte für die alten deutschen Ritterstücke; sie „beteuerte, Sohn oder Tochter, wozu sie Hoffnung hatte, nicht anders als Adelbert oder Mathilde taufen zu lassen." Es ist ihr sehr schmerzlich gewesen, daß sie, „in das Fach der jungen Frauen, ja sogar der zärtlichen Mütter übergehen muß, und sie kann es sich nicht versagen, in dem auf dem Grafenschlosse aufzuführenden Festspiel Wilhelms die Rolle der himmlischen Jungfrau des Olymps zu übernehmen", zu welcher sie durch den vorgeschrittenen Zustand, in welchem sie sich befindet, allerdings sehr wenig geeignet war, und worüber sie natürlich die bittersten Spöttereien der ganzen Gesellschaft, besonders Philinens, hören mußte. Aber trotz aller dieser Schwächen können wir der Madame Melina unsere Neigung nicht ganz entziehen. Sie zeigt sich nicht selten von liebenswürdiger, ja tüchtiger Seite. Die Neigung zum Heroischen, welche ihr innewohnte, äußerte sich auch im Leben, wenn es sich um rasche Entschließungen handelt, in einem fast männlichen Mute. Als es sich darum handelte, welchen Weg man von dem Schlosse des Grafen aus einschlagen sollte, und Wilhelm riet, an dem einmal beschlossenen Wege festzuhalten, obschon sie und, wie es sich bald herausstellt, mit Recht gewarnt worden waren, daß derselbe durch Scharen von Marodeuren, welche das näher kommende Kriegsgetümmel dahin gezogen hatte, gefährdet würde und ein großer Teil der Gesellschaft deshalb einen anderen Weg einschlagen wollte, da stand sie auf Wilhelms Seite, da sie, „die ihrer hohen Schwangerschaft ungeachtet, ihre natürliche Herzhaftigkeit nicht verloren hatte, den Vorschlag heroisch fand". Offenbar ist sie Wilhelm von Anfang an sehr geneigt und diese Neigung wird im Laufe ihres Verkehrs immer lebhafter, aber sie verlor sich nie über die Grenzen des Anstandes und der ehelichen Pflicht, und wenn dies auch Wilhelm gegenüber

kein großes Verdienst war, da er keine lebhafte Empfindung für sie hegte, so brauchte ihr Gatte überhaupt kaum in dieser Beziehung besorgt zu sein, da sie aus dem bürgerlichen Hause, welchem sie sich in dem Übermaß ihrer romantischen Phantastik entzogen hatte, doch einen gewissen Sinn für bürgerliche Wohlanständigkeit mit in das unstete Leben hinübergenommen hatte, in welches sie durch die Wahl ihres Gatten hineingeraten war. Die Grundlage ihres Gefühls für Wilhelm ist Dankbarkeit, dazu kommt eine gewisse Sympathie, welche sie zu ihm als zu dem Einzigen hinzieht, der, wie sie, aus gutem bürgerlichen Kreise in diese Gesellschaft hineingekommen ist, dem Einzigen, welchen sie außer sich dieser Gesellschaft überlegen glaubt. Es ist ein echt weiblicher Zug in ihr, daß ihre Neigung zu ihm durch die Wahrnehmung wächst, daß die ihr durch ihr leichtfertiges Betragen im Grund ihrer Seele verhaßte Philine ihn auf alle Weise zu fesseln sucht, und daß diese alle Aussicht zu haben scheint, daß ihr dieses gelingen werde. Sie hält es gleichsam für die Pflicht der Freundin, ihn von dieser Gefahr zu retten und noch in dem Städtchen, wo sie wieder zusammengetroffen sind, warnt sie ihn vor der leichtsinnigen Schauspielerin. „Madame Melina, heißt es dort, suchte noch vor Tische eine Gelegenheit, ihn sehr ernstlich über die Empfindung für dieses Mädchen (Philine) zur Rede zu setzen. — — — Er entschuldigte sich, so gut er konnte, über sein freundliches und artiges Betragen gegen sie, befriedigte aber Madame Melina auf keine Weise, vielmehr ward diese immer verdrießlicher, da sie bemerken mußte, daß die Schmeichelei, wodurch sie sich eine Art von Neigung unsres Freundes erworben hatte, nicht hinreiche, diesen Besitz gegen die Angriffe einer lebhaften, jüngern und glücklicher begabten Natur zu verteidigen.“ Auch nachdem sie alle in der Gesellschaft des Theaterdirektors Serlo Engagement gefunden haben, zeigt sie ihm bei jeder Gelegenheit ihre Neigung. Bei der Schilderung des Festes der Schauspieler nach der ersten Aufführung des Hamlet heißt es: „Madama Melina besonders schien eine lebhafte Neigung zu Wilhelm nicht zu verhehlen“. — Ein erhöhtes Leben zeigt sich in ihr, nachdem die ihr so verhaßte Philine in ihrem Leichtsinn die Gesellschaft verlassen hat. Sie läßt es sich jetzt doppelt angelegen sein, sich auf jede

Weise bei dem Direktor und bei allen anderen beliebt und angenehm zu machen und sucht auch in ihrer Kunst solche Fortschritte zu machen, daß sie als ein sehr nützliches Mitglied der Gesellschaft anerkannt werden muß. „Madame Melina, heißt es, besonders that sich durch Fleiß und Aufmerksamkeit sehr hervor. Sie merkte, wie sonst Wilhelmen, seine Grundsätze ab, richtete sich nach seiner Theorie und nach seinem Beispiel, und hatte zeither ein ich weiß nicht was in ihrem Wesen, das sie interessanter machte. Sie erlangte bald ein richtiges Spiel und gewann den natürlichen Ton der Unterhaltung vollkommen, und den der Empfindung bis auf einen gewissen Grad. Sie wußte sich in Serlos (des Theaterdirektors) Launen zu schicken, und befliß sich des Singens, ihm zu Gefallen, worin sie auch bald soweit kam, als man dessen zur geselligen Unterhaltung bedarf.“ Auch zu Wilhelm ändert sich, nachdem sie durch Philinens Entfernung von der Sorge befreit ist, dieselbe möchte ihn in dem Netze ihrer Koketterie einfangen, ihr Verhältnis. Sie wurde so vertraut mit ihm, daß er ihr sogar sein Geheimnis mitteilt, daß der Knabe Felix sein und Mariannens Sohn sei, wofür er allerdings damals noch keine andere Gewähr hat, als die sehr zweifelhafte Aussage der alten Kupplerin, weshalb ihn auch Madame Melina wegen seiner Leichtgläubigkeit bitter verspottet, während ihr ganzes Benehmen und ihre Reden nach seiner Mitteilung deutlich ihre Zuneigung zu ihm erkennen lassen. „Madame Melina, heißt es, sah ihn lächelnd an. O! über die leichtgläubigen Männer! rief sie aus: wenn nur etwas auf ihrem Wege ist, so kann man es ihnen sehr leicht aufbürden; aber dafür sehen sie sich auch ein andermal weder rechts noch links um, und wissen nichts zu schätzen, als was sie vorher mit dem Stempel einer willkürlichen Leidenschaft bezeichnet haben. Sie konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, und wenn Wilhelm nicht ganz blind gewesen wäre, so hätte er eine nie ganz besiegte Neigung in ihrem Betragen erkennen müssen.“ Diese Neigung zeigt sich auch in dem lebhaften Gefühle, welches sie für den Knaben Felix äußert. „Felix kam hereingesprungen, sie drückte ihn an sich, mit einer Lebhaftigkeit, die ihr sonst nicht gewöhnlich war.“ Die letzte Scene, in welcher der Dichter uns Madame Melina vorführt, findet statt, als Wilhelm, nachdem er sich eine

Zeit lang von der Stadt, wo die Serlo'sche Theatergesellschaft thätig war, entfernt hatte, dorthin zurückgekehrt, mit dem festen Entschluß, sich von dem Theaterleben, welches keine Illusionen mehr für ihn hat, für immer zu trennen. Alle anderen sind zwar höflich gegen ihn, weil sie sehen, daß er, der ihnen unbequem geworden war, „an seinen vorigen Platz keinen weiteren Anspruch machte", aber behandeln ihn mit einer Kälte, welche ihn, wenn er an alles dachte, was er für sie gethan hatte, mit tiefer Bitterkeit erfüllen mußte. Nur Madame Melina zeigt sich teilnehmend, freundschaftlich, fast liebevoll und vor allem dankbar. Dies muß, wenn wir bedenken, daß Wilhelm ihrer, ihm oft genug offen gezeigten Zuneigung nie entgegengekommen war, uns mit Sympathie gegen sie erfüllen, welche bei allen Schwächen ein gutes, warmes und gefühlvolles Gemüt besaß. Es heißt dort: „Ein Teil des Publikums wünschte, ihn nochmals auftreten zu sehen; es wäre ihm unmöglich gewesen, und bei der Gesellschaft wünschte es niemand, als allenfalls Frau Melina. Er nahm nun wirklich Abschied von dieser Freundin, er war gerührt und sagte: „Wenn doch der Mensch sich nicht vermessen wollte, etwas für die Zukunft zu versprechen! Das Geringste vermag er nicht zu halten, geschweige, wenn sein Vorsatz von Bedeutung ist. Wie schäme ich mich, wenn ich denke, was ich Ihnen allen zusammen in jener unglücklichen Nacht versprach, da wir beraubt, krank, verletzt und verwundet in eine elende Schenke zusammengedrängt waren.*) Wie erhöhte damals das Unglück meinen

*) Als die Schauspielergesellschaft, welche auf dem Schloß des Grafen gespielt hatte, auf dem von Wilhelm vorgeschlagenen, und gegen die Meinung eines großen Teils derselben durchgesetzten Wege von den Marodeurs ausgeraubt worden war, wobei einige verwundet worden und alle durch den Verlust ihres Eigentums in eine sehr traurige Lage versetzt waren, überhäuften sie während der Nacht, welche sie in einer elenden Schenke, von allem entblößt, zubringen mußten, ihn mit leidenschaftlichen, bitteren und vielfach ungerechten Vorwürfen. Darauf gab er, selbst verwundet und beraubt, ihnen folgendes Versprechen:

Ich verspreche, daß ich nicht eher von euch weichen, euch nicht eher verlassen will, als bis ein jeder seinen Verlust doppelt und dreifach ersetzt sieht, bis ihr den Zustand, in dem ihr euch, durch wessen Schuld es wolle, befindet, völlig vergessen und mit einem glücklichen vertauscht habt.

Mut, und welchen Schatz glaubte ich in meinem guten Willen zu finden; nun ist aus allem dem nichts, gar nichts geworden! Ich verlasse Sie als Ihr Schuldner, und mein Glück ist, daß man mein Versprechen nicht mehr achtete, als es wert war, und daß niemand mich jemals deshalb gemahnt hat. — Seien Sie nicht ungerecht gegen sich selbst", versetzte Frau Melina, „wenn niemand erkennt, was Sie für uns gethan hatten, so werde ich es nicht verkennen: denn unser ganzer Zustand wäre völlig anders, wenn wir Sie nicht besessen hätten. Geht es doch unsern Vorsätzen, wie unsern Wünschen. Sie sehen sich gar nicht mehr ähnlich, wenn sie ausgeführt, wenn sie erfüllt sind, und wir glauben nichts gethan, nichts erlangt zu haben. — „Sie werden," versetzte Wilhelm, „durch Ihre freundschaftliche Auslegung mein Gewissen nicht beruhigen, und ich werde mir immer als Ihr Schuldner vorkommen. — Es ist wohl möglich, daß Sie es sind," versetzte Madame Melina, „nur nicht auf die Art, wie Sie es denken. Wir rechnen uns zur Schande, ein Versprechen nicht zu erfüllen, das wir mit dem Munde gethan haben. O mein Freund, ein guter Mensch verspricht durch seine Gegenwart nur immer zu viel! Das Vertrauen, das er hervorlockt, die Neigung, die er einflößt, die Hoffnungen, die er erregt, sind unendlich; er wird und bleibt ein Schuldner, ohne es zu wissen. Leben Sie wohl. Wenn unsere äußeren Umstände sich unter Ihrer Leitung recht glücklich hergestellt haben, so entsteht in meinem Innern durch Ihren Abschied eine Lücke, die sich so leicht nicht wieder ausfüllen wird." Wir empfinden inniges Mitleid für sie, welche hier die ganze Wehmut einer innig empfundenen und nicht erwiderten Neigung im Augenblick des Abschieds mit gleichsam nach innen geweinten und dadurch um so heißeren Thränen ausspricht. Wir sehen sie in dem Romane nicht wieder. Sie verschwindet mit der ganzen Theaterwelt, von welcher Wilhelm sich entschieden für immer abwendet, aus seinem Leben. Wenn wir fragen, wie sich ihre Zukunft gestalten wird, so werden wir antworten: Sie wird keine großartige, gewaltige Künstlerin werden, aber sie wird stets für jede Bühne ein brauchbares Mitglied bleiben. Sie wird von Zeit zu Zeit ihr Herz mit einem zärtlichen Verhältnis beschäftigen, aber die Erinnerung an Wilhelm wird die Leuchte

ihres Lebens bleiben, und wird sie in Verbindung mit dem ihr angeborenen Sinn für Anstand und Ehre vor einem unwürdigen Fall bewahren.

Philine.

Mannigfaltig und die verschiedensten Typen der weiblichen Natur darstellend, sind die Frauengestalten, welche Goethe uns in seinem Wilhelm Meister vorführt. Wir sehen in Marianne ein liebliches Wesen, ganz seiner Liebe hingegeben, welches aber in dem Bewußtsein des verhängnisvollen „Zu spät" nicht zum reinen Genuß des augenblicklichen Glücks gelangen kann, und welches dann in stiller Ergebung und in rührendem Jammer zu Grunde geht. Frau Melina ist empfindsam, aber sie faßt das Leben mit einem gewissen Pedantismus auf, welcher nie vergessen läßt, daß sie aus geordneten bürgerlichen Verhältnissen gleichsam gewaltsam in die bunte, regellose Welt des Komödiantentums versetzt worden ist, welche ihrer Natur ursprünglich nicht entsprechend ist. Philine ist eine diesen beiden ganz entgegengesetzte Natur, von der einen so weit entfernt, wie von der andern. Sie ist nicht imstande und auch nicht geneigt, sich einer sogenannten ewigen Liebe hinzugeben, ihr Gewissen macht ihr nicht viel zu schaffen, jede Empfindsamkeit ist ihr vollständig fremd, das jeder Regel und jeder Konvenienz spottende und widersprechende Komödiantenleben ist ihr Element. Sie kennt, sie achtet kein Gesetz, welches sie verhindern wollte, aus jeder Blume, welche am Wege steht, den Honig zu saugen, frei und ungefesselt will sie das Leben genießen. Sittliche Bedenken kennt sie nicht, sie denkt nicht darüber nach, was gut und böse, sittlich und unsittlich ist, sie handelt naiv und ohne sich viele Sorge zu machen, ob das, was sie, von der Eingebung des Augenblicks getrieben, thut, in den Rahmen des Schicklichen, des Ehrbaren, hineinpaßt. Man muß daher auch bei ihrer Beurteilung von allem Konventionellen, von den Gesetzen des bürgerlichen Lebens, dem Sittengesetze absehen, und derjenige, welcher sich dazu nicht verstehen kann, sollte lieber Bücher, wie Wilhelm Meister, überhaupt nicht in die Hand nehmen. Von Philinens Vorgeschichte teilt uns der Dichter gar nichts mit. Als Wilhelm sie in dem Städtchen, wo

er sich wieder in die Phantasien seiner Jugend zurück verlieren soll, findet, trägt sie den ganzen Zauber des ungefesselten, nur dem Augenblick sich hingebenden, frei durch die Welt streifenden Schauspielerlebens an sich, vermittelt durch eine überaus reizende und anmutige Persönlichkeit. Sie denkt und will nichts, was über den Augenblick und dessen Genuß hinausgeht; wenn sie Einfälle hat, welche ihren Gefährten geistreich erscheinen, und nach deren Bedeutung diese fragen, antwortet sie: „Ich werde nicht am Ende noch gar meine Worte auslegen sollen!“ Ihre Einfälle sind ihr feil, wie alles, was sie besitzt, wie sie selbst; sie wirft dieselben jedem zu, der gerade da ist, sie anzuhören, wie sie dem Armen, der sie um ein Almosen bittet, wenn sie nichts anderes hat, ihre Kleider und Schmucksachen hinwirft. Was ihr Äußeres betrifft,*) so hat sie blaue Augen und blonde Locken. „Eine angenehme Heiterkeit belebt ihr Gesicht. Sie ist mehr klein als groß, eine kindlich zierliche Gestalt, ihre Füße sind die niedlichsten von der Welt, welche mit ihren Pantöffelchen reizend klappern. Sie ist mäßig im Essen und Trinken, wie im Genuß von Näschereien. Es ist ein höchst reizendes Bild, welches der Dichter von ihr giebt, wo sie im Grase sitzend den zweiten Kranz flicht, nachdem sie sich den ersten selbst aufgesetzt hat. Sie sah unglaublich reizend aus, sagt der Dichter, welcher sonst von ihr als von dem gefährlichen, leichtfertigen, verwegenen Mädchen, von der zierlichen Sünderin spricht. Sie konnte Wilhelm in seiner damaligen Stimmung wohl gefährlich werden. Ihr Verhältnis zu diesem macht verschiedene Wandlungen durch. Die Wunde, welche ihm der Verlust Mariannens geschlagen hat, noch blutend, das Gelübde „das treulose Geschlecht zu meiden“, noch auf den Lippen, trifft er in der kleinen Stadt mit Philinen zusammen. „Er ging, heißt es dort, wieder von dem ersten Jugendnebel begleitet, umher, seine Augen faßten jeden reizenden Gegenstand mit Freuden auf und nie war sein Urteil über eine liebenswürdige Gestalt schonender gewesen. Auch Frau Melinas eifer-

*) Diese Schilderung ist aus einzelnen Stellen des Romans zusammengesetzt, da Goethe nirgends eine zusammenhängende Beschreibung ihrer äußern Erscheinung giebt.

süchtiges Dazwischentreten hat keinen Einfluß auf ihn. Was Philine selbst betrifft, so kennt sie weder Eifersucht, noch irgend ein dem Hasse verwandtes Gefühl. Sie begnügt sich damit, diejenigen, welche ihr nicht sympathisch sind, „zum Besten zu haben", was ihr beinahe ebensoviel Spaß macht, wie das Lieben. Dahin gehört auch die Wendung, welche sie dem Trinkgelage nach der Vorlesung des Ritterschauspiels giebt, so daß dasselbe in einen maßlosen Auftritt roher Trunkenheit ausartet, in welcher Melina sich soweit vergißt, Wilhelm wegen der von ihm noch nicht zugestandenen Auslösung der Theaterrequisiten gemein zu beleidigen, so daß dieser schon entschlossen ist, sich von der Gesellschaft zu trennen, wovon er durch Philinens Schmeicheleien abgebracht wird. Unendlich reizend ist die Scene auf der steinernen Bank vor der Thüre des Wirtshauses, durch welche es allerdings Wilhelm mit Philinen für einige Zeit verdarb. Er hatte sich verdrießlich nach dem Auftritt mit Melina auf die steinerne Bank vor der Thüre gesetzt. „Nach kurzer Zeit schlenderte Philine singend zur Hausthüre heraus, setzte sich zu ihm, ja man dürfte beinahe sagen, auf ihn, so nahe rückte sie an ihn heran, lehnte sich auf seine Schultern, spielte mit seinen Locken, streichelte ihn und gab ihm die besten Worte von der Welt. Sie bat ihn, er möchte ja bleiben und sie in der Gesellschaft nicht allein lassen, in der sie vor Langeweile sterben müßte; sie könne nicht mehr mit Melina unter einem Dache ausdauern und habe sich deswegen herüberquartiert.

Vergebens suchte er sie abzuweisen, ihr begreiflich zu machen, daß er länger weder bleiben könne, noch dürfe. Sie ließ mit Bitten nicht ab, ja unvermutet schlang sie ihren Arm um seinen Hals, und küßte ihn mit dem lebhaftesten Ausdruck des Verlangens.

„Sind Sie toll, Philine?" rief Wilhelm aus, indem er sich loszumachen suchte, „die öffentliche Straße zum Zeugen solcher Liebkosungen zu machen, die ich auf keine Weise verdiene! Lassen Sie mich los, ich kann nicht und ich werde nicht bleiben."

„Und ich werde dich festhalten," sagte sie, „und ich werde dich hier auf öffentlicher Gasse solange küssen, bis du mir versprichst, was ich wünsche. Ich lache mich zu Tode," fuhr sie fort; „nach

dieser Vertraulichkeit halten mich die Leute gewiß für deine Frau von vier Wochen, und die Ehemänner, die eine so anmutige Scene sehen, werden mich ihren Weibern als ein Muster einer kindlich unbefangenen Zärtlichkeit anpreisen."

Eben gingen einige Leute vorbei, und sie liebkoste ihn auf das anmutigste, und er, um keinen Skandal zu geben, war gezwungen, die Rolle des geduldigen Ehemanns zu spielen. Dann schnitt sie den Leuten Gesichter im Rücken und trieb voll Übermut allerhand Ungezogenheiten, bis er zuletzt versprechen mußte, noch heute und morgen und übermorgen zu bleiben. „Sie sind ein rechter Stock!" sagte sie darauf, indem sie von ihm abließ, „und ich eine Thörin, daß ich so viel Freundlichkeit an Sie verschwende." Sie stand verdrießlich auf, und ging einige Schritte; dann kehrte sie lachend zurück und rief: „Ich glaube eben, daß ich darum in dich vernarrt bin, ich will nur gehen und meinen Strickstrumpf holen, daß ich etwas zu thun habe. Bleibe ja, damit ich den steinernen Mann auf der steinernen Bank wiederfinde."

Diesmal that sie ihm Unrecht; denn so sehr er sich von ihr zu enthalten strebte, so würde er doch im Augenblicke, hätte er sich mit ihr in einer einsamen Laube befunden, ihre Liebkosungen wahrscheinlich nicht unerwidert gelassen.

Sie ging, nachdem sie ihm einen leichtfertigen Blick zugeworfen, in das Haus. Er hatte keinen Beruf, ihr zu folgen, vielmehr hatte ihr Betragen einen neuen Widerwillen in ihm erregt; doch hob er sich, ohne selbst recht zu wissen, warum, von der Bank, um ihr nachzugehen."

Aber, wenn Wilhelm jetzt vielleicht bereut, das so offenbare und leichtfertige Entgegenkommen Philinens abgewiesen zu haben, so ist es für jetzt zu spät, denn ein alter Liebhaber derselben kommt zurück und ein neuer findet sich in der Person des Stallmeisters des bald eintreffenden gräflichen Paares. Aber trotz des Widerwillens und des unangenehmen Gefühles, welches er empfindet und das man beinahe als Eifersucht bezeichnen kann, führt er seinen Entschluß zur Abreise nicht aus, da er sich von der hohen Erscheinung der schönen und anmutigen Gräfin gefesselt fühlt, bei welcher sich auch Philine rasch einschmeichelt. Vielmehr schließt er sich

förmlich der Theatergesellschaft, welche jetzt auf dem gräflichen Schlosse Vorstellungen geben soll, und als deren hervorragendes Mitglied ihn Philine vorgestellt hat, an. Auf dem Schlosse hält sie sich von Wilhelm zurück und unterstützt die Liebesintrigue desselben mit der Gräfin. Während die übrigen Schauspieler durch die mangelhaften Vorbereitungen zu ihrem Empfange bei ihrer Ankunft in dem Schlosse in eine sehr unangenehme Lage geraten, kommt sie, weil sie schon in dem Stallmeister und in der Gräfin zwei Gönner gewonnen hat, sofort in sehr behagliche Verhältnisse und weiß sich durch ihr gewandtes Betragen während ihres ganzen dortigen Aufenthalts darin zu behaupten. Ihre Kunst ist ihr nur Mittel zum Zweck und, wenn sie auch nicht ohne Talent für die Bühne ist, so ist doch die wirkliche Welt ihr eigentliches Feld, auf welchem sie sich als Virtuosin des Komödienspielens zeigt, wodurch sie namentlich die Gräfin so vollständig gewinnt, daß diese sie mit Geschenken überhäuft und sie überhaupt wie einen verzogenen Liebling behandelt. Um sich in dieser Stellung zu behaupten, ist sie trotz der Leichtfertigkeit, mit welcher sie sonst auf Liebeshändel eingeht, klug und, können wir wohl hinzufügen, doch innerlich kalt genug, um sich den verschiedenen Liebhabern gegenüber, welche sich ihr auf dem Schlosse bieten, „auch einmal“ zurückhaltend zu zeigen, und benützt die verschiedenen Erklärungen derselben, welche sie anhören muß, zu karrikierenden Darstellungen vor ihren Kollegen, welche sich bei denselben „vor Lachen und Schadenfreude nicht zu halten mußten“. Um Wilhelm, welcher sich seit der Scene auf der Bank von ihr fern gehalten hatte, und dessen Betragen gegen sie kaum mehr höflich zu nennen war, sich wieder zu gewinnen, unterstützt sie dessen Verhältnis zur Gräfin und richtet durch den mit ihrer Hilfe inscenierten Verkleidungsauftritt, wie sich im späteren Verlauf des Romans ergiebt, ein nicht wieder gut zu machendes Unheil an. Vorher spielt sie mit Wilhelm mit unübertrefflicher Geschicklichkeit eine Scene der Reue über ihre bisherige Leichtfertigkeit, welche in der Erklärung gipfelt, „daß sie sich selbst verachten müßte, wenn sie nicht fähig wäre, sich zu ändern und sich seiner Freundschaft wert zu machen“. Der in der Welt nicht erfahrene Wilhelm glaubt ihr die von ihr ausgesprochenen Reuegefühle und

wird wieder höflich gegen sie, ja er fühlt wieder etwas von seiner früheren Hinneigung zu ihr. Und doch ist Philine in diesem Augenblick von nichts weiter entfernt, als von wahrer Reue, sie spielt nur Komödie, und das besser, als auf der Bühne. Wieder von einer ganz anderen Seite zeigt sich Philine, als auf dem Zuge der Gesellschaft von dem Schlosse nach ihrem neugewählten Aufenthalt dieselbe von einer Bande Marodeurs überfallen und vollständig ausgeplündert wird. Bei dem Kampfe gegen die Räuber erhält Wilhelm zwei ernste Wunden und Philine nimmt sich mit treuer Sorgfalt seiner an. Sie allein und Mignon sind bei ihm geblieben, sie allein hat ihm, soweit es ihr möglich war, seine Wunden verbunden, und keine Eifersucht unterbricht ihr Werk der Barmherzigkeit, als sie wohl bemerken mußte, daß Wilhelm beim Erwachen aus seiner tiefen Ohnmacht nur Augen für die schöne Amazone hatte und seiner gütigen Pflegerin, welcher er vielleicht das Leben dankte, gar keine Beachtung schenkte. Einerseits zeigt sie sich klug in Wilhelms Interesse, indem sie ihn abhielt, der mit Vorwürfen gegen ihn wegen des auf seinen Rat eingeschlagenen Weges, auf welchem sie das Unglück getroffen hatte, eindringenden Gesellschaft, sein Geld, das in ihrem Koffer aufbewahrt war, als Entschädigung für ihren Verlust zu übergeben; andererseits trägt sie eine boshafte Schadenfreude zur Schau, indem sie, während alle anderen über ihre verlorene Habe jammern, auf ihrem allein geretteten Koffer sitzend, mit den Schlüsseln klappert und Nüsse aufknackt. Auch in dem schlichten Pfarrhause, wohin sie den Verwundeten bringen läßt, und wo sie als dessen Frau auftritt, versteht sie es, in kurzer Zeit alle Herzen zu gewinnen. Nur Wilhelm selbst will sie nicht als Pflegerin bei sich behalten, er ist zu stolz dazu, Liebesdienste von ihr anzunehmen, welche er ihr nicht vergelten kann, und geht sogar soweit, ihr den beleidigenden Antrag zu stellen, sie mit einem Geschenk zu entlassen. Weit entfernt, sich davon gekränkt zu fühlen, antwortet sie mit rührender Uneigennützigkeit, indem sie ihm ins Gesicht lachte: „Du bist ein Thor, du wirst nicht klug werden. Ich weiß besser, was dir gut ist; ich werde bleiben, ich werde mich nicht von der Stelle rühren. Auf den Dank der Männer habe ich niemals gerechnet, also auch auf deinen nicht; und wenn ich dich

lieb habe, was geht's dich an?“ Sie bleibt allein, da Mignon auch verwundet und daher nicht imstande ist, an der Pflege teilzunehmen, seine treue, bei Tag und Nacht besorgte Pflegerin. Goethe schildert ihre anmutige Erscheinung, als sie einmal, von der fortwährenden Anstrengung überwältigt, eingeschlafen war: „Philine lag quer über den vorderen Teil des weitläufigen Gast- und Ehrenbettes hingestreckt, welches die Pfarrersfamilie dem wunden Mann zum Lager angewiesen hatte. Sie schien auf dem Bette sitzend und lesend eingeschlafen zu sein; ein Buch war ihr aus der Hand gefallen. Sie war zurück und mit dem Kopfe nahe an seine Brust gesunken, über die sich ihre blonden, aufgelösten Haare in Wellen ausbreiteten. Die Unordnung des Schlafes erhöhte mehr als Kunst und Vorsatz ihre Reize; eine kindische, lächelnde Ruhe schwebte über ihrem Gesichte.“ Der Eindruck auf Wilhelm ist ein sehr lebhafter. „Er sah sie eine Zeitlang an, und schien sich selbst über das Vergnügen zu tadeln, womit er sie ansah, und wir wissen nicht, ob er seinen Zustand segnete oder tadelte, der ihm Ruhe und Müßiggang auferlegte.“ Jedenfalls fühlt er, daß er für ihre Reize empfänglicher ist, als er sein sollte, und um dieser Gefahr auszuweichen, verlangt er wieder von ihr, sich zu entfernen, und zwar soll sie, wie die meisten anderen Mitglieder der ausgeplünderten Schauspielergesellschaft, zu dem Theaterdirektor Serlo gehen und dort ein Unterkommen suchen. Sie geraten darüber in heftigen Streit, aber an am anderen Morgen ist Philine verschwunden. „Er empfand, heißt es dort weiter, ihre Abwesenheit; er hatte an ihr eine treue Wärterin, eine muntere Gesellschafterin verloren, er war nicht mehr gewohnt, allein zu sein.“

Wilhelm findet sie als Mitglied der Serloschen Theatergesellschaft wieder, und dies ist die letzte Phase, in welcher der Dichter sie uns vorführt. Sie weiß sich bei dem ersten Zusammentreffen zusammenzunehmen, da Serlo und Aurelie, seine Schwester und erste tragische Schauspielerin, anwesend sind, sie begrüßt ihn gesetzt und bescheiden, rühmt Serlos Güte, „der sie ohne ihr Verdienst, bloß in Hoffnung, daß sie sich bilden werde, in seine vortreffliche Truppe aufgenommen habe“. Sie that dabei gegen Wilhelm freundlich, doch aus einer ehrerbietigen Entfernung. Aber kaum

haben sich Serlo und Aurelie entfernt, als ihr ursprüngliches Temperament ungezügelt hervorbricht und sie wie thöricht im Zimmer umherspringt, sich auf die Erde setzt und vor Lachen ersticken will. Dann erzählt sie ihm, daß es dort bunt genug zugehe; Aurelie habe ein unglückliches Liebesverhältnis mit einem Edelmann gehabt, der ein prächtiger Mensch sein müsse, den sie selbst gerne einmal sehen möchte. Bei ihrer weiteren Erzählung tritt noch ein nicht bedeutungsloser Zug ihres Charakters hervor; sie mag keine Kinder, aber die „der Sonne gleichende“ Schönheit eines dreijährigen Knaben, welcher im Hause herumläuft, „freut sie“. Sie nimmt so wenig Rücksicht auf den Ruf anderer, wie auf ihren eigenen, und erklärt den Knaben ohne Weiteres für Aureliens Kind. Wir wissen, daß dies nicht der Fall ist, daß derselbe vielmehr Wilhelm viel näher angeht. Ihre leichtsinnige Auffassung der Liebe, von welcher sie ebensowenig Treue verlangt, wie sie dieselbe zu halten geneigt ist, zeigt sich darin, daß sie Aurelie eine Närrin nennt, weil sie untröstlich darüber ist, daß ihr Geliebter sie seit einem Jahre nicht mehr sieht. Wenn Alles drunter und drüber geht, dann ist das mutwillige Geschöpf in ihrem Element. Serlo, erzählt sie ihm, thut mit einer Tänzerin seiner Truppe schön, ist daneben noch mit einem Aktrischen vertraut, wartet noch in der Stadt einigen Frauen auf, und nun steht auch sie, Philine, auf der Liste. Diese aber, so schwört sie und beteuert, es sei ein rechter Spaß, ist in ihn verliebt, „die Erznärrin“. Er möchte sich in Aurelien verlieben. „Dann werde die Hetze erst recht angehen. Sie läuft ihrem Ungetreuen, du ihr, ich dir und der Bruder mir nach. Wenn das nicht eine Lust auf ein halbes Jahr giebt, so will ich an der ersten Episode sterben, die sich zu diesem vierfach verschlungenen Romane hinzuwirft“. In ihrem Benehmen gegen die anderen Mitglieder der früheren Gesellschaft ist sie nicht aufrichtig. Bei einem Schokoladefrühstück, zu welchem sie dieselben eingeladen hat, macht sie ihnen Hoffnung, daß sie noch durch ihren Einfluß den Direktor bestimmen werde, sie in seine Gesellschaft aufzunehmen, sagt aber dann zu Wilhelm, als sie mit ihm allein ist, daß sie dies durchaus nicht glaube, und auch nicht wünsche, sie wolle dieselben schon mit der Zeit beiseite bringen. Dagegen spricht sie ihre

Überzeugung aus, er werde jetzt sein Talent nicht länger vergraben und unter einem Direktor wie Serlo auf das Theater gehen. Sie hat nur den einzigen Zweck, ihn in ihrer Nähe zu behalten und spricht mit der ihr eigenen Gewandtheit so schmeichelnd mit ihm und „so schmeichelnd von seinen Talenten, daß sein Herz und seine Einbildungskraft sich ebensosehr diesem Vorschlage näherten, als sein Verstand und seine Vernunft sich davon entfernten“. Als dann Wilhelm sich wirklich der Gesellschaft angeschlossen hat und alles unausgesetzt mit der großen Angelegenheit der Hamletaufführung beschäftigt ist, findet Philine, die kein tieferes Interesse an so ernsten, künstlerischen Bestrebungen hat, dies unerträglich. „Niemand,“ sagt sie, „wird froher sein, als ich, wenn das Stück morgen gespielt ist, so wenig mich meine Rolle drückt. (Sie hatte die Königin in dem Schauspiel zu spielen.) Denn immer und ewig von einer Sache reden hören, wobei doch nichts weiter herauskommt, als eine Repräsentation, die, wie so viele hundert andere, vergessen werden wird, dazu will meine Geduld nicht hinreichen. Macht doch in Gottes Namen nicht so viel Umstände! Die Gäste die vom Tische aufstehen, haben an jedem Gerichte etwas auszusetzen; ja, wenn man sie zu Hause reden hört, so ist es ihnen kaum begreiflich, wie sie eine solche Not haben ausstehen können.“ Sie sieht in der von ihr zu spielenden Königin ein Abbild ihrer eigenen Flatterhaftigkeit, sie glaubt sich nur selbst darzustellen, indem sie dieselbe spielt. „Das will ich so natürlich machen,“ sagt sie, „wie man in der Geschwindigkeit einen zweiten heiratet, nachdem man den ersten ganz außerordentlich geliebt hat! Ich hoffe, mir den größten Beifall zu erwerben, und jeder Mann soll wünschen, der dritte zu sein!“

Den schönsten Gedanken habe Wilhelm trotz seines Strebens, das Stück nicht verstümmeln zu wollen, doch fortgelassen, und als man sie fragt, welches denn der wäre, spricht sie ihre leichtfertige Auffassung unzweideutig in dem Lied aus:

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einsamkeit der Nacht;
Nein, sie ist, o holde Schönen,
Zur Geselligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönste Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönste Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er ist gut, sich zu zerstreuen,
Zu was andrem taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe sich ergießt;

Wenn der rasche lose Knabe,
Der sonst wild und feurig eilt,
Oft bei einer kleinen Gabe
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen singt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit verspricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Brust:
Jeder Tag hat seine Plage
Und die Nacht hat ihre Lust.

Die nächtliche Scene in Wilhelms Zimmer nach der ersten Hamletvorstellung giebt den besten Kommentar zu diesem Liede. Nachdem Philine noch, rücksichtslos in ihrem Leichtsinn, Wilhelm hat glauben machen, daß der junge Offizier, welchen er bei ihr findet, Marianne ist und ihn dadurch in die furchtbarste Aufregung versetzt hat, läßt sie sich von diesem, dem jungen Friedrich, entführen und verschwindet aus der Theatergesellschaft, wie aus dem Roman überhaupt. Trotzdem sie ohne jede künstlerische Begeisterung und

auch ohne jede höhere künstlerische Begabung, und obschon sie namentlich den weiblichen Mitgliedern der Serloschen Gesellschaft, vor allen Aurelien und der Frau Melina, im höchsten Grade zuwider war, wurde ihre Abwesenheit doch als eine Lücke empfunden, da sie durch ihr freundlich neckisches, jedem Einzelnen schmeichelndes Wesen ein vermittelndes Element gewesen war, dessen plötzliches Verschwinden schmerzlich empfunden wird. Wilhelm selbst gedenkt noch lange mit einer gewissen Sehnsucht ihrer reizenden, liebenswürdigen Persönlichkeit. Wir sehen sie nicht wieder, wir hören nur von ihr, daß sie sich mit dem jungen Friedrich zu gemeinsamem Leben verbindet, welches durch ihre koboldartige Natur vielfach gestört, aber durch die unbegrenzte Leidenschaft des jungen Mannes immer wieder hergestellt wird. Was wird das schließliche Schicksal dieses liebenswürdigen, leichtfertigen Geschöpfes sein, wenn Jugend und Schönheit geschwunden sein werden? Sie stellt uns selbst ein trauriges Bild ihrer Zukunft vor, wenn sie sagt: „Man muß sich bei Zeiten aufs kuppeln legen; es bleibt uns doch nichts anderes übrig, wenn wir alt werden!“ Der Dichter hat uns den Anblick dieser traurigen Verwandlung des in heiteren Farben buntschillernden Schmetterlings erspart.

Aurelie.

Eine den anderen Schauspielerinnen des Romans vollständig entgegengesetzte Natur, im Widerspruch mit jeder einzelnen derselben stehend, so verschieden diese selbst auch unter einander sind, ist Aurelie, Serlos Schwester. Sie erzählt Wilhelm selbst ihr trauriges Schicksal, von welchem uns der Dichter unmittelbar nur die letzte verhängnisvolle Katastrophe vorführt. Sie stammt aus einer Schauspielerfamilie. Da Wilhelm ihr auf ihre verzweifelte Klage über ihr Schicksal tröstend sagt, sie könne mit ihren edlen Gesinnungen nicht ganz unglücklich sein, antwortet sie ihm, daß sie diese Gesinnungen der allerschlechtesten Erziehung schuldig ist, durch welche jemals ein Mädchen hätte verderbt werden sollen, dem schlimmsten Beispiele, um Sinne und Neigung zu verführen. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter brachte sie die schönsten Jahre ihrer Entwicklung bei einer Tante zu, welche es sich zum Gesetz machte,

die Gesetze der Ehrbarkeit zu verletzen und sich jeder Neigung blindlings hingab, gleichviel, ob sie über den Gegenstand gebot oder sein Sklave war, wenn sie sich nur im wilden Genuß selbst vergessen konnte. Das Kind mußte sich in dieser Umgebung einen traurigen Begriff von dem männlichen Geschlechte machen. Jeder, welchen diese Frau herbeireizte, erschien ihr dumpf, dringend, dreist und ungeschickt, und, wenn er seine Wünsche befriedigt hatte, satt, übermütig, lahm und abgeschmackt. Sie sah jene Frau Jahre lang unter dem Gebote der schlechtesten Menschen erniedrigt; sie mußte die entwürdigendsten Begegnungen erdulden und die schändlichsten Fesseln tragen. Aurelia mußte in frühester Jugend auch viel traurige Erfahrungen über ihr eigenes Geschlecht machen, sie war als sechzehnjähriges Mädchen klüger als sie jetzt ist, da sie sich jetzt selbst kaum versteht. „Warum, sagte sie, sind wir so klug, wenn wir jung sind, so klug, um immer thörichter zu werden?“ Sie betrat die Bühne mit dem höchsten Begriff von sich selbst und von der deutschen Nation. Der Beifall der Menge war ihr willkommen; sie nahm dankbar das Geschenk an, das ihr einstimmig dargebracht wurde, sie glaubte eine willkommene Harmonie mit ihrem Publikum zu fühlen, in welchem sie die Edelsten und Besten der Nation vor sich zu sehen meinte. Aber bald mußte sie erkennen, daß die sogenannten Theaterfreunde sich für sie nicht nur als Künstlerin interessierten, sondern daß sie auch Ansprüche an das junge, lebhafte Mädchen machten, ja, daß sogar das Weib in ihr bald den Hauptgegenstand ihrer Huldigungen wurde. Sie verlangten, daß sie die Empfindungen, welche sie in ihnen erregt hatte, persönlich mit ihnen teilen sollte. Das war ihre Sache nicht, sie wünschte ihre Gemüter zu erheben, aber sie hatte keinen Anspruch an das, was sie ihr Herz nannten, alle Stände, Altersstufen und Charaktere wurden ihr zur Last und „nichts war ihr verdrießlicher, als daß sie sich nicht, wie ein anderes ehrliches Mädchen in ihr Zimmer verschließen und sich so manche Mühe ersparen konnte. Die Männer erschienen ihr meist, wie sie dieselben bei ihrer Tante zu sehen gewohnt war; sie erregten meist ihren Abscheu, wenn sie nicht durch ihre Eigenheiten und Albernheiten unterhalten wurde. Sie bildete sich ein, eine vollkommene Kenntnis aller Stände der Nation sich

erworben zu haben. Sie fand Wenige, welche ihr nur ein geringes Interesse einzuflößen wußten und glaubte ein Recht zu haben, alle zu verachten. Sie nennt selbst in ihrer Erzählung an Wilhelm ihren damaligen Seelenzustand verblendet und hypochondrisch ungerecht. Sogar Selbstmordgedanken stiegen in ihr auf. Aber auf den Wunsch ihres Bruders, welcher Direktor des Theaters geworden war „verfiel sie auf ein anderes Extrem", sie ließ sich verheiraten. Serlo wünschte einen Gefährten zu haben und wählte einen jungen Mann, welcher Aurelien nicht zuwider war, welcher von dem Genie, Leben und Geist ihres Bruders nichts besaß, welchem dafür aber die soliden Eigenschaften, die diesem vollkommen fehlten, Ordnung, Fleiß, und die Gabe hauszuhalten und mit dem Gelde umzugehen, innewohnten. Dieser junge Mann wurde ihr Gatte, sie weiß selbst nicht wie, sie haben zusammengelebt, sie weiß selbst nicht warum. Äußerlich ging es ihnen gut. Durch die Thätigkeit ihres Bruders nahmen sie viel Geld ein, durch das gute Haushalten ihres Mannes kamen sie gut aus. Aber die idealen Bestrebungen, mit welchen sie sonst das Theater betreten hatte, waren vergessen. Sie trat auf, um zu leben, sie öffnete den Mund nur, weil sie nicht schweigen durfte, weil sie doch einmal herausgekommen war, um zu reden. Sie ergab sich ganz in die Absicht ihres Bruders, welchem es um Beifall und Geld zu thun war, da er sich gern loben hörte und viel brauchte. Sie spielte nicht mehr nach ihrem Gefühl, nach ihrer Überzeugung, sondern nach seiner Anweisung, war zufrieden, wenn sie es nur ihm zu Dank gemacht hatte, und geriet so, da er, um Geld zu verdienen, sich nach allen Schwächen des Publikums richtete, allmählich in einen handwerksmäßigen Schlendrian. Aber ihr Leben ging ohne Freude und Anteil hin. Ihre Ehe blieb kinderlos und dauerte nur kurze Zeit. Ihr Mann wurde krank, seine Kräfte nahmen sehr ab, die Sorge um ihn unterbrach ihre allgemeine Gleichgiltigkeit. In dieser Zeit machte sie eine Bekanntschaft, mit welcher ein neues Leben für sie anfing „ein neues und schnelleres, denn es wird bald zu Ende sein." Als der Gesundheitszustand ihres Mannes eine gefahrdrohende Wendung nahm, lernte sie Lothario kennen, welcher eben aus Amerika zurückgekommen war, wo er mit Auszeichnung den Vereinigten Staaten gedient

hatte. Er benahm sich gegen sie mit einem gelassenen Anstande und einer offenen Gutmütigkeit, er sprach mit ihr über sie selbst, ihre Lage, ihr Spiel, wie ein alter Bekannter, teilnehmend und deutlich, er urteilte richtig ohne absprechend, offen ohne lieblos zu sein, dabei schmeichelte er nicht und drängte sich nicht an, so daß sie sich sorglos dem angenehmen Verkehr mit ihm überließ. Er widmete auch ihrem Manne, dessen Krankheit sich beständig verschlimmerte, die freundlichste Sorgfalt und suchte seinen Zustand auf jede Weise zu lindern. Er hatte kein Geheimnis für sie und ließ sie in die verborgensten Winkel seiner Seele sehen. Sie genoß zum erstenmale in ihrem Leben eines herzlichen, geistreichen Umgangs. Sie fühlte sich von ihm angezogen, hingerissen, ehe sie selbst Betrachtungen über sich anstellen konnte. Mittlerweile starb ihr Mann und die ganze Last der theatralischen Geschäfte fiel nun auf sie allein, da ihr Bruder auf dem Theater unübertrefflich, in der Haushaltung nie zu etwas zu gebrauchen war. Sie besorgte alles, und studierte dabei ihre Rollen fleißiger, als jemals, sie spielte wieder wie früher, ja mit höherer Kraft und neuem Leben, nur durch ihn und um seinetwillen. Es war ihr bei jeder von ihr gespielten Rolle zu Mute, als ob sie ihn lobte und zu seinen Ehren spräche. Aber, wenn sie ihn unter den Zuhörern wußte, wagte sie es nicht, mit der ganzen Gewalt zu sprechen, als wenn sie ihm ihre Liebe, ihr Lob nicht geradezu ins Gesicht aufdringen wollte; war er abwesend, dann hatte sie freies Spiel, dann that sie ihr Bestes mit Ruhe und einer unbeschreiblichen Zufriedenheit. Er machte es ihr zur Pflicht, in ihrem Fache wahr, geistreich und belebend zu sein. Sie erschien sich begeistert, so oft sie das Theater betrat, mittelmäßige Stellen wurden zu Gold in ihrem Munde, und wenn ihr damals ein Dichter zweckmäßig beigestanden hätte, würde sie die wunderbarsten Wirkungen hervorgebracht haben. So lebte sie Monate lang fort. Er schien sie nicht entbehren zu können und sie war höchst unglücklich, wenn er nicht kam. Er zeigte ihr die Briefe seiner vortrefflichen Schwester, er nahm an den kleinsten Umständen ihrer Verhältnisse Teil; die Einigkeit zwischen ihnen war innig, vollkommen. Von Liebe wurde zwischen ihnen nicht gesprochen. Er ging und kam, kam und ging. Aber er ging ein-

mal, ohne wiederzukommen. Das neue Leben, welches Aurelien in dem Umgang mit ihm aufgegangen, war ihr unentbehrlich geworden und als es ihr nun nach kurzem beseligenden Glanze wieder entschwindet, ist ihr Elend um so größer, je beglückter sie sich die kurze Zeit lang befunden hatte. Bitterer Menschenhaß hat sich ihrer bemächtigt, da sie einsieht, daß sie sich über Lotharios Gefühle gegen sie betrogen hat, daß der Mann, welchem sie das Erwachen zu einem neuen, besseren Leben verdankte, nur Freundschaft, nicht Liebe gegen sie empfand, und da sie erkennt, daß sie sich selbst absichtlich darüber getäuscht hat. Leidenschaftlich gesteht sie Wilhelm: „O wäre ich verführt, überrascht und dann verlassen, dann würde in der Verzweiflung noch Trost sein; aber ich bin weit schlimmer daran, ich habe mich selbst hintergangen, mich selbst wider Wissen betrogen, das ist's, was ich mir niemals vergeben kann.“ Und Lotharios Äußerung giebt uns den Schlüssel zu dem ganzen Verhältnis: „Ach, sie war nicht liebenswürdig, wenn sie liebte, und das ist das größte Unglück, das einem Weibe begegnen kann.“ So wendete er sich von der Freundschaft zu Aurelien, der Liebe zu einer anderen, Therese, zu „mit der er ein heiteres Leben hoffen durfte, während bei jener auch nicht an eine glückliche Stunde zu denken war“. Das ist der Fluch, der sich an Aureliens Fersen heftet. Sie besitzt die glänzendsten und achtungswertesten Eigenschaften; sie ist eine große Künstlerin, sie ist im Leben thätig und praktisch, ihr Herz schlägt warm für die höchsten Interessen der Kunst und Poesie, sie opfert sich edelmütig für einen nur an sich selbst denkenden Bruder — alle diese Eigenschaften gewinnen und sichern ihr unsere Achtung, aber die Liebenswürdigkeit fehlt. Ihre sich selbst quälende Schwermut, ihre stets in überreizter Leidenschaftlichkeit sich befindende Stimmung läßt weder sie selbst, noch ihre Umgebung zur Ruhe und zu einem behaglichen Gleichgewicht des Gemütes kommen. Selbst nicht das Herz und das Zutrauen von Kindern weiß sie sich zu gewinnen. Sie stört jede Unterhaltung durch die Bitterkeit, mit welcher sie sich an derselben beteiligt, sie ist unaufhörlich damit beschäftigt, ihre schmerzlichen und leidenschaftlichen Gefühle zu erneuern und zu verschärfen und selbst ihre künstlerische Thätigkeit dient ihr halb unbewußt diesem Zwecke. Sie

spielt nicht mehr die tragischen Rollen, welche sie darstellen soll, sie spielt nur mehr sich selbst und ihr eigenes Unglück. Die Schmerzenstöne, welche sie ausstößt sind nicht mehr „um Hekuba“, sie kommen aus ihrer eigenen totwunden Brust hervor, das Publikum jubelt ihrem vollendeten Spiel Beifall zu, aber sie spielt nicht, sie wühlt nur in ihren eigenen Wunden und legt sie den Zuschauern bloß, deren Beifall ihre Qual nur erhöht. Sie weist alle Versuche Wilhelms, sie zu trösten, hartnäckig zurück. Man sieht voraus, daß dieser auf das Äußerste gespannte Seelenzustand mit Wahnsinn oder Selbstmord enden muß. Daß Gedanken an den letzteren Aureliens Seele beschäftigen, zeigt die Scene mit ihrem Bruder und dem Dolche: „Serlo war einigemal in der Stube auf und ab gegangen, ohne daß er irgend eine Absicht merken ließ.“ Auf einmal trat er an Aureliens Putztisch, griff schnell nach etwas, das darauf lag, und eilte mit seiner Beute der Thüre zu. Aurelie bemerkte kaum seine Handlung, als sie auffuhr, sich ihm in den Weg warf, ihn mit unglaublicher Leidenschaft angriff, und geschickt genug war, ein Ende des geraubten Gegenstandes zu fassen. Sie rangen und balgten sich sehr hartnäckig, drehten und wandten sich lebhaft mit einander herum; er lachte, sie ereiferte sich, und als Wilhelm hinzueilte, sie auseinander zu bringen und zu besänftigen, sah er auf einmal Aurelien mit einem bloßen Dolch in der Hand auf die Seite springen, indem Serlo die Scheide, die ihm zurückgeblieben war, verdrießlich auf den Boden warf. Wilhelm trat erstaunt zurück und seine stumme Verwunderung schien nach der Ursache zu fragen, warum ein so sonderbarer Streit über einen so wunderbaren Hausrat habe unter ihnen entstehen können. „Sie sollen, sprach Serlo, Schiedsrichter zwischen uns beiden sein. Was hat sie mit dem scharfen Stahle zu thun? Lassen Sie sich ihn zeigen. Dieser Dolch ziemt keiner Schauspielerin; spitz und scharf wie Nadel und Messer! Zu was die Posse? Heftig wie sie ist, thut sie sich noch einmal von ungefähr ein Leid an. Ich habe einen innerlichen Haß gegen solche Sonderbarkeiten: ein ernstlicher Gedanke dieser Art ist toll, und ein so gefährliches Spielwerk ist abgeschmackt.“ — „Ich habe ihn wieder! rief Aurelie, indem sie die blanke Klinge in die Höhe hielt: ich will meinen treuen Freund

nun besser verwahren. Verzeih mir, rief sie aus, indem sie den Stahl küßte, daß ich dich so vernachlässigt habe!" — Serlo schien im Ernste böse zu werden. — „Nimm es, wie du willst, Bruder, fuhr sie fort, kannst du denn wissen, ob mir nicht etwa unter dieser Form ein köstlicher Talisman beschert ist! ob ich nicht Hilfe und Rat zur schlimmsten Zeit bei ihm finde; muß denn alles schädlich sein, was gefährlich aussieht?"

Sie findet einen langsameren, aber sicheren Weg zum Selbstmord; sie reibt sich durch ihre furchtbare leidenschaftliche Darstellung der tragischen Rollen, welche ihr zufallen, selbst auf. Die Krisis erfolgt nach einer Aufführung der Lessingschen Emilia Galotti, in welcher sie die Gräfin Orsina zu spielen hatte. Sie legte ihr ganzes zerrissenes Herz dem Publikum blos und erzielte dadurch eine ganz ungeheure Wirkung, welche sich in einem ganz außerordentlichen Beifallssturm äußerte. Aber, als der Vorhang nach der letzten Scene gefallen war, tritt die Gegenwirkung ein. Furchtbar erschöpft, wie ohnmächtig lag Aurelie da. Serlo hatte sich über die Übertriebenheit ihres Spiels und über die Entblößung ihres innersten Herzens vor dem Publikum, welches doch mehr oder weniger ihr Abenteuer mit Lothario kannte, unwillig geäußert. Jetzt zeigte er seinen Zorn in der ihm eigentümlichen heftigen Weise. „Laßt sie, sagte er, als er sie fast in ohnmächtigem Zustande in dem Sessel fand, sie wird noch eh'stens ganz nackt auf das Theater treten, und dann wird erst der Beifall ganz vollkommen sein." Heftig und mit sicherer Todesahnung rief sie aus: „Undankbarer! Unmenschlicher! Man wird mich bald nackt dahin tragen, wo kein Beifall mehr zu unseren Ohren kommt!" In der leidenschaftlichen Aufregung, in welcher sie sich befindet, geht sie bei sehr rauhem Wetter ohne Mantel absichtlich langsam nach Hause und zieht sich eine heftige Erkältung zu, deren Folgen sich sofort in vollständiger Heiserkeit und in einer von ihr übrigens verschwiegenen völligen Steifheit im Nacken und Rücken hinab äußern. Ihre Zunge wird von einer Art von Lähmung ergriffen, ein starkes Fieber macht ihren Zustand gefährlich. Langsam nehmen ihre Kräfte, den Beobachtern nicht sichtbar, ab und unerwartet findet Wilhelm sie, als er sie eines Morgens besuchen wollte, tot auf ihrem Bette liegend.

Mignon.

Durch das heitere, vielbewegte Leben, welches sich dem Leser in Goethes Wilhelm Meister darstellt, wandeln trübe und melancholisch zwei finstere Gestalten, einen dunkeln Schatten auf ihre ganze Umgebung werfend und doch eine unendliche Anziehungskraft ausübend, die eine durch ihr ehrwürdiges Alter und durch das herzzerreißende Leid, welches aus ihr spricht, die andere durch ihre herbe, verschlossene Jungfräulichkeit — der Harfner und Mignon.

Das geheimnisvolle Wesen Mignons erklärt sich aus ihrer Vorgeschichte. *) Unnatürlich, wie ihre ganze Entwicklung, waren die Ereignisse, welche ihr das Dasein gegeben haben. Einem Marquis in der Lombardei waren während einer langjährigen Ehe drei Söhne geboren worden; nach langer Zwischenzeit beschenkte ihn seine Gemahlin, als er schon in höherem Alter stand, noch mit einer Tochter, welche den Namen Sperata erhielt. Von Furcht vor der Lächerlichkeit erfüllt, welche dieser so spät gekommene Kindersegen auf ihn und seine Gattin im Kreise ihrer vornehmen Bekannten werfen würde, hat er dieses Ereignis in das tiefste Geheimnis gehüllt, so daß nur sein Beichtvater und einer seiner nächsten Freunde etwas davon erfahren hat. Dieser letztere giebt

*) Wir können nicht unterlassen, hier im Namen aller derjenigen, welche ein Verständnis von unserer deutschen Litteratur haben und von der Liebe zu derselben beseelt sind, welche jeder gebildete Deutsche hegen soll, gegen die geradezu schmachvolle Ballhornisierung, welche das Goethesche Meisterwerk in dem Text zu der Thomasschen Oper „Mignon" erlitten hat, lauten und entrüsteten Protest zu erheben. Es ist hier nicht Raum genug vorhanden, alle die grenzenlosen Abgeschmacktheiten und Albernheiten aufzuzählen, welche das Machwerk der französischen Textfabrikanten zu einem Verbrechen gegen den deutschen Dichter und sein Werk, sowie gegen den gesunden Menschenverstand überhaupt machen. Schon die Thatsache, daß dieselben aus der tiefen und bedeutenden Figur des Jarno einen Zigeunerhauptmann und aus dem von einem furchtbaren Geschicke in den Wahnsinn getriebenen Harfner einen jammernden, weinerlichen Vater gemacht haben, genügen, um das Ganze zu einem Werk des höheren Blödsinns zu stempeln.

das Kind, welches fern von dem elterlichen Hause geboren worden war, für sein eigenes aus. Dasselbe entwickelt sich zu einem Mädchen von zauberhafter Schönheit; sie wohnt in der Nähe ihrer Brüder, welche keine Ahnung davon haben, daß sie ihre Schwester ist. Gegen den Willen des nun verstorbenen Vaters war der jüngste Bruder, welcher nur Sinn für ernste Studien, Musik und Poesie hatte, in ein Kloster gegangen. Jetzt, nachdem er Sperata kennen gelernt, sich schwärmerisch in sie verliebt und ihre Gegenliebe gewonnen hat, bereut er seinen Entschluß, Mönch zu werden und gewinnt seine Brüder zu dem Entschluß, ihm beizustehen, sich von seinem Gelübde zu befreien, aber gerade, da sie die ersten Schritte thun, dies zu erreichen, erfahren sie von ihrem Beichtvater, demselben, welcher der Vertraute des Vaters gewesen war, daß Sperata ihre und also auch Augustins Schwester ist. Dieser, welchem sich die Geliebte heimlich schon vermählt hatte, hält die Mitteilung der Brüder zuerst für eine Fabel, und dann, als er an der Wahrheit derselben nicht mehr zweifeln kann, macht er in ungestümer Leidenschaftlichkeit das Recht des Individuums auf Glück geltend, welches ihm nicht durch allgemeine, von Menschen erfundene Satzungen verkümmert werden dürfe. Aber die ganze Macht der Kirche steht hinter diesen Satzungen, welche sie nicht als menschliche, sondern als göttliche, ewig gültige Gesetze betrachtet, und ihre Hand bemächtigt sich der beiden Frevler, welche sich, wenn auch unbewußt, gegen dieselben vergangen haben. Augustin wird gewaltsam in sein Kloster zurückgebracht; das Mädchen wird insofern milder behandelt, daß man ihr den ganzen Umfang ihres Frevels nicht entdeckt, indem man ihr verschweigt, daß der Vater des Kindes, welches sie heimlich geboren hat, ihr Bruder ist, aber die Geistlichkeit, welche den Auftrag erhalten hat, jedes Band zwischen den beiden zu zerreißen, stellt es ihr als ein furchtbares Verbrechen vor, sich mit einem Geistlichen in ein solches Verhältnis eingelassen zu haben und bestimmt dadurch die Arme, ihrem Geliebten für immer zu entsagen, welcher seinerseits im Kloster in strenger Gefangenschaft gehalten wird und in welchem allmählich die ihm von früher Jugend an geläufige Lehre seiner Kirche, nach welcher er sich selbst für einen furchtbaren Sünder ansehen muß, wieder über

die vorübergehende Empörung seiner Selbstständigkeit, die aus einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach Glück hervorgegangen war, die Oberhand gewonnen hatte. Bei Sperata, über deren Schicksal, wie über das seines und ihres Kindes Augustin natürlich ganz im dunkeln gelassen wird, führt das Verfahren des ihr zum Beichtvater gegebenen Geistlichen in ganz natürlicher Entwicklung dahin, wohin die Kirche sie geführt haben wollte. Ihr Kind, das sie heiß und innig geliebt hat, wird von ihr nur noch mit Haß und Abscheu angesehen; ihre Seelenstimmung ist ebenso verzweifelt, als wenn sie den von ihr begangenen Frevel in seiner wahren Natur und in seinem ganzen Umfange gekannt hätte. Sie hält ihr Kind, welches ihre Oheime zu guten Leuten, welche am See wohnen, gebracht haben, für ertrunken, gerät in stillen Wahnsinn, in welchem sie im Rufe einer Heiligen, welche mit Visionen begnadigt ist, stirbt. Dies mit dem Fluche des Frevels seiner Eltern belastete Kind ist Mignon. Diese hatte sich von frühester Jugend an sonderbar entwickelt. Sie konnte sehr früh laufen und sich mit aller Geschicklichkeit bewegen, sie sang bald sehr artig und lernte die Zither gleichsam von sich selbst. Nur mit Worten konnte sie sich nicht ausdrücken, und das Hindernis schien mehr in ihrer Denkungsart, als in den Sprechwerkzeugen zu liegen. Bei den guten Leuten am See genoß sie mehr Freiheit, als bei der Mutter, und sie benutzte diese, um ihre unwiderstehliche Lust am Klettern zu befriedigen. Es war ihr natürlicher Trieb, die höchsten Gipfel zu ersteigen, auf den Rändern der Schiffe zu laufen und den Seiltänzern, die sich manchmal im Orte zeigten, die wunderlichsten Kunststücke nachzumachen. Um das alles leichter zu üben, liebte sie mit den Knaben die Kleider zu wechseln. Ihre wunderlichen Wege und Sprünge führten sie manchmal weit, sie verirrte sich, sie blieb aus und kam immer wieder. Meistenteils, wenn sie zurückkehrte, setzte sie sich unter die Säulen des Portals von einem Landhause in der Nachbarschaft; man suchte sie nicht mehr, man erwartete sie. Dort schien sie auf den Stufen auszuruhen, dann lief sie in den großen Saal, besah die Statuen, und, wenn man sie nicht besonders aufhielt, eilte sie nach Hause. Aber einmal kam sie nicht wieder, man fand ihren Hut auf dem Wasser schwimmen, nicht weit von

dem Orte, wo ein Gießbach sich in den See stürzt. Man vermutete, daß sie bei ihrem Klettern zwischen den Felsen verunglückt sei; bei allem Nachforschen konnte man den Körper nicht finden. Sperata erfuhr bald den Tod ihres Kindes, sie schien ruhig und heiter und sprach ihre Freude darüber aus, daß Gott das arme Geschöpf zu sich genommen und so bewahrt habe, ein größeres Unglück zu erdulden oder zu stiften. Sie nahm an, daß das Kind nunmehr für sich und seine Eltern abgebüßt habe, daß Fluch und Strafe, die bisher auf ihnen geruht, nunmehr gänzlich gehoben sei, daß es nur darauf ankomme, die Gebeine des Kindes wiederzufinden, um sie nach Rom zu bringen, so würde das Kind auf den Stufen des großen Altars der Peterskirche wieder, mit seiner schönen frischen Haut umgeben, vor dem Volke dastehen. Es werde mit seinen eigenen Augen wieder Vater und Mutter schauen, und der Papst, von der Einstimmung Gottes und seiner Heiligen überzeugt, werde unter lautem Zuruf des Volkes, den Eltern die Sünde vergeben, sie lossprechen und sie verbinden.

Von nun an waren ihre Augen und ihre Sorgfalt immer nach dem See und dem Ufer gerichtet. Wenn nachts im Mondschein die Wellen umschlugen, glaubte sie, dieselben müßten ihr Kind hervortreiben; zum Scheine mußte jemand hinablaufen, um es am Ufer aufzufangen. Auch während des Tages war sie unabläſſig beschäftigt, das kiesige Ufer, wo es flach in den See ging, zu durchsuchen und sammelte in einem Körbchen alle Knochen, die sie fand, von denen sie die großen begrub, die kleinen aufhob. Der Geistliche, welcher sie durch seine Darstellung dessen, was sie gethan, in diesen Zustand versetzt hatte, nahm sich ihrer mit allen Kräften an; er schlug vor, ihr nach und nach unter ihre Knochen diejenigen eines Kinderskeletts zu mischen, damit ihre Hoffnung sich vermehre. So werden unmerklich wirkliche Kinderknochen mit den von der Unglücklichen gefundenen vertauscht und diese empfand eine unglaubliche Wonne, als die Teile sich allmählich zusammenfanden und man die noch fehlenden bezeichnen konnte. Sie hatte sorgfältig jeden Teil, wo er hingehörte, mit Fäden und Bändern befestigt und die Zwischenräume, wie man die Körper der Heiligen zu ehren pflegt, mit Seide und Stickereien ausgefüllt. Eines

Morgens, als sie noch schlief und der Arzt gekommen war, um nach ihrem Befinden zu fragen, nahm die alte Dienerin die Knochen aus dem Kästchen weg, um jenem zu zeigen, wie die Kranke sich beschäftige. Man hörte sie plötzlich aus dem Bett springen, sie hob das Tuch auf und fand das Kästchen leer. Sie warf sich auf die Kniee und betete freudig und inbrünstig. Ja, es ist wahr, rief sie aus, es war kein Traum, es ist wirklich! Freuet euch, meine Freunde, mit mir! Ich habe das gute, schöne Geschöpf wieder lebendig gesehen. Es stand auf und warf den Schleier von sich, sein Glanz erleuchtete das Zimmer, seine Schönheit war verklärt, es konnte den Boden nicht betreten, ob es gleich wollte. Leicht ward es empor gehoben und konnte mir nicht einmal seine Hand reichen. Da rief es mich zu sich, und zeigte mir den Weg, den ich gehen sollte. Ich werde ihm folgen und bald folgen, ich fühl' es und es wird mir so leicht ums Herz. Mein Kummer ist verschwunden und schon das Anschauen meiner wieder Auferstandenen hat mir einen Vorgeschmack der himmlischen Freude gegeben. Von da an richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf keinen irdischen Gegenstand mehr, aß nur noch wenig und ihr Geist machte sich nach und nach von den Banden des Körpers los; und so fand man sie eines Tages tot. Das Volk betrachtete sie als eine Heilige, welcher wunderthätige Kräfte zugeschrieben wurden. Aber das Kind, welches sie, wie alle Übrigen, für tot gehalten hatten, war noch am Leben. Eine Gauklerbande hatte es gefunden und, da sie aus den Reizen des anmutigen Geschöpfes reichen Vorteil zu ziehen glaubte, mit sich fortgenommen, trotzdem sie ihr anfangs versprochen hatte, sie wieder nach Hause zu bringen. Als das Kind einsah, daß die Gaukler dies Versprechen nicht halten wollten, „da überfiel das arme Geschöpf eine gräßliche Verzweiflung, in der ihm zuletzt die Mutter Gottes erschien und es versicherte, daß sie sich seiner annehmen wolle. Es schwur darauf bei sich selbst einen heiligen Eid, daß es künftig niemand mehr vertrauen, niemand ihre Geschichte erzählen und in der Hoffnung einer unmittelbaren göttlichen Hilfe leben und sterben wolle.“ So finden wir sie fern von ihrer schönen Heimat in Deutschland in buntem Seiltänzerkleid, welches so beschaffen war, daß Wilhelm, als er sie zu-

erst erblickte, sich nicht klar darüber werden konnte, ob er einen Knaben oder ein Mädchen vor sich habe. „Ein kurzes seidenes Westchen, mit geschlitzten spanischen Ärmeln, knappe lange Beinkleider mit Puffen standen dem Kinde gar artig. Lange schwarze Haare waren in Locken um den Kopf gekräuselt und gewunden." Ihrem Entschlusse gemäß giebt sie auf Wilhelms Fragen nur kalte, zurückhaltende Antworten. Sie nennt ihren Namen Mignon, ihre Jahre, sagt sie, sind ungezählt, ihr Vater, der große Teufel, ist tot. „Wilhelm schätzte sie zwölf bis dreizehn Jahre, ihr Körper war gut gebaut, nur daß ihre Glieder einen stärkeren Wuchs versprachen oder einen zurückgehaltenen ankündigten. Ihre Bildung war nicht regelmäßig aber auffallend; ihre Stirn geheimnisvoll, ihre Nase außerordentlich schön und ihr Mund, ob er schon für ihr Alter zu sehr geschlossen schien und sie manchmal mit den Lippen nach einer Seite zuckte, noch immer treuherzig und reizend genug. Ihre bräunliche Gesichtsfarbe ließ sich durch die Schminke kaum erkennen." Wilhelm, von maßloser Entrüstung über die rohe Mißhandlung, welche der Direktor der Seiltänzerbande an dem armen Kinde verübte, als dasselbe die Ausführung des Eiertanzes, der Hauptsensationsnummer seines Programmes, verweigerte, schreitet zuerst gewaltsam gegen den barbarischen Menschen ein und verständigt sich dann mit demselben über den Loskauf Mignons. Sie versteckt sich, so lange der Furchtbare in der Nähe ist und kommt erst nach der Entfernung der Bande wieder zum Vorschein. Sie zeigt durch den Eifer, mit welchem sie sich die Schminke von ihrem Gesichte abwischt, ihren Charakter nach zwei Seiten, einmal beweist sie dadurch, wie tief in der Seele ihr das Zusammenleben mit den Seiltänzern und ihre eigene Teilnahme an den Künsten derselben verhaßt war, und dann wie sie jede Art von Lüge und Verstellung haßte, womit sie zugleich die tiefste Abneigung gegen das ganze Bühnenwesen verband, welchem sich ihr Beschützer Wilhelm zu widmen im Begriff stand. Diesem schien Mignons Gestalt und Wesen immer reizender. In all seinem Thun und Lassen hatte das Kind etwas Sonderbares. Es ging die Treppe weder auf noch ab, sondern sprang; es stieg auf den Geländern der Gänge weg und ehe man sich's versah, saß es oben auf dem Schranke

und blieb eine Weile ruhig. Es hatte für jeden einen besonderen Gruß; ihn grüßte sie seit einiger Zeit mit über die Brust geschlagenen Armen. Manche Tage war sie ganz stumm, zu Zeiten antwortete sie mehr auf verschiedene Fragen, immer sonderbar, doch so, daß man nicht unterscheiden konnte, ob es Witz oder Unkenntnis der Sprache war, indem sie ein gebrochenes mit Französisch und Italienisch durchflochtenes Deutsch sprach. In Wilhelms Dienst war das Kind unermüdlich und früh mit der Sonne auf; es verlor sich dagegen gegen Abend zeitig, schlief in einer Kammer auf nackter Erde und war durch nichts zu bewegen, ein Bett oder einen Strohsack anzunehmen. Sie vertraut nur Wilhelm und ihm gefällig zu sein, ist ihr einziges Streben. Für ihn führt sie den Eiertanz auf, welchen sie trotz aller Mißhandlungen des Seiltänzers standhaft verweigert hatte. Als Wilhelm durch Philinens Flatterhaftigkeit verletzt von Eifersucht und Unruhe gequält wird, da bricht ihre Zärtlichkeit in die Worte aus: Herr, wenn du unglücklich bist, was soll Mignon werden? Da erkennt Wilhelm, daß dies rätselhafte Geschöpf mit ihrer Liebe ihm für alle Zeiten fest verbunden ist, er schließt sie als sein Kind in die Arme, und ahnt nicht, daß der alte Harfner, welcher draußen seine Lieder ertönen läßt, der wirkliche jammervolle Vater des Kindes ist. Um gleichsam symbolisch auszusprechen, wohin sie sich sehnt, singt sie ihm das so berühmt gewordene Lied:

Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n.

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder steh'n und seh'n mich an:
Was hat man dir, du armes Kind gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, zieh'n.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut:
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg! O Vater, laß uns zieh'n!

Kennst du das Land? fragte sie dann Wilhelm, welcher ihr entgegnet, daß wohl Italien gemeint sein müsse. „Italien!“ sagte Mignon bedeutend, gehst du nach Italien, so nimm mich mit, es friert mich hier.“ — „Bist du schon dort gewesen, liebe Kleine?“ fragte Wilhelm. — Das Kind war still und nichts weiter war aus ihm herauszubringen. Der Schwur, welchen sie sich selbst geleistet hatte, band ihre Lippen. Aber eine tiefe Sehnsucht nach dem fernen Vaterlande, ihr selbst unbewußt verbunden mit heißem Sehnen nach dem Geliebten, mit welchem sie sich unauflöslich verbinden möchte, untergräbt, da beide Gegenstände ihres Sehnens unerreichbar für sie sind, die geistige und körperliche Existenz dieses wunderbaren Geschöpfes, bis es in plötzlicher Katastrophe zusammenbricht. In herzbewegender Weise zeigt sich das lebendige Gefühl Mignons, als Wilhelm den Schauspielern, seinen Gefährten gegenüber, welche den Vornehmen Vorwürfe machen, daß sie die ihnen untergeordnet erscheinenden Menschen herzlos und rücksichtslos behandeln, diese vornehmen Personen deshalb eher als des Mitleids, denn als des Tadels würdig bezeichnet. „Scheltet sie nicht darüber, rief Wilhelm aus, bedauert sie vielmehr!“ Denn von jenem Glück, das wir als das höchste erkennen, das aus dem inneren Reichtum der Natur fließt, haben sie selten eine erhöhte Empfindung. Nur uns Armen, die wir wenig oder nichts besitzen, ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft in reichem Maße zu genießen. Wir können unsere Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunst befördern, noch durch Geschenke beglücken. Wir haben nichts als uns selbst. Dieses ganze Selbst müssen wir hingeben, und, wenn es einigen Wert haben soll, dem Freunde das Gut auf ewig versichern! Welch ein Genuß, welch ein Glück für den Geber und Empfänger! In welchen seligen Zustand versetzt uns die Treue!

Sie giebt dem vorübergehenden Menschenleben eine himmlische Gewißheit; sie macht das Hauptkapital unseres Reichtums aus.“ Diese Worte haben auf Mignon den tiefsten Eindruck gemacht, sie näherte sich ihm, schlang ihre zarten Arme um ihn und blieb mit dem Köpfchen an seine Brust gelehnt stehen. Er fuhr fort, indem er die Hand auf ihr Haupt legte: „Wie leicht wird es einem Großen, die Gemüter zu gewinnen! Wie leicht eignet er sich die Herzen zu. Ein gefälliges, bequemes, nur einigermaßen menschliches Betragen thut Wunder, und wie viele Mittel hat er, die einmal erworbenen Geister festzuhalten. Uns kommt alles seltener, wird alles schwerer, und wie natürlich ist es, daß wir auf das, was wir erwerben und leisten, einen größeren Wert legen. .Welche rührenden Beispiele, von treuen Dienern, die sich für ihre Herren aufopferten! Wie schön hat uns Shakespeare solche geschildert! Die Treue ist in diesem Falle ein Bestreben einer edlen Seele, einem Größern gleich zu werden. Durch fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe wird der Diener seinem Herrn gleich, der ihn sonst nur als einen bezahlten Sklaven anzusehen berechtigt ist. Ja diese Tugenden sind nur für den geringen Stand; er kann sie nicht entbehren und sie kleiden ihn schön. Wer sich leicht loskaufen kann, wird so leicht versucht, sich auch der Erkenntlichkeit zu überheben. Ja, in diesem Sinne glaube ich behaupten zu können, daß ein Großer wohl Freunde haben, aber nicht Freund sein könne.“ Mignon drückte sich immer fester an ihn. Der Anfall durch die Räuber giebt ihr Gelegenheit, zu beweisen, daß die Gefühle, welche diese Worte Wilhelms so warm aussprechen, das Element ihres Lebens sind, welches ihr Herz vollständig durchdringt. Sie beweist diese Treue, welche selbst dem Tode trotzt, in der Scene des räuberischen Angriffs. Sie, das schwache Mädchen, erhebt den Arm zum Kampfe gegen die wilden Männer, wird dabei verletzt, verbirgt längere Zeit ihre Schmerzen, welche sie endlich zwingen, die Pflege des verwundeten Wilhelm Philinen zu überlassen, gegen welche sie darüber bittere Eifersucht empfindet, so daß sie erst frei aufatmet, nachdem Philine sich entfernt hat und sie nun, ungestört von der verhaßten Nebenbuhlerin, ihrem geliebten Herrn ihre Treue wieder in ihrer ganzen Stärke in jedem Augenblick beweisen kann. Sie ist sich aber nur einer

kindlichen Neigung zu ihrem väterlichen Beschützer bewußt, bis wieder durch Philinens Einfluß in ihr das geschlechtlich sinnliche Element erwacht und sich ungestüm äußert. Bei dem Fest nach der ersten Hamletaufführung hat man auch ihr reichlich Wein gegeben und ihre südlich glühende Natur bricht mit bacchantischer Wildheit hervor. „Sie raste, die Schellentrommel in der Hand, um den Tisch herum, ihre Haare flogen, und indem sie den Kopf zurück und alle ihre Glieder gleichsam in die Luft warf, schien sie einer Mänade ähnlich, deren wilde und beinahe unmögliche Stellungen uns auf alten Monumenten oft in Erstaunen setzen.“ Dieselbe Nacht sollte noch eine vollständige Umwälzung in ihrem Innern hervorrufen, was der Leser aber erst später durch die Mitteilungen des Arztes an Wilhelm erfährt. „Durch leichtsinnige Reden Philinens, erzählt der Arzt, und der anderen Mädchen, durch ein gewisses Liedchen aufmerksam gemacht, war ihr der Gedanke so reizend geworden, eine Nacht bei dem Geliebten zuzubringen, ohne daß sie dabei etwas weiter als eine vertrauliche, glückliche Ruhe zu denken wußte. Die Neigung für Sie, mein Freund, war in dem guten Herzen schon lebhaft und gewaltsam, in Ihren Armen hatte das gute Kind schon von manchem Schmerz ausgeruht, sie wünschte sich nun dieses Glück in seiner ganzen Fülle. Bald nahm sie sich vor, Sie freundlich darum zu bitten, bald hielt sie ein heimlicher Schauder wieder davon zurück. Endlich gab ihr der lustige Abend und die Stimmung des häufig genossenen Weines den Mut, das Wagstück zu versuchen, und sich jene Nacht bei Ihnen einzuschleichen. Schon war sie vorausgelaufen, um sich in der unverschlossenen Stube zu verbergen, allein, als sie eben die Treppe hinaufgekommen war, hörte sie ein Geräusch; sie verbarg sich, und sah ein weißes, weibliches Wesen in Ihr Zimmer schleichen. Sie kamen selbst bald darauf und sie hörte den großen Riegel zuschieben. Mignon empfand unerhörte Qual, alle die heftigen Empfindungen einer leidenschaftlichen Eifersucht mischten sich zu dem unerkannten Verlangen einer dunkeln Begierde und griffen die halb entwickelte Natur gewaltsam an. Ihr Herz, das bisher vor Sehnsucht und Erwartung lebhaft geschlagen hatte, fing auf einmal an zu stocken und drückte, wie eine bleierne Last, ihren Busen, sie konnte nicht zu Atem

kommen, sie wußte sich nicht zu helfen, sie hörte die Harfe des Alten, eilte zu ihm unter das Dach und brachte die Nacht zu seinen Füßen unter entsetzlichen Zuckungen zu.“ Diese Erzählung des Arztes erklärte Wilhelm endlich nach langer Zeit die Veränderung, welche er am Morgen nach jener Nacht, in welcher er den lieblichen Besuch empfangen hatte, mit Mignon vorgegangen fand. „Er erstaunte über den Anblick des Kindes, ja man kann sagen, er erschrak. Sie schien diese Nacht größer geworden zu sein; sie trat mit einem hohen edlen Anstand vor ihn hin und sah ihm sehr ernsthaft in die Augen, so daß er den Blick nicht ertragen konnte. Sie rührte ihn nicht an, wie sonst, da sie gewöhnlich ihm die Hand drückte, seine Wange, seinen Mund, seinen Arm oder seine Schulter küßte, sondern ging, nachdem sie seine Sachen in Ordnung gebracht, stillschweigend wieder fort.“ Auch ihr Verhältnis zu ihm ist von nun an verändert. Sie nennt ihn nicht mehr Herr, Vater, sondern nur noch bei seinem Namen. Aber sie will sich nicht von ihm trennen, sie will nichts davon wissen, zu Theresen gebracht zu werden, sie leugnet die Notwendigkeit, jetzt, da sie herangewachsen sei, gebildet zu werden. Sie sagt: „Ich bin gebildet genug, um zu lieben und zu trauen.“ Auch die Fürsorge eines Arztes weist sie ab. Sie verlangt, wenn Wilhelm sie nicht bei sich behalten will, zu dem Harfner geschickt zu werden, vor welchem sie sich früher gefürchtet habe, nach welchem sie sich jetzt aber sehne, und nur mit genauer Not läßt sie sich endlich überreden, mit Felix zu Therese zu gehen. Aber ihr Leben ist nun nur noch ein langsames Hinsiechen an einer immer stärker hervortretenden Herzkrankheit. Ihr ganzes Wesen verändert sich in dem Bewußtsein, daß sie nicht lange mehr auf Erden weilen wird. Ihr Wesen nimmt eine stille Ruhe an, ihre Liebe zu Wilhelm äußert sich nur noch in milder Sanftheit. Sie wird leicht müde beim Spazierengehen, sie klettert und springt nicht mehr. Die Ankunft Theresens, der Verlobten Wilhelms, führt die Katastrophe herbei. Da sie sieht, wie Wilhelm und Therese sich umarmen, während Felix diese als Mutter begrüßt, da „fuhr sie auf einmal mit der linken Hand nach dem Herzen, und indem sie den rechten Arm heftig ausstreckte, fiel sie mit einem Schrei tot zu Nataliens Füßen nieder.“ Ich schließe diese Dar-

stellung mit einer Stelle aus einem Briefe Körners an Schiller über das poetische Leichenbegängnis, welches die Freunde diesem seltsamen, unglücklichen Wesen bereiten: „Dieses reine poetische Wesen eignet sich vollkommen zu diesem poetischen Leichenbegängnisse. In seiner isolierten Gestalt, in seiner geheimnisvollen Existenz, seiner Reinheit und Unschuld repräsentiert es die Stufe des Alters, auf der es steht; es kann zur reinsten Wehmut und zu einer wahrhaft menschlichen Trauer bewegen, weil sich nichts als die Menschheit in ihm darstellte. Was bei jedem anderen Individuum unstatthaft sein würde, wird hier erhaben und edel."

Neuntes Kapitel.

Hermann und Dorothea.

Ebenfalls mit Schillers Beirat und dessen innigster Teilnahme ward 1797 eines der kostbarsten Werke Goethes vollendet, das Epos Hermann und Dorothea, welches gleichsam das Verständnis zwischen dem Dichter und dem deutschen Publikum wieder hergestellt hat, nachdem es durch die etwas kühle Aufnahme der Goetheschen Werke aus den letzten zwanzig Jahren etwas gestört worden war. Hermann und Dorothea wurde fast mit derselben Begeisterung aufgenommen, wie einst Götz und Werther, und ist stets ein Lieblingsbuch des deutschen Volks geblieben.

Hermann und Dorothea.

Goethe hatte seine dichterische Laufbahn damit begonnen, daß er, um einen Krankheitsstoff, den er in sich aufgenommen hatte, und der ihm verderblich zu werden drohte, loszuwerden, denselben gleichsam von sich ablöste und ihn in plastischer Anschaulichkeit vor sich hinstellte, ihn poetisch verkörperte und so sich von der Herrschaft desselben, und von dessen böser Einwirkung befreite. So entstanden Werthers Leiden, welche daher, wie Adolf Stahr sagt, die Poesie

der unheilbaren Krankheit mit tötlichem Ausgange sind. In vollständigem Gegensatze zu diesem Roman, welchen Goethe gleichsam als einen Akt der Selbstbefreiung schrieb, steht das Epos Hermann und Dorothea, welches derselbe Goetheforscher mit Recht die Poesie der Gesundheit, des einfach menschlichen Lebensgefühls und seines durch und durch tüchtigen Kerngehalts nennt, welches deshalb auf alle Leser stets so erfreulich gewirkt habe, und heute noch wirke, weil die Motive desselben, Heimat und Vaterland, Bürgersitte und Bürgertugend, Eltern- und Kindesliebe, reines Liebes- und Eheglück nicht einem bestimmten Volk und einer bestimmten Zeit angehören, sondern der Menschheit überhaupt. Der Dichter hat selbst den Inhalt der Dichtung wunderbar schön in der einleitenden Elegie, welche er seinem Schiller sandte, ausgesprochen:

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
    Daß Martial sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
    Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
    Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
    Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
    Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir.
Ja, sogar der Bessere selbst, gutmütig und bieder
    Will mich anders; doch du, Muse, befiehlst mir allein:
Denn du bist es allein, die noch mir die innere Jugend
    Frisch erneuest und sie mir bis zu Ende versprichst.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
    Ach, die Scheitel umwallt die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, sich selbst und Andre zu täuschen;
    Kränzte doch Cäsar selbst nur aus Bedürfnis das Haupt!
Hast du ein Lorbeerreis mir bestimmt, so laß es am Zweige
    Weiter grünen und gieb einst es dem Würdigern hin!
Aber Rosen winde genug zum häuslichen Kranze!
    Bald als Lilie schlingt silberne Locke sich durch.
Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen!
    Werfe der Knabe das Reis, spielend geschäftig, dazu!

Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Gesprächige Freunde,
Gleichgesinnte, herein! Kränze, sie warten auf euch!
Erst die Gesundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros*)
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn!
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.
Darum höret das neuste Gedicht! Noch einmal getrunken!
Euch besteche der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr!
Deutschen selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht;
Uns begleitet des Dichters Geist, der seine Luise**)
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber,
Aber es siege der Mut in dem gesunden Geschlecht!
Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt und Lust in die Seele
Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich ans Herz!
Weise denn sei das Gespräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt!
Menschen lernten wir kennen und Nationen; so laß uns,
Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreun!

Schiller nennt Hermann und Dorothea geradezu den Gipfel von Goethes und der modernen Kunst überhaupt und zwei Monate, nachdem er zuerst mit dem Gedichte bekannt geworden war, schreibt er: „Ich habe nun Hermann und Dorothea wieder mit dem alten ungeschwächten Eindruck und mit neuer Bewegung gelesen; es ist schlechterdings vollkommen in seiner Gattung, es ist pathetisch mächtig und doch reizend im höchsten Grade, kurz, es ist schön, was man sagen kann.“ Und uns wird es vergönnt sein, hinzuzusetzen: Es ist zugleich ein Werk, dem an künstlerischer Reife der Ausführung und Deutschheit der Gesinnung nichts weiter als Schillers Tell an die Seite zu stellen ist. Es bringt nichts anderes zur Anschauung, als das wunderbare und doch so natürliche Heranreifen eines jungen deutschen Bürgersohnes, welchen die mittelalterliche

*) Der Philologe Friedrich August Wolff.

**) Johann Heinrich Voß.

Poesie, wie den Parcival des Wolfram von Eschenbach, einen „Tumben“ nennen würde, aus einem halb träumerischen Zustande linkischer Unbeholfenheit zu einem vollreifen, bewußten, auch für allgemeine Interessen aufgeschlossenen und zu wirken bereiten Mannes. Und diese Entwicklung vollzieht sich so vollständig und gesund, daß auch die ungeheuren Wogen der französischen Revolution, welche alles zu verschlingen drohen, nicht die Befürchtung in uns erwecken, als sei nun das Chaos dauernd zurückgekehrt; wir erheben uns vielmehr zu der Überzeugung, daß überall da, wo in der Familie der Fortschritt des Guten gesichert und stetig ist, und sich damit ein kräftiger Sinn für das Allgemeine verbindet, daß da stets auch nach den wildesten Weltstürmen eine von frischem Wollen und höherem Frieden getragene Weltruhe wiederkehren wird. Das köstliche Werk ist ein moralischer Adelsbrief des deutschen Bürgerstandes, ein Evangelium echter Familiensittlichkeit und schlichter Bürgertugend, welches wohl verdiente, mit Schillers Tell und Wallenstein die Grundlage einer oft nur zu weit greifenden Lektüre zu bilden, und welches geeignet wäre, mit anderen Werken Goethes, Schillers, Lessings und Uhlands in allen deutschen Familien, welche über das nächste leibliche Bedürfnis hinauszugreifen imstande sind, dem sittlichen und nationalen Sinn eine Nahrung zu geben, welche die segensreichsten Früchte tragen würde. Das Jahr 1796, in welchem das Gedicht entstand, ist mit seinen gewaltigen Umwälzungen auch der großartige Hintergrund der einfachen Vorgänge, welche dasselbe ausfüllen. Der Wirt zum goldenen Löwen in einem Landstädtchen in der Nähe des Rheins sitzt mit seiner Frau vor der Thüre seines Hauses und spricht über die Ereignisse des Tages. Scharen von Flüchtlingen waren vorübergezogen, welche vor den republikanischen Franzosen ihre Heimat verlassen hatten. Die meisten Bewohner des Städtchens waren hinausgezogen, um die Flüchtlinge zu sehen und um ihnen Hilfe aller Art hinauszubringen, darunter auch Hermann, der Sohn des Wirts, welcher auf seinem Wagen Leinwand, Kleider und Lebensmittel mit hinausgenommen hatte. Die wackere Hausfrau, welche sich uns später in ihrer ganzen Wirksamkeit im Hause, und besonders in ihrer vermittelnden Stellung zwischen Vater und Sohn bei aller Anspruchlosigkeit in so glänzendem Lichte er-

scheinen wird, daß wir sie würdig erachten werden, mit Goethes Mutter verglichen zu werden, zeigt sich schon in diesem kurzen Gespräch von der liebenswürdigsten Seite. Sie hängt mit Liebe an ihrem Besitze, namentlich an den Vorräten an kostbarer Leinwand, auf welche alle deutschen Hausfrauen so stolz sind, aber heute, da die Not der armen Flüchtigen der Barmherzigkeit guter Menschen bedarf, hat sie ohne Bedenken selbst bessere Stücke hergegeben, denn sie hörte von Kindern und Alten, die nackend dahergehen. Allmählich kehren die Leute zurück, darunter auch der Pfarrer und der Apotheker, welche sich zum Wirte setzen und ihm das Gesehene erzählen; dann gehen die drei Männer in das Haus, um sich in der kühleren Stube an einem Glase Wein zu erfrischen. Während der Wirt seine Hoffnung auf baldigen Frieden und zugleich den Wunsch ausspricht, daß sein Sohn sich bald eine Gattin wählen möge, kommt dieser angefahren. Der scharfblickende Pfarrer erkennt sofort bei dessen Eintritt, daß etwas sein Gemüt beschäftigt, ja sein ganzes Wesen umgewandelt hat. Hermann erzählt nun:

Als ich nun meines Wegs die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands;
Nebenher aber ging mit starken Schritten ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Tiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück, sie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, so trat sie den Pferden gelassen
Näher und sagte zu mir: Nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als Ihr uns heut' auf diesem Wagen erblicket.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heischen,
Die er oft ungern giebt, um loszuwerden den Armen;
Aber mich dränget die Not zu reden —

Und sie bittet für das eben geborene Kind ihrer Herrin, der Frau des ehemals reichen Mannes, um etwas entbehrliche Leinwand. Hermann, welchen der erste Anblick Dorotheens in das Herz getroffen hat, ist froh, das Gewünschte reichen zu können.

Und sie dankte mit Freuden und rief: Der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder gescheh'n; denn nur im Elend erkennt man

Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch selber!

Mit Recht macht Stahr auf die große Kunst aufmerksam, mit welcher der Dichter ohne eine eigentliche Beschreibung von Dorotheens Persönlichkeit in dieser kurzen Schilderung ihres ersten Zusammentreffens mit Hermann eine Fülle von charakteristischen Zügen zusammengedrängt hat. Wir sehen sie, eine kräftige Gestalt, mit starken Schritten neben dem Wagen herschreitend, die gewaltigen Tiere klüglich leitend; gelassen tritt sie den Fremden an, ohne falsche Scham bittet sie ihn um Hilfe. In den vorausgegangenen Gruppen herrscht hoffnungslose Verwirrung, in der von ihr geleiteten Schar walten Ordnung und besonnene Ruhe. Sie macht auf Hermann einen solchen Eindruck der Besonnenheit, Tüchtigkeit und Verläßlichkeit, daß er alle mitgebrachten Gaben vertrauensvoll in ihre Hand legt. Sie verspricht, dieselben nach besten Kräften zu verwerten, Ihre herrliche Erscheinung, ihr hoheitsvolles und doch so einfach liebliches Wesen war geeignet, einen tiefen Eindruck auf den Jüngling zu machen, und er, der bis jetzt allen Aufforderungen seiner Eltern, sich eine Frau zu nehmen, nur ein taubes Ohr geliehen hatte, ist bei ihrem ersten Anblick zu der Überzeugung gekommen, das Weib nach seinem Herzen gefunden zu haben, und laut hat es in ihm gerufen: Diese oder keine! Bei Gelegenheit der von Hermann wiederholten Schilderung der Vertriebenen lobt der Apotheker das Glück des unverheirateten Standes, worauf Hermann erwidert, er könnte sich jetzt gerade am leichtesten entschließen, eine Gattin zu wählen, da so manches Mädchen der Stütze bedürfe. Der Vater ist erfreut über diese Äußerung des Sohnes und ermahnt ihn, eine von den Töchtern des reichen Nachbarn, des Kaufmanns, zu wählen, dieser habe drei Töchter, welche einmal das ganze Vermögen erben würden und zwei derselben seien noch unversorgt. Aber mit diesem Drängen stößt er bei Hermann auf zwar bescheiden geäußerten, aber entschiedenen Widerstand. Dieser antwortet, auch er habe einmal daran gedacht, eine von den Töchtern des Kaufmanns zu wählen, aber durch den Spott, welchen er von dem Vater und den etwas eiteln und lieblosen Töchtern über das Ungeschick seines Benehmens und seine Unbekanntschaft mit den Vorschriften der Mode

erfahren mußte, sei ihm die Lust vergangen. Auch das Zureden der Mutter kann Hermann nicht von seinen Bedenklichkeiten befreien, noch weniger die Heftigkeit, mit welcher der Vater ihm Mangel an Ehrgefühl und an dem Streben, weiter hinaufzukommen, vorwirft. Fest entschlossen, aber ohne die Ehrerbietung gegen den Vater außer Augen zu setzen, geht er schweigend hinaus. Zornig über Hermanns vermeintlichen Trotz ruft der Vater ihm nach, er dürfe ihm keine bäuerische Schwiegertochter in das Haus bringen, sondern nur eine solche, welche durch ihr ganzes Wesen den besten Leuten der Stadt gefalle, damit sie sich einst ebenso gerne in seinem Hause versammelten, wie jetzt in dem Hause des Kaufmanns. Auch nach dem Weggange des Sohnes äußert der Vater noch seinen Unmut über denselben, und es zeigt sich eine tiefe Verschiedenheit des Wesens zwischen beiden. Der Vater spricht mit wohlberechtigtem Selbstbewußtsein von seiner eigenen Thätigkeit, aber er ist ungerecht gegen den Sohn, wenn er ihm vorwirft, daß er, stets nur zu Hause hockend, immer nur das notwendige Thun im Auge habe, während er, der Vater, stets auf Vorwärtsschreiten mit der Zeit und auf gemeinnützige Verbesserungen in der Stadt ausgegangen sei. Die Mutter beurteilt den Sohn richtiger; sie erkennt und spricht es aus, daß man liebevoll jedem Kinde sein ihm eigenes Wesen, in welchem allein es gut und glücklich leben kann, lassen müsse;*) sie weiß, daß Hermann in der Leitung des Hauswesens und als Bürger nicht hinter seinem Vater zurückbleiben wird, und daß dieser dem Sohn durch sein, wenn auch noch so gutgemeintes Schelten, nur den Mut nimmt. Sie folgt Hermann, um ihn zu besänftigen. Der Zorn des Vaters hat sich etwas gelegt, aber er ist nicht überzeugt; er kann es nicht billigen, daß jeder ganz nach seinem Belieben lebe und bleibt dabei, daß, wer nicht vorwärts geht, zurückkommt. In heiterem Gegensatz zu dem auf das Allgemeine gerichteten und rastlos vorwärtsstrebenden Bürgersinn des Wirtes tritt nun der philisterhafte Apotheker auf, welcher zwischen dem Kitzel, mit der Mode, welche er vom wahren Zeitgeist nicht zu unterscheiden vermag, fortzuschreiten

---

*) Ein ganz ähnlicher Kontrast in den Anschauungen über Erziehung der Kinder findet sich im Goetheschen Hause.

und einer ängstlichen Sparsamkeit hin- und herschwankt. Mit Recht hat die Mutter hervorgehoben, daß mit der wohlberechtigten Zufriedenheit des Vaters mit seiner eigenen Thätigkeit eine ungerechte Unzufriedenheit mit dem Sohne verbunden war. Aber der epische Dichter darf in uns nicht die beklemmende Befürchtung aufkommen lassen, als ob nun auch zwischen den Gatten eine Entfremdung eingetreten wäre. Der Dramatiker hätte den Akt mit dem Weggange der Mutter geschlossen, damit wir der Scene zwischen dieser und dem Sohne mit um so größerer Spannung entgegensähen. Aber der Epiker will zwar auch eine innige Teilnahme an dem weiteren Fortgange erwecken, aber eine ruhigere; das Gleichgewicht der Seele muß schnell wieder hergestellt werden. Dies erreicht er dadurch, daß er den Vater, ohne daß dieser, seinem Charakter untreu, zu schnell einlenkt, in milderem Tone von dem wunderlichen Volke der Weiber sprechen läßt. Aber Goethe ist damit noch nicht zufrieden. Er benützt den weise für die Handlung vorausberechneten Charakter des Apothekers, um durch die unfreiwillige Komik die drohende Beklemmung in Heiterkeit aufzulösen. Auch er würde gerne sein Haus modisch einrichten, wie das des von ihm deshalb beneideten Kaufmanns; es verdrießt ihn, daß sein Garten, welcher über den Rokokogeschmack nicht hinausgekommen ist, nun nicht mehr für geschmackvoll gilt; auch er wollte gerne mit der Zeit fortschreiten, aber er schaudert vor den Kosten zurück, da schon die Neuvergoldung des Erzengels Michael, des Zeichens seiner Apotheke, so viel koste. Der Dichter erreicht neben dem Hauptzweck auch noch einen anderen. Der Gegensatz zwischen Sonst und Jetzt, zwischen dem Alten und Neuen geht durch die ganze Dichtung hindurch; er zeigt sich im Anfang in der Schilderung der veränderten Physiognomie der Stadt, welche in die eifernde Rede des Wirts eingefügt ist und am Schlusse des Gesanges in der für das Ende des achtzehnten Jahrhunderts so charakteristischen Umgestaltung des Geschmacks in Architektur und Gartenanlagen. Dadurch wird zugleich die vom Epos geforderte Vollständigkeit des Welt- und Kulturbildes anspruchslos und doch wohlberechnet erreicht. Der vierte Gesang bringt uns endlich die entscheidende Scene zwischen Mutter und Sohn, aber nicht sofort, wie es wohl der Dramatiker gethan hätte. Der Epiker läßt die

Mutter den Weg zum Sohn durch alle ihre Besitzungen hindurch nehmen, denn sie sucht ihn vergebens im Hof, Stall, Garten und Weinberg und findet ihn erst an der Grenze der Felder unter dem alten Birnbaum. Nach der goldenen Regel Lessings beschreibt uns Goethe diese Besitzungen nicht zerstückelt wie ein fertig vor uns liegendes Bild, sondern läßt dies Bild allmählich mit dem Fort⸗schreiten der Mutter in uns entstehen. Sie findet ihn endlich, nach dem Gebirge schauend, mit Thränen in den Augen, welche er vor der Mutter nicht zu verbergen vermag. Bestürzt, weil sie ihn noch nie in solcher Stimmung gesehen hat, fragt sie ihn nach der Ursache. Zuerst giebt er vor, die Not und Gefahr des Vaterlandes habe ihn so ergriffen, daß er freiwillig unter die Kämpfer gehen wolle. Aber die Mutter erkennt, daß dieser Entschluß, welcher seiner Natur eigentlich fremd ist, in etwas wurzeln müsse, was er vor ihr noch verberge, und er kann ihrem Zudringen, ihr aufrichtig zu gestehen, was ihn so gewaltig bewege, nicht widerstehen. Er legt ihr, von der mütterlichen Liebe erweicht, das Bekenntnis ab. Aber, ehe das einfache Geständnis über seine Lippen kommt, muß sich sein gepreß⸗tes Herz erst in langer Rede Luft machen, welche uns einen tiefen Blick in Hermanns Jugend und in die Trefflichkeit seines Gemüts thun läßt. Des Vaters Rede hat ihn umsomehr gekränkt, als er sich bewußt ist, Ehrfurcht gegen die Eltern stets als seine heiligste Pflicht betrachtet zu haben. Schon von frühester Jugend an habe er, gegen Beleidigungen seiner selbst immer nachsichtig, jeden Spott über das altväterische Wesen des Vaters strenge gezüchtigt.

Wenn der Vater die von der Ratsversammlung mitgebrachte schlechte Laune an dem Sohne ausließ, so habe dies seine Pietät weder erlöschen machen, noch geschwächt. Aber die reichste elterliche Liebe könne dem tief und innig empfindenden Sohne die fehlende Gattin nicht ersetzen. Jetzt ahnt die Mutter, daß der Sohn eine Gattin gewählt habe, und zwar jene Fremde. Ja, gesteht Hermann, die Liebe zu diesem Mädchen hat in mir die Liebe zu den Eltern besiegt, aber, da der Vater nun einmal das entscheidende Wort ausgesprochen hat, welches eine arme Schwiegertochter ausschließt, so solle ihn die Mutter nur gehen lassen, wohin ihn die Verzweif⸗lung treibe. Aber die verständige Mutter giebt die Hoffnung noch

nicht auf, daß der Vater, wenn der Sohn ihm ein gutes Wort giebt, was jener auch verlangen kann, eine arme Schwiegertochter, wenn sie gut und brav ist, nicht zurückweisen wird. Sie weiß, wieviel man von der Heftigkeit des Vaters, besonders nach Tisch, abziehen muß; wenn das Räuschchen verflogen ist, sieht er das anderen zugefügte Unrecht ein. Aber es wäre besser, die Sache gleich vorzubringen, solange die Freunde noch da sind, weil besonders der Geistliche ein nützlicher Bundesgenosse sein könne. So gehen die beiden schweigend, ihr wichtiges Vorhaben bedenkend, dem Hause zu. Mit seltener Kunst führt uns Goethe vor dem Eintreten der Beiden wieder zu den drei Männern und bereitet die Wendung zum Bessern, welche die Mutter bei dem Sohne herbeigeführt hat, auch bei dem Vater vor. Der Pfarrer erfüllt schon halb die Hoffnung der Mutter auf seine Einmischung. Seine höhere Bildung giebt ihm den Sinn für die Eigenart im Wollen und Handeln, und er weiß die Unterschiede in der menschlichen Natur in ihren gegenseitigen Rechten geltend zu machen. Er räumt dem Vater ein, daß der in das Weite gerichtete und rastlos vorwärtsstrebende Sinn, welcher dem Kaufmann eigen ist, etwas Anerkennungswertes ist, aber er giebt ihm zu bedenken, daß auch das Beharren des Landmanns beim Alten und seine Neigung, sich am lange Bewährten zu erfreuen, ihr gutes Recht hat. Vater und Sohn seien Vertreter dieser verschiedenen Richtungen, welche nur durch Ausgleichung vor Einseitigkeit und Ausartung bewahrt bleiben können, zu welcher Ausgleichung gerade der Charakter ihres Heimatsorts und dieses Haushalts, in welchem ländliches Gewerbe mit bürgerlich kaufmännischem Betriebe verbunden sei, noch besonders auffordern. Abschließend mahnt er den Vater:

Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen,
Und die Gattin, die einst er, die gleichgesinnte, sich wählet!

Jetzt traten Mutter und Sohn ein. Jene offenbart Hermanns Liebe zu der Fremden. Bescheiden aber fest bittet Hermann:

Die gebt mir, Vater, mein Herz hat
Rein und sicher gewählt; euch ist sie die würdigste Tochter!

Die goldenen, schönen und tiefen Worte des Pfarrers konnten nicht ohne Eindruck auf den Vater bleiben, aber es wäre seinem Charakter widersprechend gewesen, wenn sie schon eine volle, entscheidende Wirkung ausgeübt hätten. Auch die Worte der Frau und des Sohnes entscheiden noch nicht, aber die Entscheidung ist verbürgt, weil der Vater schweigt. Der Pfarrer spricht noch einige wahre und klare Worte über die Notwendigkeit, sich im Augenblick zu entscheiden, über die von ihm richtig erkannte sittliche Trefflichkeit Hermanns, und über die Berechtigung seines Wunsches. Aber es wäre ein grober Verstoß gegen die Charakteristik gewesen, wenn der sonst so redselige Apotheker hier geschwiegen hätte. Allein was soll er sagen? Würde nicht nach dem Vorhergegangenen alles, was ihm in den Mund gelegt werden würde, leer, nichtssagend und störend ausfallen? Mit feinster Charakteristik läßt Goethe den Apotheker, der es schon lange nicht erwarten konnte, mitzusprechen, folgendermaßen reden:

Laßt uns auch diesmal nur die Mittelstraße betreten!
Eile mit Weile war auch des Kaisers Augustus Devise.
Gerne schick' ich mich an, den lieben Nachbarn zu dienen,
Meinen geringen Verstand zu ihrem Nutzen zu brauchen.
Laßt mich also hinaus! Ich will es prüfen, das Mädchen,
Und die Gemeinde befragen, in der sie wohnt und bekannt ist!
Niemand betrügt mich so leicht, ich weiß die Worte zu schätzen.

Mit feinem Humor läßt der Dichter den Apotheker für den weiteren Verlauf weit wichtiger werden, als ihm selbst je in den Sinn gekommen ist. Durch die Prüfung wird dem Gedicht viel Köstliches gewonnen, allerdings dadurch, daß Hermann sofort zustimmt, aber unter der Bedingung, daß auch der Pfarrer sich an der Prüfung beteilige, von deren günstigem Ausgang er im voraus fest überzeugt ist. Jetzt ist der Vater überwunden und mit einem gewissen Humor, welcher dem ebenso gutmütigen wie heftigen Manne wohl ansteht, giebt er seine Einwilligung, natürlich noch, ohne die Überzeugung des Sohnes zu teilen, denn er sagt:

Geht dann und prüfet und bringet in Gottes Namen die Tochter
Mir in's Haus! Wo nicht, so mag er das Mädchen vergessen!

Hermann ist seiner Sache so gewiß, daß er sich gar nicht bei der Prüfung beteiligen, sondern alles der Klugheit der beiden Freunde überlassen will. Dann wird uns mit episch umständlicher Genauigkeit das Anschirren der mutigen Hengste vorgeführt, mit denen dann Hermann, der gewaltige Rosselenker, als welcher er uns schon bei seiner ersten Erscheinung vorgeführt wird, den Weg nach dem Dorfe einschlägt. Wir stehen vor der Entscheidung, aber sie liegt doch noch fern. Die Prüfung zwar, dafür kennen wir Hermann, wird günstig ausfallen, aber der Dichter verzögert sie noch, seinem Gedicht und uns zum Gewinn, denn er führt uns wieder mitten in die großen Weltgeschicke hinein, welche in ihren Nachwirkungen heute noch die Welt durchzittern, und erhebt dadurch sein Idyll zu der Höhe des heroischen Epos. — Es zeigt Hermanns erregte Stimmung, sein Zartgefühl und seine Gewißheit von dem Werte der Geliebten, daß er die Freunde allein nach dem Dorfe gehen läßt, auch giebt dies Hermann Gelegenheit zu einer vollständigen Beschreibung Dorotheens, welche die Freunde ohne eine solche ja gar nicht erkennen könnten.

Und ihr werdet sie bald vor allen andern erkennen;
Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr Eine vergleichbar.
Aber ich geb' euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rote Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmut;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund;
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umschlägt ihr im geh'n die wohlgebildeten Knöchel.

Der Gang der beiden Freunde giebt Gelegenheit zur Vervollständigung des Bildes der Vertriebenen. Schon die erste Erzählung des Apothekers hatte die schnöde Selbstsucht der gewöhnlichen Menschen gezeigt, gegen welche dann die von Hermann geschilderte besonnene Fürsorge Dorotheens für die Wöchnerin in einen schönen Gegensatz trat. Dieser Unterschied zeigt sich wieder vor dem Eintreffen der beiden Freunde in das Dorf an. Die nur ihr eigenes

nächstes Interesse im Auge habende Selbstsucht erregt Streit und Geschrei, nur durch das Auftreten des prächtig angelegten und ausgeführten Richters wird die Ruhe wieder hergestellt. Mit eindringlichen und treffenden Worten macht er dem widrigen Schauspiel ein Ende und erregt dadurch die Aufmerksamkeit des Pfarrers, welcher ihn mit großer Hochachtung anredet. Jetzt gilt es, ein Gespräch zwischen dem Richter und dem Pfarrer herbeizuführen, bei welchem der Apotheker schweigend, wenn er es vermochte, oder redend eine gleich ungeschickte Rolle gespielt hätte. Mit glücklichem Griff entfernt ihn der Dichter. Der Apotheker sieht ein, daß es hier nichts für ihn zu thun giebt, und doch will und kann er etwas thun, und so erbietet er sich, das Mädchen einstweilen aufzusuchen, während der Pfarrer, der mit dieser Teilung der Arbeit natürlich sehr zufrieden ist, mit dem Richter über dasselbe spricht. Sehr glücklich hat der Dichter den folgenden Gesang „das Zeitalter" überschrieben. In den Worten des Richters tritt uns die französische Revolution entgegen, ohne prosaisches Detail an Namen und Zahlen, aber in ihren wesentlichen Merkmalen, in ihrer sittlichen Physiognomie, mit packender Wahrheit und doch durch die erzählende Form der unmittelbaren Gegenwart entrückt, in der großartigen Ruhe des Epos. Die idealen Schwingungen der ersten Zeiten der Revolution, welche dem Menschen ein neues, unvergängliches Glück versprach, das Hinüberfluten des wilden Sturmes über die Grenzen, der furchtbare Rückschlag, das Hervorbrechen der schnödesten Selbstsucht, die grausenhafte Form, welche diese Selbstsucht annahm in den mit siegreichem Kriege überzogenen Ländern, die noch grausenhaftere, welche sie bei einem zufälligen Umschlag zu den Deutschen durch zuchtlose Flüchtlingsscharen erhielt, die durch die Erbitterung hervorgerufene an den Franzosen ausgeübte Rückwirkung, alles dies zusammen giebt eines der großartigsten historischen Gemälde, welche man sich denken kann. Klagend ruft der Richter:

Möcht' ich doch nie den Menschen in solcher schnöder Verwirrung
Wiederum seh'n, das wütende Tier ist ein besserer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könnt' er sich selber regieren!
Losgebunden erscheint, sowie die Schranken hinweg sind,
Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb.

Es liegt in dem Wesen des Pfarrers, darauf hinzuweisen, daß trotz der Not und vielleicht gerade durch dieselbe manches Gute, welches sonst tief in dem Herzen der Menschen verborgen geblieben wäre, an das Licht des Tages getreten sei. Diese Äußerung bietet einen glücklichen Übergang zu der Erzählung des Richters von der That eines heldenmütigen Mädchens, welches hochherzig ihre und der ihr anvertrauten Mädchen Ehre mit dem Schwerte in der Hand gegen die Gewaltthat zuchtloser Franzosen verteidigt hat. Der Geistliche und wir mit ihm ahnen, daß dies Hermanns Geliebte war, aber die Bestätigung dieser Ahnung wird noch hinausgeschoben. Diesen Teil der Mitteilung mußte der Apotheker, weil sie unmittelbar mit dem Zweck ihres Kommens in Verbindung steht, auch mit anhören, und zugleich wird des Pfarrers und unsere wärmere Teilnahme erregt, da nun auch dieser die Jungfrau erblickt. Durch den Eindruck, welchen sie auf den älteren, aber tief empfindenden Mann macht, erhält die Wirkung auf den Jüngling Hermann gleichsam ihre Sanktion. Diese Wendung wird zweckmäßig und bescheiden dadurch herbeigeführt, daß der Apotheker, welcher unterdessen das Mädchen gefunden hat, den Pfarrer auffordert, sie nun auch zu sehen. Den Richter entfernt der Dichter geschickt auf kurze Zeit, indem die Seinen, seines Rates bedürftig, ihn abrufen. So ist noch eine kurze, aber charakteristische Unterhaltung zwischen dem Pfarrer und dem Apotheker möglich. Nach seiner Zurückkunft giebt der Richter über die Jungfrau das glänzendste Zeugnis und bestätigt zugleich jene unsere Ahnung. Die Probe ist also ganz zu Dorotheens Gunsten ausgefallen und sogar in weit größerem Umfange, als wir es vermuten konnten. Nichtssagend wäre die glänzendste Schilderung ihres sittlichen Wertes gewesen gegen die Art, wie der Dichter sie giebt. Zwar, daß sie allen häuslichen Pflichten des Weibes voll genügen werde, ersehen wir erst bei ihrem Abschied von der Wöchnerin und ihrer Familie, aber die Worte des Richters deuten es schon an und wir konnten es auch schon aus der ersten Schilderung Hermanns schließen. Daß sie aber auch einer über jene friedlichen Pflichten hinausgehenden Aufgabe in Zeiten wilder Erregung gewachsen sein würde, lassen uns jene Worte wohl ahnen, aber wir sind doch überrascht,

diese Ahnung in der Erzählung des Richters von der heldenmütigen That einer hochherzigen Jungfrau so glänzend bestätigt zu finden, wodurch jene Jungfrau zu einer heroischen und doch weiblichen Höhe emporwächst. Wir sehen für Hermann in einer Zeit, welche von dem Weibe neben jenen zarteren ihr eigentümlichen Tugenden auch noch die Seelenstärke des Heldensinns verlangt, in eine gesicherte, selige Zukunft, wenn wir den Richter sagen hören:

Diese kennet ihr schon, denn, wenn ich erzählet
Von der herrlichen That, die eine Jungfrau verrichtet,
Als sie das Schwert ergriff und sich und die Ihren beschützte,
Diese war's, ihr seht es ihr an, sie ist rüstig geboren,
Aber so gut als stark, denn ihren alten Verwandten
Pflegte sie bis zum Tod, bis ihn der Jammer dahinriß
Um des Städtchens Not und seiner Besitzung Gefahren.

Und wie herrlich ist, was noch hinzukommt:

Und mit stillem Gemüt hat sie die Schmerzen ertragen
Über des Bräutigams Tod, der, ein edler Jüngling, im ersten
Feuer des hohen Gedankens, nach edler Freiheit zu streben,
Selbst hinging nach Paris und bald den schrecklichen Tod starb,
Weil wie zu Hause, so dort bestritt er Willkür und Ränke.

Diese Worte bereiten ungemein fein die Sorge Hermanns vor, von welcher wir bald hören werden. Dorotheens Herz ist nicht unberührt geblieben von der Liebe, es ist eine rechtfertigende, heiligende Liebe geworden, denn ihr Bräutigam, ein hochgesinnter, für die Ideale der Freiheit begeisterter Jüngling ist ein Märtyrer der wahren Freiheit geworden. Jetzt wird uns auch der Heroismus der Jungfrau begreiflicher und das Wort des Pfarrers, daß es auch in diesen Zeiten an edlen Tugenden nicht gefehlt haben werde, wird nun bestätigt. Das Bild der Revolution wird nach der idealen Seite hin vervollständigt, und zwar in engster Beziehung zu der Heldin des Gedichts. Aber es war doch kühn von dem Dichter, Dorotheen einen ersten Bräutigam zu geben, welcher zwar nicht als noch lebend dem Wunsche Hermanns ein Hindernis entgegenstellt, aber doch als Märtyrer ihn herabdrücken und ihn gleichsam als Dorotheen unebenbürtig erscheinen lassen könnte. Wir

fürchten, es werde nicht möglich sein, Hermann, obschon wir schon mehr in ihm gefunden haben, als sein Vater, so hoch zu heben, daß er fähig werde, jenen Bräutigam zu ersetzen. Eine kurze Zwischenscene, der Abschied der beiden Freunde von dem Richter, sorgt mit einem leisen Anflug von Komik für die Mäßigung einer zu persönlich leidenschaftlich in uns gewordenen Teilnahme. So rasch als möglich soll der in peinlicher Aufregung wartende Hermann die gute Nachricht erfahren. Unvergleichlich schön ist es, daß er, als der rasch sprechende Pfarrer ihn aus voller Seele glücklich preist, nicht jubelt und warum er nicht jubelt. Ihn hat unterdes die Sorge befallen, ob das Mädchen auch mit ihm gehen werde, nur, weil er reich und sie arm und vertrieben ist, da sie doch gewiß durch ihre Schönheit, Tugend und Sitte schon einen guten Jüngling gefunden und ihr Herz der Liebe geöffnet hat. Dies zarte Bedenken, welches in der Freude seines Herzens nicht einmal dem Pfarrer gekommen war, hebt den Jüngling noch über das bisherige Maß der Trefflichkeit und wir können ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß er in der ersten Erregung des Gefühls den Eltern gegenüber nicht daran gedacht hat. Er heißt die Freunde nach Hause fahren, um die Wahl wenigstens bei seinen Eltern zu rechtfertigen; er will jetzt, auf alles gefaßt, selbst hingehen, um von dem Mädchen, zu welchem er ein so großes Vertrauen hat, wie es je ein Mann zu einem Weibe gehegt hat, sein Schicksal zu erfahren. Das zweite Zusammentreffen beider am Brunnen ist sachlich so schön motiviert, daß wir die feinste und doch festeste Verkettung anerkennen müssen. Die unvorsichtigen Menschen haben alles Wasser im Dorfe getrübt und so ist nun Dorothea, wie sie selbst dem Jüngling erzählt, mit zwei Krügen gekommen, um in freundlicher Fürsorge für die Wöchnerin frisches Quellwasser vom Brunnen zu holen. Sie leitet die Erzählung von dem Grunde ihres Kommens durch die freundlichen Worte ein:

So ist schon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns so vieles gereicht hat!

Die auf ihre Erzählung folgenden Verse sind von unendlich poetischer und sittlicher Wirkung, sie sind das schönste, tiefste und zarteste Sinnbild ihres künftigen Verhältnisses:

Also sprach sie und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt und beugte sich über und schöpfte,
Und er faßte den anderen Krug und beugte sich über,
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken und nickten sich zu und grüßten sich freundlich im Spiegel.

In dieser Scene ist, wenn sie es sich auch nicht gestehen, ihr Liebesbund eigentlich schon geschlossen. Aber es ist um so feiner, wenn noch Verzögerungen eintreten, welche in Seelenschönheit ihren Grund haben und Seelenschönheit aus der Tiefe hervorlocken. Hermann fühlt sich unwiderstehlich angezogen und doch auch wieder zurückgehalten. So wagt er auch nur in Worten, welche doch seinen eigentlichen Wunsch nicht ganz unausgesprochen lassen, sie wenigstens zur Hilfe für die Mutter in der Wirtschaft aufzufordern, da er ihrer ruhigen Haltung gegenüber und wegen des an ihrem Finger bemerkten Goldreifs noch nicht von Liebe zu reden wagt; und sie, obschon sie die ihr angebotene Stellung als die einer Magd auffaßt, fühlt sich nicht durch diesen scheinbar demütigenden Antrag erniedrigt, vielmehr giebt die Überlegtheit und Würde ihrer Zusage ein neues Zeugnis für die Höhe ihres Wesens:

Scheuet Euch nicht, so sagte sie d'rauf, das weitere zu sprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur g'rade heraus; mich kann das Wort nicht erschrecken:
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter,
Zu versehen das Haus, das wohlerhalten Euch dasteht;
Und Ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geschickt und nicht von rohem Gemüte.
Euer Antrag war kurz; so soll die Antwort auch kurz sein.
Ja ich gehe mit Euch, und folge dem Rufe des Schicksals.
Meine Pflicht ist erfüllt, ich habe die Wöchnerin wieder
Zu den Ihren gebracht, sie freuen sich alle der Rettung. — — —
Kann ich im Hause des würdigen Mannes mich, dienend, ernähren
Unter den Augen der trefflichen Frau, so thu' ich es gerne;
Denn ein wanderndes Mädchen ist immer von schwankendem Rufe.
Ja, ich gehe mit Euch, sobald ich die Krüge den Freunden
Wiedergebracht und noch mir den Segen der Guten erbeten.
Kommt! Ihr müsset sie sehen und mich von ihnen empfangen.

Diese Worte zeigen uns die glänzendsten Charakterzüge in diesem vortrefflichen Mädchen. Sie glaubt erst dann, das Recht zu haben, an sich selbst und an ihre Zukunft zu denken, wenn sie ihre Pflicht gegen diejenigen, deren Pflege sie übernommen hat, voll und ganz erfüllt hat, aber jetzt, da dies geschehen ist, kennt sie keine falsche Scham, die es ihr verbieten würde, sich als dienende Magd ihr Brot zu verdienen, sie betrachtet Hermanns Aufforderung als einen Wink des Himmels, welchem sie gerne Folge leistet, weil das unstete Herumwandern in der Welt Ruf und Ehre eines Mädchens gefährdet. Wie sie das Dienen auffaßt, erfahren wir bei ihrer Rückkehr in das Dorf mit wachsendem Staunen über den klaren, hohen, persönlich demütigen und doch von dem edelsten Selbstgefühl ihres Geschlechts durchdrungenen Sinn des Mädchens:

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.

Nichts überbietet den Eindruck des nun folgenden Abschieds von der Wöchnerin und ihrer Familie, welcher dabei durch seine strenge Sachlichkeit von jeder falschen und weinerlichen Sentimentalität frei bleibt. Glückwünschend spricht der alte Richter zu Hermann:

Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euren Eltern, das brav ist!
Hütet sie wohl! Ihr werdet, so lang sie der Wirtschaft sich annimmt,
Nicht die Schwester vermissen, noch Eure Eltern die Tochter!

In dem achten Gesang, in welchem, während die sinkende Sonne sich in schwarze, gewitterdrohende Wolken hüllt, die beiden hohen Gestalten der Stadt zuschreiten, tritt an die Stelle des bisher bunt und mannigfaltig sich regenden Lebens ein Bild voll von ruhiger Größe, der inneren Größe der nahenden Entscheidung entsprechend. Zwar ist diese Entscheidung nicht mehr zweifelhaft. Die Bedingung des Vaters ist durch den Ausfall der Prüfung erfüllt, und wir zweifeln auch nicht an Dorotheens, wenn auch noch nicht ausgesprochener Einwilligung. Aber könnte der Vater nicht später unmutig werden, wenn die Schwiegertochter seinen Anforderungen,

welche neben den wesentlichen Erfordernissen noch ein gefälliges und einschmeichelndes Wesen verlangen, nicht entspricht? Dies befürchten wir, wenn wir Dorothea liebevoll und verständig fragen hören: Wie gewinne ich Vater und Mutter? Aber wir werden von dieser Sorge befreit, wenn wir auf die offene und doch nicht unzarte Auskunft Hermanns über diese uns bekannte Schwäche des Vaters freudig Dorotheens Antwort vernehmen, daß sie nicht nur die Mutter, sondern auch den Vater zu gewinnen hoffe, da sie von Jugend auf zu der früher in dem französischen Nachbarlande üblichen Höflichkeit erzogen sei. Dadurch tritt uns auch das treffliche Mädchen, welches uns durch seine Höhe in eine zu weite Ferne entrückt würde, vertraulich näher, während, wenn sie den Vater dadurch gewinnt, ihre Wahrheit nicht leidet, da sie sich keinen künstlichen Zwang auflegt. Aber nun kommt die bedeutendste Frage:

Aber wer sagt mir nunmehr: Wie soll ich dir selber begegnen?
Dir, dem einzigen Sohn und künftig meinem Gebieter?
Also sprach sie, und eben gelangten sie unter den Birnbaum.

Wir kennen diesen Birnbaum schon, welcher von der Höhe des Weinbergs auf die Besitzungen, deren Pflege und Besitz die Jungfrau entgegengeht, herniederblickt. Wie anders, da in der heißen Mittagsstunde die Mutter den verzweifelnden Sohn endlich auffand, um ihm sein Geheimnis zu entlocken, und jetzt, da der letzte Schimmer der Sonne von den Gewitterwolken gänzlich bedeckt wird und Hermann die freundliche Frage gerne unter dem herrlichen Baume vernimmt, welcher ihm so lieb ist, und welcher noch heute die Thränen um seine Vertriebene gesehen hat. Aber er antwortet auch jetzt noch zurückhaltend und ausweichend:

Laß dein Herz dir es sagen, und folg' ihm frei nur in Allem!
Aber er wagte kein weiteres Wort, so sehr auch die Stunde
Günstig war, er fürchtete nur, ein Nein zu ereilen.
Ach! und er fühlte den Ring am Finger, das schmerzliche Zeichen!

Der herrliche Mondschein bringt das stockende Gespräch wieder in Fluß, indem er die Häuser und Höfe der Stadt beleuchtet und an einem Giebel ein Fenster deutlich erkennen läßt, welches Hermann

sofort mit einer bedeutungsvollen, aber für Dorotheen noch unverständlichen Andeutung als das seine bezeichnet. Dann sagt er:

Diese Felder sind unser und reifen zur morgigen Ernte,
Hier im Schatten wollen wir ruh'n und des Mahles genießen.

Ihr und ihm ist beklommen zu Mute. Aber das nahende Gewitter mahnt zum Aufbruch. Durch das mächtige Korn zum Weinberg gelangt, schreiten sie diesen langsam hinab, die vielen Platten auf rohen Stufen hinunter,

Aber sie, unkundig des Wegs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend, es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen.
Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling die Hand aus,
Hielt die Geliebte empor, sie sank ihm leis' auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust, und Wang' an Wange, so stand er
Starr wie ein Marmorbild, von ernstem Willen gebändigt,
Drückte nicht fester sie an und stemmte sich wider die Schwere,
Und so fühlt' er die herrliche Brust und die Wärme des Herzens,
Und den Balsam des Atems, an seinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Eine anspruchslosere, sittliche Größe ist nie von einem Dichter geschildert worden. Mit zarter Weiblichkeit, den Schmerz verhehlend, beugt sie der Beklemmung vor, welche eine Verlängerung der Situation hätte hervorrufen müssen, aber diese Scherzworte finden, indem sie das kleine Mißgeschick auf einen bevorstehenden Verdruß deuten, bald eine Erfüllung, durch welche scheinbar das so nahe Ziel verfehlt werden soll. Der Dichter geleitet die Wandernden nicht ganz bis zum Hause, sondern er versetzt uns erst in dasselbe zurück, damit auch wir, wie die Eltern und Freunde durch den Anblick der Eintretenden in ein frohes Erstaunen versetzt werden. Er führt uns erst noch eine kleine, aber bedeutende Scene vor und leitet dieselbe durch eine wohlbedachte, bis dahin aufgesparte Anrufung der Muse ein, durch welche sein Epos, das mit einer solchen Anrufung zu beginnen, er zu pomphaft fand, gleichsam mit seinen Ahnen, der Ilias und Odyssee, in Verbindung gesetzt und zugleich dafür gesorgt wird, daß das Gemüt der Leser nicht, wie das der Handelnden, durch die eintretende Verwirrung bekümmert werde. Das lange Ausbleiben des Sohnes hat die Mutter ungeduldig,

und das Aussprechen dieser Ungeduld den Vater unmutig gemacht, da durch eine solche Ungeduld das Übel nur verschlimmert werde. Mit köstlichster Erfindung läßt der Dichter den beweglichen Apotheker erzählen, wie er in seiner frühesten Jugend von aller Ungeduld, die doch in seiner Natur lag, gründlich, aber freilich auch schreckhaft befreit wurde, wie der Vater der prickelnden Ungeduld des gierig auf die Kutsche wartenden Knaben auf einmal das Bild des Todes entgegengehalten hatte durch die Hinweisung auf die Werkstätte des gegenüberwohnenden Schreiners, durch die Erinnerung an den Sarg, das bretterne Haus,

Das den Geduld'gen und den Ungeduldigen aufnimmt;
Alles sah ich zuletzt im Geiste wirklich geschehen,
Sah die Bretter gefügt und die schwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrte ruhig der Kutsche.
Rennen andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungeduldig umher, muß ich des Sarges gedenken.

Dies macht auf uns einen großen, aber grellen Eindruck. Doch ein weisheitsvolles Wort des Pfarrers zeigt uns ein rührendes Bild des Todes:

Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewiesen.
Zeige man doch dem Jüngling des würdig reifenden Alters
Wert und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende!

Der Tod ist uns schon durch die Vergegenwärtigung der französischen Revolution, also in außerordentlichen Zuständen entgegengetreten, das Bild des Todes ist es, welches uns schreckhaft, aber sofort durch versöhnende, weise Mahnung gemildert, vorgeführt wird, als die beiden eintreten, deren vollstes Leben jetzt erst beginnen soll. Größer könnte ihr Erscheinen nicht vorbereitet werden, als es jetzt geschieht:

Und es erstaunten die Freunde, die lieben Eltern erstaunten
Über die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar,
Ja, es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle.

Hermann stellt Dorotheen den Eltern mit den Worten vor: „Hier ist ein Mädchen, wie ihr im Hause es wünschet!“ welche Dorotheen in ihrem Irrtum belassen, ohne die Eltern aufzuklären. Hermann nimmt in seiner Verlegenheit den Pfarrer beiseite und bittet ihn um seine Vermittlung. Aber schon hat der Vater, welchem das Mädchen durch seine bloße Erscheinung ein Wohlwollen abgewonnen hat, durch den behaglichen Scherz, der ihr aber als Spott erscheinen muß, daß auch sie seinem Sohne gerne gefolgt sein möge, die Reizbare schwer verletzt, und sie äußert ihre Empfindlichkeit über den mitleidlosen, bittern Spott. Der Geistliche tritt auf einen Wink des bangen Hermanns heran, aber — eine neue Verzögerung des Ausgangs — nicht, um sogleich die Verwirrung zu lösen, sondern vielmehr „das bewegte Gemüt des Mädchens zu prüfen“, denn er war ja nicht Zeuge der köstlichen Worte, mit denen sie selbst gegen Hermann die Pflicht des Weibes von früh an als die des Dienens bezeichnet, durch welche allein sie zur Herrschaft gelange, die doch ihr im Hause gebühret. Er hebt, von dem eben Geschehenen veranlaßt, eine andere Seite hervor, welche das eigentliche Dienen in einem fremden Hause zu einer schweren Last macht, nämlich, daß auch die Laune des Herren, die Heftigkeit der Frau und die Unart der Kinder zu tragen seien, und dazu scheine sie nicht geschickt, da sie schon durch die Scherze des Vaters so schwer getroffen worden, während doch nichts gewöhnlicher sei, als ein Mädchen zu plagen, daß ihr wohl ein Jüngling gefalle. Der Pfarrer erreicht seinen Zweck. Dorothea kann sich nicht mehr halten. Ihr Geheimnis ringt sich aus dem keuschen Herzen los und unter heißen Thränen spricht sie heftig:

O nie weiß der verständige Mann, der im Schmerz uns zu raten
Denkt, wie wenig sein Wort, das kalte, die Brust zu befreien
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schicksal uns auflegt!
Ihr seid glücklich und froh, wie sollt' ein Scherz Euch verwunden,
Doch der Krankende fühlt auch schmerzlich die leise Berührung.
Nein! Es hülfe mir nichts, wenn selbst mir Verstellung gelänge,
Zeige sich gleich, was später nur tiefere Schmerzen vermehrte
Und mich drängte vielleicht in still verzehrendes Elend.
Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hause nicht bleiben;

Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu suchen,
Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Bessere wählend.
Dies ist mein fester Entschluß; und ich darf euch darum nun bekennen,
Was im Herzen sich sonst wohl Jahre hätte verborgen.
Ja, des Vaters Wort hat tief mich getroffen, nicht weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemet,
Sondern, weil fürwahr die Neigung im Herzen sich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erschienen.
Denn, als er erst auf der Straße mich ließ, so war er mir immer
In Gedanken geblieben, ich dachte des glücklichen Mädchens,
Das er vielleicht schon als Braut im Herzen möchte bewahren.
Und, als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich seines
Anblicks so sehr, als wär' mir der Himmlischen einer erschienen,
Und ich folgt' ihm so gern, als nun er zur Magd mich geworben.
Doch mir schmeichelte freilich das Herz, ich will es gestehen,
Auf dem Wege hieher, als könnt' ich vielleicht ihn verdienen,
Wenn ich würde des Hauses dereinst unentbehrliche Stütze.
Aber ach! nun seh' ich zuerst die Gefahren, in die ich
Mich begab, so nah dem still Geliebten zu wohnen.
Nun erst fühl' ich, wie weit ein armes Mädchen entfernt ist
Von dem reicheren Jüngling, und wenn sie die tüchtigste wäre.
Alles das hab' ich gesagt, damit Ihr das Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Besinnung verdanke.
Denn das mußt' ich erwarten, die stillen Wünsche verbergend,
Daß er sich brächte zunächst die Braut zum Hause geführet;
Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen!
Glücklich bin ich gewarnt und glücklich löst das Geheimnis
Aus dem Herzen sich los, jetzt, da noch das Übel ist heilbar.
Aber das sei nun gesagt. Und nun soll im Hause mich länger
Hier nichts halten, wo ich beschämt und ängstlich nur stehe,
Frei die Neigung bekennend und jene thörichte Hoffnung.
Nicht die Nacht, die breit sich bedeckt mit sinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner — ich hör' ihn — soll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltsam herabschlägt,
Noch der sausende Sturm. Das hab' ich alles ertragen
Auf der traurigen Flucht und nah dem verfolgenden Feinde.
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von allem zu scheiden.
Lebet wohl! Ich bleibe nicht länger, es ist nun geschehen!

Sie will sich rasch entfernen, als die Mutter sie erstaunt zurückhält, da sie doch des Sohnes Verlobte sei. Der Vater aber, ärgerlich, daß er durch diese widrige Wendung für seine Nachsicht sich noch am Ende des Tages belohnt sieht, will, um das wunderliche Beginnen nicht mehr mitanzusehen, zu Bette gehen. Der Sohn hält ihn zurück, bekennt sich schuldig an der ganzen Verwirrung und fordert unmutig den Freund, welcher dieselbe unerwartet durch Verstellung vermehrt habe, auf, dieselbe zu lösen.

„Häufet nicht Angst und Verdruß, vollendet lieber das Ganze!"

Aber der Pfarrer weist Hermann darauf hin, daß gerade diese Prüfung Dorotheen ihr schönes Geheimnis entlockt, und daß nun Hermann selbst zu reden habe. Und dieser eröffnet jetzt sein Herz:

Laß dich die Thränen nicht reu'n, noch diese flüchtigen Schmerzen,
Denn sie vollenden mein Glück und, wie ich wünsche, das deine!
Nicht um das treffliche Mädchen als Magd, die Fremde, zu dingen,
Kam ich zum Brunnen, ich kam, um deine Liebe zu werben.
Aber ach! Mein schüchterner Blick, er konnte die Neigung
Deines Herzens nicht sehen, nur Freundlichkeit sah er im Auge,
Als aus dem Spiegel du ihn des ruhigen Brunnens begrüßtest.
Dich in's Haus nur zu führen, es war schon die Hälfte des Glückes;
Aber nun vollendest du mir's — o sei mir gesegnet!

Auf diese wonnevolle Entdeckung bittet Dorothea herzlich und zugleich mit anmutiger Sitte den Vater um Vergebung; sie versöhnt ihn und gewinnt sofort sein Wohlwollen für alle Zukunft, da sie eine Eigenschaft zeigt, welche er ungern vermissen würde. Jetzt zieht der Pfarrer von dem Finger des Vaters den Trauring. „Nicht so leicht, denn er war vom rundlichen Gliede gehalten". Dieser einzige Vers verrät uns den Meister des Epos, der bei der wärmsten Teilnahme für die Leiden und Freuden des Herzens doch auch stets das Auge offen hat für Nebenumstände, wenn sie zur Anschaulichkeit beitragen, wie hier die behagliche Körperfülle des Wirts gemalt wird. Dann nimmt der Pfarrer auch den Ring der Mutter und spricht den Segen über die Verlobung mit schlichten, aber gehaltvollen Worten. „Und es neigte sich gleich mit Segenswünschen der Nachbar." Aber diese Segenswünsche teilt uns der

Dichter wohlweislich nicht mit, denn sie hätten entweder nichts charakteristisches gehabt, oder, wenn sie es gehabt hätten, wäre dieser Anflug von Komik jetzt störend gewesen. Das Ziel ist erreicht, die Liebenden sind vereint. Aber dies wäre doch nicht der rechte Schluß für die Dichtung gewesen, welche, nachdem sie einen Aufschwung zum hohen, heroischen Epos genommen, dadurch wieder auf die bescheidene Stufe des bürgerlichen Idylls herabgedrückt worden wäre. Zu dem wahren Schlusse, welcher die Dichtung auf der erreichten Höhe beläßt, ja, sie sogar erst zum höchsten Gipfel emporhebt, führt derselbe Ring, welchen Dorothea am Finger trägt, und welcher schon bisher so bedeutend geworden ist, da er wesentlich dazu beitrug, daß Hermann die ihm schon durch seine Schüchternheit erschwerte Erklärung früher abzugeben sich nicht entschließen konnte. Der Pfarrer fragt, freundlich scherzend, wie es mit diesem Verlobungsring zugehe. Gerührt gedenkt Dorothea des Bräutigams, welchen die Liebe zur Freiheit und die Lust, im neuen veränderten Wesen zu wirken, nach Paris getrieben, wo er Kerker und Tod fand. Freiheitsschwärmerei, nicht Freiheitsschwindel, war es, was ihn getrieben, nicht nur die Gefahr mit männlichem Mute zu erwarten, sondern ihr mit jugendlicher Kühnheit entgegenzugehen. Dafür bürgt sein erhabener Abschied von der Braut, welcher zugleich das Mädchen verherrlicht, denn nur mit einem hochgesinnten Mädchen kann ein hochgesinnter Mann solche Worte reden und bei ihr auf ein Verständnis für dieselben rechnen. Er hat gewußt, welche alles erschütternde Bewegung die Welt ergriffen hatte; er hat gewußt, daß er nicht hoffen durfte, Dorothea je wiederzusehen, und wie sehr er auch sein Bild in ihr zur Stärkung in allem Geschick bewahrt wünscht, er hat sie nicht unbedingt an sich binden wollen, hat sie vielmehr von einer äußerlichen Pflicht, die keinen Inhalt mehr hätte nach seinem Tode, losgesprochen.

„O laß mich dieser Erinnerung
Einen Augenblick weihen! Denn wohl verdient sie der Gute,
Der mir ihn scheidend gab und nicht zur Heimat zurückkam.
Alles sah er voraus, als rasch die Liebe der Freiheit,
Als ihn die Lust, im neuen veränderten Wesen zu wirken,
Trieb nach Paris zu gehn, dahin, wo er Kerker und Tod fand.

Lebe glücklich, sagt' er. Ich gehe; denn alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich alles zu trennen.
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer,
Freund sich los von Freund; so löst sich Liebe von Liebe.
Ich verlasse dich hier; und wo ich jemals dich wieder
Finde — wer weiß es? Vielleicht sind diese Gespräche die letzten.
Nur ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden;
Mehr ein Fremdling als jemals ist nun ein jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Gold und Silber schmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
Lösen in Chaos und Nacht sich auf und neu sich gestalten.
Du bewahrst mir dein Herz; und finden dereinst wir uns wieder
Über den Trümmern der Welt, so sind wir erneute Geschöpfe,
Umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal.
Denn was fesselte den, der solche Tage durchlebt hat!
Aber soll es nicht sein, daß je wir, aus diesen Gefahren
Glücklich entronnen, uns einst mit Freuden wieder umfangen,
O so erhalte mein schwebendes Bild vor deinen Gedanken,
Daß du mit gleichem Mute zu Glück und Unglück bereit seist!
Locket neue Wohnung dich an und neue Verbindung
So genieße mit Dank, was dann dir das Schicksal bereitet.
Liebe den Liebenden rein und halte dem Guten dich dankbar.
Aber dann auch setze nur leicht den beweglichen Fuß auf;
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verlustes.
Heilig sei dir der Tag; doch schätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter sind trüglich.
Also sprach er; und nie erschien der Edle mir wieder.

Der Worte des Edlen hat sie, als sie alles verloren, oft gedacht. Sie muß auch jetzt seiner gedenken, da ein neues Glück ihr von der Liebe bereitet wird und ihr die herrlichsten Hoffnungen aufgeschlossen sind. Sie steckt die Ringe nebeneinander. Sie hört nicht auf, dem Verstorbenen anzugehören, während sie sich dem Lebenden weiht. Gehört doch der Verstorbene selbst zu ihnen, den Lebenden, da er als ein Opfer, das mit freier Wahl für die Ideen gefallen ist, wie ein geistiger Hort über ihrem Bunde schwebt. Aber er gehört ihrem Bunde auch an, weil Hermann wie zu einem

geistigen Bruder des erhabenen Jünglings herangereift ist, zu einem Bruder durch sittliche Ebenbürtigkeit, wenn auch in wesentlich verschiedener Art. Jener hatte die allgemeine Erschütterung tief empfunden, hatte selbstthätig in sie eingreifen wollen und war, weil er mit dem erhabenen Enthusiasmus des Jünglings die wahre Freiheitsidee gegen die verzerrte, falsche vertreten hatte, ein Märtyrer seines Idealismus geworden. Er hatte gewußt, was er unternahm, es erschien ihm, als ob durch jene Welterschütterung alles unter den Füßen schwanke. Diesem jugendlichen Enthusiasmus gegenüber hebt sich die Ruhe des schlichten, aber zum vollen Manne herangereiften Hermann zu einer noch größeren Höhe. Dorothea hat sich nicht geirrt, wenn sie begehrt hat, sich an ihn zu schmiegen, das starke Weib an den stärkeren Mann. Und zu einer herrlichen Prophezeiung sind die Worte Hermanns geworden:

Nicht den Deutschen ziemt, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu schwanken hieher und dorthin,
Dies ist unser! So laßt uns sagen und fest es behaupten!
Denn man hat noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein und darum das meine noch meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren, und sorgend genießen.
Sondern mit Mut und Kraft, und droh'n uns diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen!
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und, gedächte jeder wie ich, so stände die Macht auf
Wider die Macht und wir erfreuten uns alle des Friedens!

Zweimal ist diese Prophezeiung erfüllt worden, 1813 und 1870, als mit dem Krieger der Mann des friedlichen Erwerbs, mit dem Ungelehrten der Gelehrte, mit dem Bauer und Adeligen der Bürgersmann, und darunter mancher eben Verlobte, mancher neu Vermählte, die Brust dem Feinde entgegenstellte, als die zornige Begeisterung der Nation das einemal den Feind vom deutschen Boden wegfegte, das anderemal ihn nicht einen Fuß breit von der heiligen Erde des Vaterlandes betreten ließ und seine gewaltigen

Heere zerschmetterte. Aber auch eine Losung und Mahnung für die Zukunft kann das Goethesche Werk sein, eine Mahnung zu einer frischen und geordneten Thätigkeit bürgerlicher Kräfte auf Grund deutscher Familiensittlichkeit und deutscher Liebe, eine Mahnung zu glühender Vaterlandsliebe, welche sich, wenn es sein muß, noch einmal bewährt in heiligen Schlachten gegen einen Feind, welcher das von uns Gewonnene wieder anzutasten wagt. Wer, und wäre er der begabteste, wagt es, sich an sittlichem Wert über diesen deutschen Bürgersohn zu stellen? Er ist nichts anders geworden, als was er war, aber er war es nur im Keime und er ist das, was er jetzt ist, nur durch die Liebe geworden, der alte Hermann ein neuer, der unfreie, unaufgeschlossene Jüngling ein freier, aufgeschlossener, ganzer und voller Mann, ein echter Bürger, er ist dies alles geworden durch eine hohe und heilige Liebe zu einer durch große Geschicke zu hoher und heiliger Weiblichkeit entwickelten Jungfrau, so daß uns der Schluß bedeutungsvoll zuruft: Wahre Neigung vollendet zugleich zum Manne den Jüngling!

Zehntes Kapitel.

Gretchen im Faust. Martha Schwerdtlein.

Nach seiner ersten Liebe, welche der kaum zum Jüngling herangewachsene Knabe so innig empfunden hatte, um so unsanft aus allen seinen Himmeln herausgerissen zu werden, nach Gretchen, hat Goethe das unvergleichliche Frauenbild genannt, welches er als Verkörperung des himmlischen Zaubers, welcher eben in der ersten Liebe das Herz entzückt, in seine ebenso unvergleichliche Tragödie des Menschen, in seinen ersten Teil des Faust, welchem keine Litteratur etwas auch nur ähnliches an die Seite setzen kann, hineingestellt hat. Adolf Stahr sagt mit voller Wahrheit: „Gretchen ist das lyrische Herz des deutschen Volkes, es ist der zur festen

Gestalt verdichtete Geist des deutschen Volksliebesliedes, einzig, unnachahmlich, unerreichbar allen anderen Völkern. Und wie das deutsche Volkslied in seiner wunderbaren Tiefe und Innerlichkeit eine unendliche Gewalt besitzt, die unser Herz bis in seine letzten Tiefen erzittern macht, ebenso ist dies Gretchen in der Beschränktheit ihres kindlich dumpfen Wesens einer Kraft der Leidenschaft und einer Festigkeit des Entschlusses fähig, an denen alle Leidenschaft des geliebtesten Mannes, ja selbst der Witz der Hölle scheitern müssen.“ Im Gegensatz zu Faust, welcher auf der höchsten Höhe der Geistesbildung steht und durch seine Unersättlichkeit auf diesem Gebiete, durch sein vermessenes Streben nach Dingen, welche durch Gottes weisen Ratschluß dem Menschen versagt sind, in die Hände des Bösen gefallen ist, erscheint Gretchen als naives, natürliches Kind des Volkes, dessen unaussprechliche, anziehende Zauberkraft gerade darin liegt, daß es sich seiner eigenen Schönheit, des entzückenden Reizes, welchen seine holde, liebliche Unschuld ausübt, gar nicht bewußt ist. Faust sagt zu ihr:

Ach, daß die Einfalt, daß die Unschuld nie
Sich selbst und ihren heil'gen Wert erkennt!

Die erste Regung allerdings, welche Faust beim Anblick Gretchens empfindet, ist eine rein sinnliche und weit von der eigentlichen tiefen Liebesleidenschaft entfernt, welche wir später in seinem Herzen entzündet finden. Von dem großen Geist zurückgewiesen, von welchem er Befriedigung seines an sich edeln und nur durch sein Übermaß verderblich werdenden Bestrebens erwartet hatte, jetzt einen Überdruß an aller Wissenschaft empfindend, stürzt er sich in die Tiefen der Sinnlichkeit:

Der große Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschließt sich die Natur,
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt schon lange vor allem Wissen!
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glüh'nde Leidenschaften stillen,
In undurchdrung'nen Zauberhüllen
Sei jedes Wunder schnell bereit!

Die Hexenküche, in welche Mephistopheles ihn führt, soll die Last der Jahre von seinen Schultern schütteln und ihm erst die Fähigkeit des sinnlichen Genießens wiedergeben. Aber noch ehe der Hexentrank, von welchem Mephistopheles später sagt: „Du siehst, mit diesem Trank im Leibe, bald Helenen in jedem Weibe!“ ihm seine Glut durch alle Glieder sendet, zeigt ihm der Böse ein zauberhaft schönes Frauenbild in einem Zauberspiegel üppig hingestreckt und der in seinem gelehrten Einsiedlerleben so lange niedergehaltene sinnliche Trieb erwacht mit gewaltigem Ungestüm in ihm, ehe ihm noch durch den Zaubertrank der Hexe die Kraft verliehen war, diesen Trieb zu befriedigen.

Was seh' ich? Welch ein himmlisch Bild
Zeigt sich in diesem Zauberspiegel!
O Liebe, leihe mir den schnellsten deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild!
Ach wenn ich nicht auf dieser Stelle bleibe,
Wenn ich es wage, nah' zu geh'n,
Kann ich sie nur als wie im Nebel seh'n,
Das schönste Bild von einem Weibe!
Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich an diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln seh'n?
So etwas findet sich auf Erden?

Es ist eines der unzähligen nicht zu sühnenden Verbrechen, welches einheimische und fremde sogenannte Dichter an den herrlichsten Meisterwerken unserer Litteratur dadurch begangen haben, daß sie Operntexte daraus fabriziert haben, daß diese Erscheinung im Zauberspiegel, welche Mephistopheles vor Fausts Verjüngung ihm vor die Augen führt, um seine Sinnlichkeit zu reizen und sie gleichsam auf die Genüsse vorzubereiten, die er, Mephisto, ihr bereiten will, in Gretchens Gestalt sich zeigt, wie sie in ihrem traulichen Zimmer am Spinnrad erscheint. Dies ist furchtbar verkehrt und von Goethe durchaus nicht beabsichtigt gewesen und konnte auch nicht von ihm beabsichtigt werden, denn Mephisto wird für seinen Zweck, die Sinnlichkeit Fausts in Aufregung zu bringen,

gewiß nicht ein keusches, züchtig gekleidetes, einem Heiligenbilde gleichendes Mädchenbild ihm vor die Augen bringen, sondern ein üppiges, leidenschaftlich glühendes Weib in einer sinnlich erregenden Stellung, wie es ja auch unzweifelhaft aus Fausts Worten vor dem Zauberbilde hervorgeht, in welchen er von „diesem hingestreckten Leibe" spricht. Die himmlisch unschuldig schönen Züge Gretchens sieht Faust zum ersten Male, als er ihr bei dem Ausgang aus der Kirche begegnet. Diese Scene folgt, da die Buchausgabe des ersten Teils von Faust keine Abteilung in Akte hat, ganz unmittelbar auf die Scene der Hexenküche, so daß es scheinen könnte, als ob Faust unmittelbar aus derselben nach der Kirche geht, vor welcher er Gretchen begegnet. Dem ist aber nicht so. Man hat sich eine längere Zeit zwischen der Verjüngungskur in der Hexenküche und der Begegnung vor der Kirche als verstrichen zu denken, was auch bei den Faustaufführungen durch Einsetzung eines Zwischenaktes an dieser Stelle angedeutet wird. Faust hat in dieser Zeit die Schule des Mephistopheles durchgemacht und wahrscheinlich zahlreiche Beweise der Wahrheit der Mephistophelischen Prophezeiung gegeben, daß er mit dem Hexentranke im Leibe bald Helenen in jedem Weibe sehen würde. Die Sittenlosigkeit, welcher er sich in der Gesellschaft des teuflischen Gefährten ergeben hat, zeigt sich schon in der frechen, jedem Anstand Hohn sprechenden Weise, in der er es wagt, das offenbar sittsame, unschuldige Mädchen auf dem Heimweg von der Kirche mit seinen unsittlichen Anträgen zu belästigen und die frivolen Worte, mit denen er, von dem Mädchen abgewiesen, von Mephistopheles verlangt, dasselbe in seine Arme zu liefern. Seine Worte nach Gretchens Abweisung zeigen, daß gerade die Sittsamkeit, welche ihm in diesem Mädchen so liebenswürdig entgegengetreten ist, seine sinnliche Begierde nur desto stärker angeregt hat:

Beim Himmel dieses Kind ist schön!
So etwas hab' ich nie geseh'n.
Sie ist so sitt- und tugendreich,
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Rot, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß ich's nicht.

Wie sie die Augen niederschlägt,
Hat tief sich in mein Herz geprägt;
Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar.

Er muß sich, da Mephistopheles ihm erklärt, bei diesem Mädchen sei ein für alle Mal mit einem gewaltsamen Angriff nichts zu machen, man müsse sich zur List und Verführung entschließen, mit dem Versprechen begnügen, daß er noch heute in ihr Zimmer geführt werden solle, beauftragt den Genossen aber, für ein reiches Geschenk zu sorgen. Der Dichter führt uns nun in dies Zimmer Gretchens, die Heimstätte des Friedens und der Unschuld, welcher jetzt so schwere Gefahr droht. Gretchen ist heimgekehrt. Zwar hat sie dem frechen Angriff gegenüber ihre Fassung nicht verloren, sie hat sogar mit einem gewissen schnippischen Humor auf denselben geantwortet und die von dem fremden kecken Herrn an sie gerichtete Anrede „Fräulein" als über ihrem Stand stehend abgewiesen. Aber das ganze Begegnis ist doch nicht ohne Wirkung auf sie geblieben, da ihr noch nie etwas ähnliches begegnet ist. Ihre Neugierde ist erweckt und ihr Interesse an dem Fremden, worin schon eine gewisse Gefahr droht. Sie möchte gerne wissen, wer der fremde Herr gewesen sei, von welchem sie naiv schon wegen seines kecken Wesens annimmt, daß er von vornehmem Stande stamme, und dessen stattliches Äußere ihr nur zu wohl gefallen hat. Sie geht dann, um die Unruhe ihres Herzens in den Busen einer befreundeten Nachbarin, der Frau Martha Schwerdtlein, auszuschütten, an welcher sie leider eine üble Beraterin hat, der alten Barbara vergleichbar, welche die unglückliche Marianne im Wilhelm Meister in den Abgrund des Verderbens führt. Jetzt führt Mephisto Faust in das Zimmer, damit er „an aller Hoffnung künft'ger Freuden in ihrem Dunstkreis satt sich weiden" könne. Aber, nachdem ihn Mephisto auf seinen Wunsch allein gelassen hatte, geht in Faust eine eigentümliche Veränderung vor. Beim Anblick dieses friedlichen Heims, wo offenbar Zufriedenheit, Sittsamkeit und Ordnung ihren Sitz aufgeschlagen haben, ebbt der wilde Strom seiner sinnlichen Leidenschaft und ein unnennbar süßes Gefühl, eine Vorahnung wahrer, reiner Liebe erwacht in seinem Herzen. Er fühlt gleichsam

den Geist des Mädchens, welches nur so geradehin elend zu machen er hieher gekommen war, ihn besänftigend anhauchen und er kommt sich selbst mit seinen Absichten von Verführung wie ein Verbrecher vor:

Wie atmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Armut welche Fülle!
In diesem Kerker welche Seligkeit! —
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geist
Der Füll' und Ordnung um mich säuseln,
Der mütterlich dich täglich unterweist,
Den Teppich auf den Tisch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuseln,
O liebe Hand! so göttergleich!
Die Hütte wird durch dich zum Himmelreich!

Und als er den Bettvorhang aufhebt, welcher das schneeweiße, jungfräuliche Lager verhüllt, ergreift ihn nicht wilde Sinnlichkeit, sondern eine fast überirdische Wonne durchrieselt ihn, welche von dem verbrecherischen Gedanken, mit welchem er hieher gekommen war, weit entfernt ist:

Hier lag das Kind, mit warmem Leben
Den zarten Busen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte sich das Götterbild.

Und dies Götterbild frevelhaft zu zerstören, bist du hieher gekommen! ruft er sich mit tiefer Beschämung zu:

Und du, was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willst du hier? Was wird das Herz dir schwer?
Armsel'ger Faust, ich kenne dich nicht mehr!
Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's, so g'rade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?

Die reinigende, heiligende Wirkung, welche ein holdes, unschuldiges Wesen auf ihre ganze Umgebung, auf alles, was sie mit reiner Hand berührt, ausübt, zeigt sich in voller Kraft. Der Mann, welcher sich zum Genossen des bösen Geistes gemacht hat, fühlt sie voll und ganz und er ist im Begriff, zerknirscht und beschämt die Stätte zu verlassen, welche er mit so sündhaften, verderblichen Gedanken betreten hatte. Da naht der Versucher wieder. Mephistopheles kehrt zurück und bringt in einem Kästchen einen kostbaren Schmuck mit, welcher Gretchens Augen blenden und das Werk der Verführung beginnen soll. Faust, in seiner jetzigen Stimmung, will nichts mehr davon wissen, denselben zurückzulassen, über welche Gewissenhaftigkeit der teuflische Gefährte wie über einen Rückfall in jene Zeit, da jener noch als gelehrter Doktor im Dienste der beiden Damen Physika und Metaphysika stand, bitter spottet, und dann dem Streite ein rasches Ende macht, indem er das Kästchen mit dem Schmuck in den Schrank stellt, denselben schließt und Faust gewaltsam mit sich fortzieht. Gretchen kommt von dem Besuch von der Nachbarin zurück. Das ahnungsvolle, bange Gefühl, welches sie später nach ihrer Bekanntschaft mit Faust immer in Gegenwart seines Begleiters ergreift, bedrückt sie schon jetzt, da derselbe in ihrer Abwesenheit ihre Schwelle überschritten hat. Sie fühlt sich bedrückt, ein Schauer durchfährt sie, sie wünscht die Mutter zurück, welche wahrscheinlich, nach dem, was wir später von ihr hören, in der Kirche oder im Beichtstuhl ist. Sie kämpft das ängstliche Gefühl nieder, indem sie, während sie sich auskleidet, das Lied vom König von Thule singt, welches die selbst den Tod überwindende Liebe eines treuen Herzens darstellt und welches nach Düntzer in seiner ursprünglichen Form folgendermaßen lautete:

Es war ein König von Thule,
Ein' goldnen Becher er hätt
Empfangen von seiner Buhle
Auf ihrem Todesbett.

Und als er kam zu sterben,
Zählt er sein' Städt' und Reich,
Gönnt alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Da saß der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.

Den Becher thät er lieben,
Trank draus bei jedem Schmaus,
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus,

Am hohen Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Im alten Vätersaale
Auf seinem Schloß am Meer,

Er sah ihn sinken und trinken
Und stürzen tief in's Meer,
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank keinen Tropfen mehr.

Sie findet dann in dem Schrank das kostbare Kästchen. Sie ist außerordentlich überrascht und kann sich gar nicht erklären, wie es dahin gekommen ist. Sie vermutet endlich, daß es ein Pfand sein könne, auf welches ihre Mutter ein Darlehen gegeben habe. Wir haben schon oben gesehen, daß dieses holde, unschuldige Wesen bei alledem nicht ganz frei von den Schwächen ihres Geschlechtes ist. Eine ähnliche Neugierde, wie die, welche sie zu der schon für ihre Seelenruhe gefährlichen Beschäftigung mit dem Fremden führte, dessen keckes Benehmen auf dem Kirchgang ihr entgegengetreten war, treibt sie jetzt an, das Kästchen mit dem, zur Versuchung geeignet, daran hängenden Schlüsselchen zu öffnen, und dann, da es geöffnet ist, da alle die darin enthaltenen Schätze offen vor ihren Augen liegen, dann tritt eine andere Eigenschaft des weiblichen Charakters, das Gefallen an Putz und glänzendem Schmuck in Wirksamkeit, und aus ihrem Herzen steigt ein leiser Seufzer auf, daß ihre Armut es ihr verbietet, auch nur den kleinsten Teil dieses Schmuckes, welcher einer Fürstin würdig wäre, zu besitzen und zu tragen:

Ein Schmuck! Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchsten Feiertage geh'n.
Wie sollte mir die Kette steh'n?

Wem mag die Herrlichkeit gehören?
Wenn nur die Ohrring' meine wären!
Man sieht doch gleich ganz anders drein,
Was hilft euch Schönheit, junges Blut?
Das ist wohl alles schön und gut,
Allein man läßt's auch alles sein;
Man lobt euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drängt
Am Golde hängt,
Doch Alles. Ach wir Armen!

Zwei gefährliche Regungen sind in Gretchens Herzen erwacht, das unwillkürliche Gefallen an einem fremden Mann, welchem sie wegen seiner Ungebühr gegen sie zürnen sollte, und die Sehnsucht nach einem glänzenden Schmuck, welcher ihr zufällig vor die Augen kommt. Zwar ist dieses Gretchen kein Mädchen, welches seine Ehre für den glänzendsten Schmuck der Welt verkaufen würde, aber ihre Leidenschaft ist erregt, ihre Phantasie beschäftigt sich, nachdem ihre Mutter, wie es scheint, eine brave, einfache, etwas bigotte und abergläubische Frau, von dem Schmuck nichts hat wissen wollen und ihn der heiligen Kirche geopfert hat, in einem fort mit demselben, wie Mephistopheles spöttisch Faust berichtet, und noch mehr mit dem, der ihn gespendet, in welchem sie gewiß mit dem Instinkt, welcher noch so unschuldigen Mädchen in diesen Dingen eigen ist, den schönen, kecken, vornehmen Herrn von der Straße ahnt. Sie findet den von Mephistopheles auf Fausts Verlangen gebrachten zweiten noch kostbareren Schmuck. Jetzt ist Gretchen schon auf einem sehr bedenklichen Wege. Es kommt ihr schon ganz natürlich vor, daß sie aus dem neuen Schmuck vor der Mutter ein Geheimnis macht, denn diese würde ihn gewiß wieder zu dem Geistlichen forttragen, und das wäre doch gar zu schade um alle die Herrlichkeit! Sie eilt mit dem Schatze zu der Nachbarin, Frau Martha Schwerdtlein, allerdings der gefährlichsten Ratgeberin für ein junges Mädchen in Gretchens Lage, einem Weibe, dessen niedrige, gemeine Gesinnung sich schon in den wenigen Versen deutlich malt, welche sie spricht, ehe Gretchen, bebend vor Aufregung mit dem zweiten Schmuck bei ihr eintritt. Sie macht ihrem Manne Vorwürfe, daß

er sie allein auf dem Stroh zurückgelassen habe und in die weite Welt hinausgegangen sei, sie weint und spricht von ihrer Liebe zu dem entwichenen und jetzt vielleicht verstorbenen Manne, um dann in den charakteristischen Stoßseufzer auszubrechen, welcher zeigt, daß sie sich nicht einen Augenblick bedenken würde, das Spiel, in welchem sie einmal Verliererin gewesen zu sein scheint, mit einem zweiten Teilnehmer sofort wieder zu wagen: „Hätt' ich nur einen Totenschein!" Aber wie kommt ein Mädchen wie Gretchen zu einer so vertrauten Bekanntschaft mit einem solchen Weibe, welches Mephistopheles „wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen" nennt? Dazu haben wohl verschiedene Gründe mitgewirkt. Zuerst wird wohl Gretchen Mitleid mit der armen, von ihrem Manne in der Not verlassenen Frau gefühlt und sie aus den Mitteln ihrer Wirtschaft, welche nach der Schilderung, die sie später Faust von derselben macht, keine reiche, aber doch ausreichende waren, unterstützt haben; Frau Martha, von Grund ihrer Seele aus eigennützig, niedrig denkend, selbstsüchtig, nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht, gleichviel ob derselbe auf Kosten anderer erworben wird, aber äußerlich für ihre Jahre noch das, was man gut konserviert nennt, und gewiß nicht abschreckend, sondern erträglich hübsch, hat sicher alles gethan, um das Gemüt des unerfahrenen jungen Dings, welches keine Ahnung hat, mit welch gefährlicher Person sie es zu thun hat, für sich einzunehmen, und es ist ihr gelungen, mit der dunklen Ahnung, aus der Schönheit und Unerfahrenheit des Mädchens einmal Vorteil für sich ziehen zu können. Gretchen, welche von jedem anderen Umgang fern gehalten wird, vertraut ihr ganz und gar, und so kommt sie denn auch jetzt atemlos vor Aufregung zu ihr gelaufen und zeigt ihr den zweiten wunderbaren Schmuck. Der Rat, den sie erteilt, ist denn auch der echte verderbliche, wie die geborene Kupplerin ihn einem mit dem Weltgang unbekannten Mädchen erteilen kann. Lüge, Geheimnis vor der Mutter, Hingabe an die Eitelkeit, welche schon so viele zu Grunde gerichtet hat, ist der Inhalt desselben, zuerst gleich: „Das muß sie nicht der Mutter sagen, thät's wieder gleich zur Beichte tragen" und dann, wenn Gretchen jammert, daß sie alle die Herrlichkeiten weder in der Kirche, noch auf der Straße tragen darf:

Komm' du nur oft zu mir herüber,
Und leg' den Schmuck hier heimlich an;
Spazier' ein Stündchen lang dem Spiegelglas vorüber,
Wir haben uns're Freude d'ran;
Und dann giebt's einen Anlaß, giebt's ein Fest,
Wo man's so nach und nach den Leuten sehen läßt.
Ein Kettchen erst, die Perle dann in's Ohr;
Die Mutter sieht's wohl nicht, man macht ihr auch was vor!

Während Gretchen noch halb unentschlossen, mit einem Teil der Kostbarkeiten geschmückt, vor dem Spiegel steht, klopft es plötzlich an die Thüre. Sie fürchtet, es könnte ihre Mutter sein. Wohl ihr, wenn sie es wäre und noch einmal der gefährlichen Versuchung in den Weg träte! Aber es ist nicht die Mutter, es ist Gretchens Verhängnis, welches an die Thüre pocht, es ist Mephisto. Der Böse erkennt diejenigen, welche bereit und geeignet sind, ihm zu dienen, er hat Frau Schwerdtlein schon längst als eine geschickte und geneigte Vermittlerin des Bösen erkannt, das zeigt die Charakteristik, welche er seinem Begleiter von ihr gegeben hat, und so versucht er denn durch ihre Dazwischenkunft auf Fausts dringendes Verlangen die Bekanntschaft desselben mit Gretchen herbeizuführen. Auf eine Lüge kommt es dem Lügengeist dabei natürlich nicht an. Als er Gretchen erblickt, welche den Schmuck noch nicht wieder abgelegt hat, wendet der Teufel dasselbe Mittel ihr gegenüber an, wie Martha; sie sind eben beide von demselben Stamm. Er schmeichelt ihrer Eitelkeit durch die Anrede „Fräulein“ und als sie ihm erwidert, daß der Schmuck, welcher allein ihr das Aussehen einer vornehmen Dame gebe, nicht ihr Eigentum sei, versichert er ihr, nicht der Schmuck allein, sondern ihr ganzes Wesen mache den Eindruck des Adels und der Vornehmheit. Scheinbar wendet er sich zum Gehen, um später wieder zu kommen, wenn Martha allein und unbeschäftigt wäre, aber diese, wie er wohl vorausgesehen hatte, durch den Besuch des ansehnlichen, scheinbar vornehmen, jedenfalls interessanten Fremden lebhaft erregt und gespannt, was er ihr wohl bringen möchte, läßt ihn nicht fortgehen, und so bringt er denn die Nachricht von dem angeblichen Tode ihres Mannes in grotesk satirischer Weise vor:



Ich wollt' ich hätt' eine frohere Mähr!
Ich hoffe, Sie läßt mich's d'rum nicht büßen,
Ihr Mann ist tot und läßt Euch grüßen.

Das Benehmen Marthas nach dieser Todesnachricht, welche sie doch für wahr halten muß, zeigt wieder die ganze Niedrigkeit und Gemeinheit ihrer Sinnesart in ihrem vollen Umfang. Zuerst bricht sie in laute Klagen aus, als ob sie einen heiß geliebten Gatten verloren hätte, so daß Gretchen, von tiefem Mitleid ergriffen, sie zu trösten sucht und ausspricht, daß sie selbst nie lieben möchte, weil sie der Verlust zu Tode betrüben würde. Der Ausdruck ihres Schmerzes wird aber schon ein beträchtlich schwächerer, als sie hört, daß der Fremde auch nicht die geringste Kleinigkeit von ihrem verstorbenen Gatten ihr mitzubringen habe:

Was, nicht ein Schaustück, kein Geschmeid?
Was jeder Handwerksbursch im Grund des Säckels spart,
Zum Angedenken aufbewahrt,
Und lieber hungert, lieber bettelt!

Das weiche Herz Gretchens beklagt das allgemeine Unglück der Menschen und sie gelobt in ihrem Mitleid mit Marthas Schmerz, von welcher sie auch voraussetzt, daß sie für sein Seelenheil besorgt ist, manches Gebet für ihn sprechen zu wollen. Auf Mephistopheles Schmeichelei, daß sie ein liebenswürdig Kind sei und wert in den Stand der Ehe zu treten, erwidert sie abweisend, daß dies jetzt noch nicht angehe, und als er dann, dem eigentlichen Zwecke seines Besuchs näher zu kommen, ihr den Rat giebt, sich einstweilen in Ermanglung eines Gatten einen Liebhaber beizulegen, weist sie auch das zurück, weil dies im Lande nicht Brauch sei. Mit unverkennbarem Spotte beantwortet Mephistopheles die weiteren dringenden Fragen Marthas nach den letzten Augenblicken ihres Mannes. Er berichtet, daß er an seinem Sterbebette von halb verfaultem Stroh gestanden, daß jener als Christ gestorben sei und sein Benehmen gegen sein Weib, für welches er wohl noch ein schlimmeres Schicksal verdient hätte, lebhaft bereut und nur noch den einen Wunsch äußerte, daß die Gekränkte ihm noch in diesem Leben verzeihen möchte. Auf Marthas Versicherung, daß sie ihm längst vergeben

habe, reizt Mephistopheles ihren Zorn durch die Mitteilung, jener habe trotz seiner Reue behauptet, sie habe größere Schuld gehabt, als er, was sie mit Heftigkeit für eine Lüge erklärt und als er ihr nun gar in satirischer Weise andeutet, ihr Mann habe in Neapel alles, was er erworben hatte, mit einer schönen Dame verschleudert, spricht sie ihren Zorn in heftigen Worten aus, um gleich darauf, als Mephistopheles es ihr nahe legt, sich nach einem Ersatz für den Verstorbenen umzusehen, in widerlicher Koketterie seine trefflichen Eigenschaften lobt und seine Laster, die fremden Weiber, den fremden Wein, und das verfluchte Würfelspiel nur als kleine Schwächen hinstellt. Der teuflische Besucher versichert ihr, wenn sie so nachsichtig wäre, würde er selbst noch mit ihr den Ring wechseln, macht sich aber dann rasch davon, weil die Alte ihr „O es beliebt dem Herrn zu scherzen“ offenbar mit einem Mienenspiel ausspricht, daß man ihr ansieht, sie werde selbst den Teufel beim Wort halten, wenn es sich um eine zweite Heirat handelt. Um aber eine solche zu ermöglichen, muß sie den Tod des ersten Gatten beweisen können und sie bittet ihn daher, ihr ein Zeugnis zu verschaffen.

Wo, wie und wann mein Schatz gestorben und begraben.
Ich bin von je der Ordnung Freund gewesen,
Möcht' ihn auch tot im Wochenblättchen lesen.

Er verspricht ihr, durch sein und eines Freundes Zeugnis die Thatsache vor Gericht genügend festzustellen; er werde den anderen, welchen er als einen „feinen Gesellen“, einen „braven Knaben“ rühmt, der „Fräuleins alle Höflichkeiten“ erweist, am Abend mitbringen und hofft, daß auch Gretchen da sein werde. Gretchen, wohl schon ahnend, daß es sich um den vornehmen Herrn vom Kirchgang handelt, will ablehnen und sagt schüchtern: „Müßte vor dem Herrn schamrot werden!“ Mit den Worten: „Vor keinem Könige auf Erden“ stachelt Mephisto ihre schon vorher aufgeregte Eitelkeit, und Martha, welche sofort das Versprechen giebt, daß beide am Abend im Garten auf die beiden Herrn warten würden, wird sie leicht dazu bestimmen, ihr Wort einzulösen. Gretchen macht den zweiten Schritt auf dem gefährlichen Wege, zu der Verheimlichung des zweiten Schmucks vor der Mutter kommt jetzt das

heimliche Zusammentreffen mit dem fremden Herrn unter so zweifelhaftem Schutz, wie Frau Martha Schwerdtlein. — Wir werden zu diesem Stelldichein erst geführt, da die geschäftliche Angelegenheit, welche den Vorwand zu demselben abgegeben hat, die Bekundung des Todes des Gatten Marthas, schon geordnet ist.

Die so verschiedenen Paare ergehen sich, schon von einander getrennt, im Garten und geben uns dreimal Gelegenheit, ihrem Gespräche zu lauschen. Der ausgesprochenste Gegensatz tritt uns zwischen diesen beiden Gesprächen entgegen. Während Gretchen in holdem Geplauder, unbewußt ihres eigenen Reizes und gerade deshalb einen um so zauberhafteren Eindruck machend, ahnungslos, daß der Mann, der ihr von Liebe spricht, böse Absichten gegen ihre Unschuld haben könne, ihr ganzes unschuldiges, reines Herz enthüllt und aus jedem ihrer Worte das Gefühl der beseligenden ersten Liebe hervorbricht, setzt auf der anderen Seite die mannsüchtige Martha ihrem Begleiter in einer Weise zu, daß dieser ihr und ihren immer deutlicher werdenden verliebten Absichten und Anträgen nur mit Aufwendung aller seiner teuflischen Schlauheit und Gewandtheit ausweichen kann. Bescheiden erklärt Gretchen, wohl einzusehen, daß der fremde, welterfahrene Mann sie nur schont, und daß er unmöglich an ihrem armen Gespräch Unterhaltung finden kann. Aber der liebeglühende Faust versichert ihr, daß ein Blick, ein Wort von ihr, mehr unterhalte als alle Weisheit dieser Welt. Sie will nicht dulden, daß er ihre Hand küsse, welche durch die strenge Arbeit, die ihr von der gar zu genauen Mutter auferlegt wurde, garstig und rauh geworden sei. Unterdessen geht die Alte geradezu auf ihr Ziel los, sich in dem reisenden Herrn, welcher ihr die Nachricht von dem Tode ihres ersten Gatten gebracht hatte, den zweiten zu gewinnen, wozu dieser ihr durch seine Äußerung, daß man mit vielem Schmerz manchen Ort verlasse, wo man doch nun einmal nicht bleiben dürfe, Hoffnung erregt hat. Das stete freie Streifen durch die Welt, giebt sie ihm zu bedenken, das thut wohl gut, solange die raschen Jahre dauern, aber die böse Zeit des Alters kommt heran und es hat noch niemand wohl gethan, sich als Hagestolz allein zum Grabe zu schleifen, und als Mephisto mit komischem Ernst zugesteht: Mit Grausen sah' ich das von

weitem!“ rückt sie ihm mit der derben, direkten Anspielung zu Leibe, er solle sich daher beraten, solange es Zeit sei. Das jüngere Paar hat indessen ihr Gespräch fortgesetzt. Gretchen fährt fort, die Schmeicheleien Fausts nur für eine Wirkung seiner Höflichkeit zu erklären; es werde, meint sie, auch bei ihm heißen: „Aus dem Auge, aus dem Sinn!“ Er habe so viele Freunde, die verständiger sind als sie. Er aber, entzückt von ihrer Bescheidenheit und unbewußten, liebenswürdigen Natürlichkeit, erhebt mit begeisterten Worten Einfalt und Unschuld, die ihren eigenen Wert nicht kennen, Demut und Niedrigkeit als die höchsten Gaben der liebevoll austeilenden Natur. Sie unterbricht seine begeisterte Rede, aber, indem sie noch immer die Aufrichtigkeit seiner Liebesversicherungen zu bezweifeln vorgiebt, bricht schon aus ihrem keuschen Herzen das erste, unwillkürliche Liebesgeständnis mit der Versicherung hervor, daß, wenn er an sie nur ein Augenblickchen denken werde, sie Zeit genug haben werde, an ihn zu denken. Daran anknüpfend, fragt Faust sie, ob sie viel allein sei, und nun schildert ihm das liebliche Kind in harmlosem, vertraulichem Geplauder ihre Wirtschaft, ihr Familienleben, ihre kleinen und großen Sorgen und Mühen, die ganze kleine Welt, in welcher sie bis jetzt gelebt hat. Die Wirtschaft ist nur klein und doch erfordert sie, da sie keine Dienstmagd halten, viele und saure Arbeit, sie muß kochen, fegen, stricken, nähen, laufen früh und spät, und ihre Mutter nimmt es in allen Dingen sehr strenge und genau, nicht etwa, weil die Not sie dazu zwingt, sie könnten sich viel leichter als andere regen; ihr Vater hat ihnen ein hübsches Vermögen hinterlassen mit einem Häuschen und einem Gärtchen vor der Stadt. Jetzt freilich hat sie ruhigere Tage, ihr Bruder ist Soldat, ihr Schwesterchen ist tot. Mit rührender, tief ergreifender Zärtlichkeit denkt sie des verstorbenen Kindes, welches ihr zwar recht viel Plage gemacht hat, das sie aber so innig lieb hatte, daß sie gerne alle Not und Beschwerde noch einmal übernehmen würde, wenn sie es nur lebend im Arme hielte. Sie hat es allein aufgezogen und es erwiderte herzlich ihre Liebe. Die Mutter, welche dieses Kind nach dem Tode ihres Gatten geboren hatte, war tötlich krank, schon fast aufgegeben und erholte sich nur sehr langsam, so daß sie nicht daran denken konnte, das Kind selbst zu

tränken. So hat sie es ganz allein mit Milch und Wasser aufgezogen.

> Auf meinem Arm, in meinem Schoß
> War's freundlich, zappelte, ward groß.

Aber es gab dabei manche schwere Stunden, sie hatte die Wiege des Kleinen bei der Nacht neben ihrem Bette stehen, und, wenn es sich nur regte, war sie erwacht und bei ihm; bald mußte sie es tränken, bald es zu sich legen, und wenn es gar nicht ruhen wollte, mußte sie mit ihm in der Kammer auf und niedergehen, und schon in aller Frühe die Arbeit am Waschtrog, in der Küche und auf dem Markte besorgen, und so ging es alle Tage ununterbrochen fort. „Da geht's, mein Herr, nicht immer mutig zu, doch schmeckt dafür das Essen, schmeckt die Ruh." Und dieses Mädchen, welches die höchste, heiligste Mission der Frau, die mütterliche Pflege des Kindes, mit solcher Liebe, mit solchem Opfermut an ihrem kleinen Schwesterchen erfüllt, wird in der Verzweiflung, in welche sie der Mann stürzt, welcher jetzt wonneberauscht auf ihr harmloses Geplauder lauscht, zur Mörderin ihres eigenen Kindes! Während Faust immer unauflöslicher durch die Bande der Liebe an das holde Geschöpf gefesselt wird, welches vertrauensvoll mit ihm plaudert, setzt die heiratsgierige Martha in grotesk aufdringlicher Weise ihre Angriffe auf das Herz und das Hagestolzentum des Mephistopheles fort, welcher sich in höchst ergötzlicher Weise ihr immer wieder, glatt wie ein Aal, entwindet, so daß sie zuletzt in komischer Verzweiflung mit den Worten: „Ach, ihr versteht mich nicht," das Spiel verloren geben muß, worauf Mephistopheles mit gravitätischem und darum nur um so drolliger wirkendem Ernst erwidert: „Das thut mir herzlich leid! Doch ich versteh' — daß ihr sehr gütig seid!" — Das junge Paar erscheint wieder; ihre Vertraulichkeit hat unterdessen große Fortschritte gemacht; sie gehen nicht mehr nebeneinander, sondern Arm in Arm, schon fest aneinandergeschmiegt. Auf seine Frage, ob sie ihn bei seinem Eintreten in den Garten sofort wiedererkannt habe, antwortet sie, er habe ja sehen können, wie sie die Augen niedergeschlagen habe. Weiter von ihm gefragt, ob sie ihm die Frechheit, welche er gewagt, als sie aus der Kirche gegangen war, verziehen habe, schildert sie die Stimmung, in welche

sie durch das ihr noch nie vorgekommene Begegnis versetzt worden war. Hat denn dieser Herr, so dachte sie, in deinem Betragen etwas Freches, Unanständiges gesehen, daß er mit dir wie mit einer Dirne geradehin handeln zu können glaubte. Aber sie gesteht naiv, daß trotz diesem Gefühl es in ihrem Herzen sich schon zu seinem Vorteil zu regen anfing, daß sie recht böse auf sich war, weil sie auf ihn nicht böser werden konnte. Sie verläßt seinen Arm, um das im Volksglauben eine so große Rolle spielende Blumenorakel durch Abpflücken einer Sternblume zu befragen, wobei sie die Worte „Er liebt mich — liebt mich nicht“ abwechselnd murmelt. Das letzte Blatt giebt die beseligende Antwort: Er liebt dich! Faust, aufs tiefste von dieser Naivetät des unschuldigsten Kinderglaubens ergriffen, überflutet von der Seligkeit des Glücks, welches auch ihm durch diesen von der Blume verkündeten Schicksalsspruch geworden ist, richtet an sie in herzlichster Bewegung die Frage: „Verstehst du, was das heißt: Er liebt dich!“ Er erfaßt ihre beiden Hände, ein Schauer überläuft sie; er versucht, dem, was eigentlich nicht ausgedrückt werden kann, einen Ausdruck zu geben und spricht in heißer Erregung stammelnd:

O schaudre nicht! Laß diesen Blick,
Laß diesen Händedruck dir sagen
Was unaussprechlich ist,
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig sein muß!
Ewig! Ihr Ende würde Verzweiflung sein.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

Diese in der höchsten Glut der Liebesschwärmerei ausgesprochenen Worte werden zu einer furchtbaren Prophezeihung. Ja, das Ende war Verzweiflung, mußte Verzweiflung sein, weil Faust auf der Bahn, welche er betreten hat und in der Gesellschaft, in der er sich befindet, in der höheren und reineren Auffassung der Liebe, welche ihm seit dem Besuch in Gretchens Zimmer aufgegangen ist, nicht beharren kann und über kurz und lang der nicht einzudämmende Strom der Sinnlichkeit über ihn sich ergießen muß, um auch das unschuldige Wesen zu ergreifen und zu vernichten, welches jetzt, unfähig zu reden, ihm durch einen Händedruck zu erkennen

[redacted]

giebt, daß es ganz sein eigen ist, in demselben Augenblick aber, von seinen Gefühlen überwältigt, davoneilt, und dann, von Faust in einem Gartenhäuschen eingeholt, in voller Hingebung der ersten, vertrauenden, keuschen Liebe seinen Kuß erwidert und das süße Geständnis ausspricht: „Bester Mann, von Herzen lieb' ich dich!“

Jetzt macht Martha, welcher alle Angriffe auf das spröde Herz ihres Begleiters abgeschlagen worden sind, noch einen letzten verzweifelten Versuch, indem sie in angenommener züchtiger Angst, sich auf die üblen Zungen in der Nachbarschaft berufend, die Herren zu rascher Entfernung auffordert, hoffend, vielleicht dadurch gerade zum längeren Bleiben zu reizen. Aber auch dies mißlingt. Mephistopheles ist froh, die aufdringliche Alte loszuwerden und geht gerne. Faust muß sich, wenn auch ungern, von Gretchen trennen, welche seine Begleitung mit Berufung auf ihre Mutter, welche ihr zürnen würde, ablehnt, die aber mit einem herzlichen „Auf baldig Wiedersehen!“ von ihm Abschied nimmt und, allein geblieben in rührender Bescheidenheit zu sich selbst spricht:

Du lieber Gott, was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da,
Und sag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't.

Zwei Elemente führen in Fausts Innern einen heftigen Kampf. Jene edle Regung, welche der Besuch in Gretchens Zimmer in seiner Brust hervorgerufen, hat durch das nähere Bekanntwerden mit der holden Jungfrau, durch das beseligende Glück einer reinen, edlen Liebe, welches ihm aus ihren Augen entgegenstrahlt, erhöhte Kraft gewonnen. Aber von Zeit zu Zeit bäumt sich in ihm die alte leidenschaftliche, sinnliche Gier gewaltig auf, und die Furcht ergreift ihn, daß sie ungestüm genug werden könnte, jene gute Regung zu zerstören, daß er, übermächtig von ihr ergriffen, mit rauher Hand den Seelenfrieden, das Glück der Geliebten frevelhaft zerstören möchte. Um dieser Gefahr zu entgehen, flieht er die süße Gegenwart der Geliebten und zieht sich in die tiefe Waldeinsamkeit zurück, wo er im Vollgenuß der Natur und ihrer Wunder und

Geheimnisse Seelenruhe und das Gleichgewicht seines aufgeregten Innern wiederzugewinnen hofft. Es mag hier, wie so oft in Goethes Dichtungen, gestattet sein, an eine Situation aus des Dichters eigenem Leben zu erinnern, welche mit dieser dichterisch dargestellten eine innere Verwandtschaft zu haben scheint. Als das Verhältnis zu Gretchen mit so grausamer Hand zerrissen worden war, suchte Goethe, nachdem er die schwere Krankheit, in welche ihn die furchtbare seelische Aufregung gestürzt hatte, überwunden, wie Faust, Ruhe und Seelenfrieden im vertrauten Umgang mit der Natur, in Flur und namentlich in schöner, einsamer Waldgegend. In „Wahrheit und Dichtung“ beschreibt er selbst eine solche Waldeinsamkeit, welche der Dekorationsangabe vor dem Monologe „Wald und Höhle“ zu entsprechen scheint. „Indem ich die einförmigen Fichten floh, suchte ich jene schönen belaubten Haine, die sich zwar nicht weit und breit in der Gegend erstrecken, aber doch immer von solchem Umfange sind, daß ein armes verwundetes Herz sich darin verbergen kann. In der größten Tiefe des Waldes hatte ich mir einen ernsten Platz ausgesucht, wo die ältesten Eichen und Buchen einen herrlich großen, beschatteten Raum bildeten. Etwas abhängig war der Boden und machte das Verdienst der alten Stämme um desto bemerksamer. Rings um diesen freien Kreis schlossen sich die dichtesten Gebüsche, aus denen bemooste Felsen mächtig und würdig hervorblickten und einem wasserreichen Bach einen raschen Fall verschafften.“ Aber der böse Geselle, welcher ihm zur Strafe für sein vermessenes Übermaß an die Seite gestellt ist, mißgönnt ihm diese Ruhe und diesen reinen Naturgenuß, durch welche das Werk des sittlichen Verderbens, welches er an ihm vollbringen will, aufgehalten wird. Er sucht ihn auf und überhäuft ihn mit dem bittersten Spotte über diese neue Grille, „sich in Höhlen, Felsenritzen wie ein Schuhu zu versitzen, aus dumpfem Moos und triefendem Gestein, wie eine Kröte Nahrung einzuschlürfen.“ Er wendet sich an den schwächsten Punkt in Fausts Innern; er malt ihm mit höllischer Geschicklichkeit aus, wie elend er schon durch seine Entfernung die Geliebte gemacht habe; er schildert ihm, wie sein Liebchen da drinnen sitzt, wie alles ihr enge und trübe wird und wie sie ihn übermächtig lieb hat; seine Liebeswut sei zuerst übergeflossen, wie

ein Bächlein vom geschmolzenen Schnee; jetzt nachdem er diese Glut in ihr Herz gegossen, sei sein Bächlein wieder seicht; besser, als in Wäldern zu thronen, stände es dem großen Herrn, das arme, affenjunge Blut für seine Liebe zu belohnen. Die Zeit wird ihr erbärmlich lang; sie steht am Fenster, sieht die Wolken ziehen über die alte Stadtmauer hin. Wenn ich ein Vöglein wär'! *) so geht ihr Gesang Tage lang, halbe Nächte lang. Einmal ist sie munter, meist betrübt, einmal recht ausgeweint, dann wieder ruhig, wie's scheint, und immer verliebt." Mephistopheles hat den Hebel am rechten Orte eingesetzt; Faust fühlt, daß er nicht imstande ist, den Bildern zu widerstehen, welche der Böse, den er mit dem Zuruf „Schlange" kurz, aber deutlich erkennbar, als den Erzversucher charakterisiert, vor seinen Augen entwirft und dadurch die Begier nach dem süßen Leib des schönen Weibes vor seine halbverrückten Sinne bringt. Vergebens heißt er den Teufel, von ihm abzulassen, dieser fährt fort, mit bitteren Spottreden und lüsternen Bildern seine Sinnlichkeit zu reizen, um so seinen Zweck, Gretchens Verderben und mittelbar Fausts eigenen sittlichen Untergang zu er-

---

*) Das hier gemeinte Lied ist nach Düntzer das folgende aus „Des Knaben Wunderhorn":

Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flüglein hätt'
Flög' ich zu dir;
Weil es aber nicht kann sein,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir
Bin ich doch im Schlaf bei dir
Und red' mit dir;
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund' in der Nacht
Da mein Herze nicht erwacht
Und an dich gedenkt
Daß du mir vieltausendmal
Dein Herz geschenkt.

reichen. Er erreicht sein Ziel. Faust, obschon schmerzlich überzeugt, daß er auch im höchsten Liebesgenuß in Gretchens Armen keine vollständige Befriedigung seines Glücksbedürfnisses finden wird, weil die Qualen seines Gewissens wegen des dem Mädchen zugefügten Unheils ihm keine Ruhe lassen werden, kehrt doch zu ihr zurück, weil er ja doch auch durch seine Entfernung ihr für immer den Frieden geraubt hat, er kehrt zurück, trotz des Bewußtseins, daß seine zügellose Sinnlichkeit das noch unschuldige Wesen unwiederbringlich vernichten wird, mag daraus entstehen, was da wolle; der Fluch, den Faust über alle edleren Gefühle, über alles wahre Glück ausgesprochen hat, rächt sich an ihm selbst, die wilde, rohe Sinnlichkeit besiegt jede edle Regung, jeden Versuch, sein Herz einer höheren, reineren Liebe zu weihen. Alle diese widersprechenden Gefühle stürmt Faust in den wilden, leidenschaftlichen Versen aus:

Was ist die Himmelsfreud' in ihren Armen?
Laß mich an ihrer Brust erwarmen!
Fühl ich nicht immer ihre Not?
Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehauste?
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh?
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste
Begierig wütend nach dem Abgrund zu.
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfem Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben,
Du Hölle, mußtest dieses Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen!
Was muß geschehn, mag's gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zu Grunde gehn!

Der Würfel ist gefallen. Gretchens Schicksal ist entschieden. Das Bild, welches Mephistopheles mit höllischer Kunst von Gretchens Zustand nach Fausts Entfernung vor dessen Ohren entworfen

hat, war bis auf den letzten Zug der Wahrheit gemäß. Der Dichter führt sie uns in der Scene am Spinnrad selbst vor. Die Sehnsucht nach dem Entflohenen hat sie bis zum Wahnsinn aufgeregt. Ihr Monolog *) am Spinnrad mit der dreimal nicht ohne Absicht wiederholten Strophe:

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr!

enthüllt uns das ganze Elend dieses gequälten, von unbefriedigter Liebessehnsucht zerrissenen Herzens. Wo sie ihn nicht hat, ist ihr das Grab, die ganze Welt ist ihr vergällt; ihr armer Kopf ist ihr verrückt, ihr armer Sinn ist ihr zerstückt, nur nach ihm schaut sie zum Fenster hinaus, nur nach ihm geht sie aus dem Haus. Mit glühenden Farben malt ihre Phantasie ihr den geliebten, herrlichen Mann, welchen sie wachend und träumend vor den Augen zu haben glaubt. Sie sieht ihn stets vor sich mit seinem hohen Gang, seiner edlen Gestalt, mit dem Lächeln seines Mundes, mit der Gewalt seiner Augen, sie glaubt beständig, seiner Rede Zauberfluß zu vernehmen, seinen Händedruck, seinen Kuß zu fühlen; nach ihm drängt sich ihr Busen! Heiße Sehnsucht erfüllt sie, ihn zu fassen und ewig zu halten, um ihn zu küssen und an seinen Küssen zu vergehen. Unmittelbar an diese Scene, in welchen die Sehnsuchtsqual eines zerrissenen Herzens so rührend sich aushaucht, in welcher sich aber auch, der Unglücklichen, Unerfahrenen selbst unbewußt, eine sinnliche Glut offenbart, welche uns für ihr Schicksal, wenn Faust zurückkommt, zittern läßt, schließt sich jene Gartenscene, welche uns zeigt, daß Faust auch, nachdem er in das Leben des sinnlichen Genießens eingetreten ist, immer noch der Denker bleibt, welcher gelegentlich die höchsten Probleme der menschlichen Erkenntnis mit der alten Begeisterung erörtert. Aber ebenso, wie wir zwischen der Scene in der Hexenküche und der ersten Begegnung mit Gretchen vor der

*) Ich halte es fast für überflüssig, zu bemerken, daß die versuchte Auffassung, als ob dieser Monolog ein beim Spinnen gesungenes Lied sei, eine vollkommen widersinnige ist.

Kirche eine längere Zeit als verstrichen voraussetzen mußten, so müssen wir auch zwischen diesen beiden Scenen eine längere Zwischenzeit annehmen. Das Gespräch im Garten, in dessen Mitte der Dichter uns hineinführt, kann nicht bei der ersten Zusammenkunft nach Fausts Rückkehr stattfinden, dazu ist es, außer am Schluß, viel zu ruhig und leidenschaftslos; man erinnere sich an den Ton jenes ersten Gesprächs in Marthas Garten. Auch zeigen die Äußerungen Gretchens über den peinlichen, unheimlichen Eindruck, welchen es immer auf sie macht, ihn in der Gesellschaft des Mephistopheles zu sehen, mit Sicherheit darauf hin, daß dies wiederholt geschehen ist. Gretchen hat sich eben jetzt schon daran gewöhnt, die Mutter zu hintergehen und heimlich in den Garten zu kommen, um mit dem Geliebten zusammenzutreffen, welcher sich wohl über seine Entfernung, die ihr so schwere Qual bereitet hat, gerechtfertigt haben wird, und mit dem sie in heißer, ihr ganzes Wesen ausfüllenden Liebe verbunden ist. Aber noch ist sie rein, noch ist Mephistos höllische Absicht nicht erfüllt. Eine heilige Furcht erfüllt sie. Sie sieht den Geliebten nicht an den äußeren Zeremonien der Kirche teilnehmen, sie sieht ihn in einer Gesellschaft, welche ihr unheimlich erscheint, sie muß fürchten, daß ihm die religiösen Gefühle, in denen sie herangewachsen ist, und welche sie mit inniger, frommer Anhänglichkeit hegt, gleichgültig seien, daß sich hier ein Abgrund zwischen ihnen öffnen könne, und zitternd fragt sie ihn: Glaubst du an Gott? Die rührende, Gretchen uns in einem noch verklärteren Lichte zeigende Bedeutung dieser Frage spricht Faust in der folgenden Scene mit Mephistopheles aus, als dieser mit bitterem Spotte behauptet, die Frauen bedienten sich der Religion nur, um die Männer besser am Gängelband führen zu können:

Du Ungeheuer siehst nicht ein,
Wie diese treue, liebe Seele,
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein
Ihr seligmachend ist, sich heilig quäle,
Daß sie den liebsten Mann verloren halten soll!

Es ist nicht zweifelhaft, welches Versprechen Gretchen von ihrem Geliebten am Anfange dieser Scene verlangt; er soll ihr

geloben, sich von der offenbarten Religion nicht loszusagen. Auch Faust versteht sehr wohl, was das fromme Kind von ihm fordern will, und da er sehr wohl weiß, daß er dieser Bitte nicht in dem Sinne entsprechen kann, in welchem sie an ihn gestellt wird, antwortet er ihr zweifelhaft, daß er ihr gerne versprechen will, was er kann, das heißt, was er auch zu halten vermag. Gretchen, welcher es die höchste Angelegenheit ist, des Seelenheils ihres Geliebten sicher zu sein, kann sich mit dieser allgemeinen, in ihrem Sinne abweisenden Antwort nicht begnügen, sie rückt ihm näher und fragt ihn geradezu, wie er mit der Religion stehe, sie fürchtet, daß er, wenn er auch ein herzlich guter Mann sei, doch von derselben nicht viel halte. Jetzt antwortet Faust, direkt abweisend, indem er sie bittet, diesen Gesprächsgegenstand zu verlassen, aber er versucht, diese Abweisung zu mildern, indem er darauf hinweist, daß er ihr gut ist, und daß sie sich dessen bewußt sein muß, daß er bereit ist, für seine Lieben die höchsten Opfer zu bringen, und daß er niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben will. Aber diese gleichsam passive Religiosität kann der positiv gläubigen Jungfrau nicht genügen. „Das ist nicht recht," sagt sie, „man muß daran glauben!" Und auch, als sie, nun auf das einzelne eingehend, ihm vorwirft, daß er die heiligen Sakramente nicht ehre, und er kurz versichert, daß er sie ehrt, erklärt sie auch das für ungenügend; das Verlangen nach der eigenen Heiligung durch die Sakramente, die gläubige Teilnahme an Messe und Beichte sind erforderlich, und dieser hat er sich schon lange gleichgültig entzogen. Endlich folgt dann die entscheidende, alles in sich schließende Frage, welche sie in ängstlicher Spannung an den Geliebten ihrer Seele stellt: „Glaubst du an Gott?" Die Antwort Fausts ist das eigene Glaubensbekenntnis Goethes, welchem er offenbar noch in seinem höchsten Alter treu geblieben ist, wenn er in seinem achtzigsten Jahre zu Eckermann sagt: „Was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen? Wollte ich es mit hundert Namen nennen, so würde ich doch noch zu kurz kommen, und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nichts gesagt haben." — Er fragt sein ängstlich auf die entscheidende Antwort lauschendes Liebchen, wer denn sagen

dürfe, er glaube an Gott, und wenn man auch Priester und Weise frage, so scheine ihre Antwort nur Spott über den Frager zu sein. In herzlicher Sorge um das ewige Heil des Geliebten wiederholt sie die verhängnisvolle Frage, aber jetzt in einer Form, welche eine ihr trostlos klingende Antwort voraussetzt. „So glaubst du nicht?" fragt sie erbebend, und nun folgt jene Antwort, welche die deistische Religion Goethes bekennt, nach welcher das Wesen Gottes die ganze Welt durchdringt und in allem, im großen wie im kleinen enthalten ist und sich offenbart, und welche, wenn sie sich auch nicht zu der erhabensten Höhe der reinsten Gottesverehrung erhebt, doch auch von der toten Verstandesaufklärung sehr weit entfernt, und in welcher Raum für alle edlen Gefühle des Menschenherzens vorhanden ist. „Wer," fragt er, „darf Gott nennen und bekennen, er glaub' ihn, wer empfinden und sich unterwinden zu sagen, er glaub' ihn nicht? Der Allumfasser, der Allerhalter, faßt und erhält er denn nicht dich, mich, sich selbst? Wölbt sich der Himmel nicht da droben? Liegt die Erde nicht hierunten fest? Und steigen freundlich blickend ewige Sterne nicht herauf? Schau' ich nicht Aug' in Auge dir? Und drängt nicht alles nach Haupt und Herzen dir, und webt in ewigem Geheimnis unsichtbar, sichtbar neben dir? Erfüll davon dein Herz, so groß es ist, und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist, nenn' es dann wie du willst, nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott! Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist alles; Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut."

Gretchen erkennt wohl alles Edle und Schöne an, was in diesem erhabenen Gedanken liegt, sie meint, daß der Pfarrer, wenn auch mit anderen Worten, so ungefähr dasselbe sagt, aber es kann sie doch nicht befriedigen, denn es ist kein Christentum, und dann hat sie noch eine drückende Sorge, die Gesellschaft, in der sie ihn sieht, thut ihr weh, in tiefster, innerster Seele ist ihr der Mensch verhaßt, den er immer bei sich hat. Wir erinnern uns, daß sie schon in dem Augenblick, da er nur in ihrer Abwesenheit die Schwelle ihres Zimmers übertreten hatte, einen ahnungsvollen Schauder empfunden hat, und als sie ihn dann wirklich in ihrer Nähe gesehen, hat sein widriges Gesicht ihr einen Stich ins Herz

gegeben, wie sie ihn nie vorher im Leben empfunden hat; seine Gegenwart bewegt ihr das Blut, sie, die sonst allen Menschen gut ist, empfindet vor diesem Menschen ein heimliches Grauen, ebenso mächtig, wie die heiße Sehnsucht, welche sie zu Faust hinzieht, und sie hält ihn für einen Schelm. Mit rührender Liebenswürdigkeit und Gutmütigkeit fügt sie die fromme Bitte hinzu, Gott möge es ihr vergeben, wenn sie ihm Unrecht thut, aber, als Faust sie beruhigen will, zeigt sie in ihrer Antwort, daß ihr reines, ahnungsvolles Gemüt das teuflische Wesen des Genossen ihres Geliebten klar durchschaut hat. Sein Blick ist immer spöttisch und halb ergrimmt, man sieht ihm an, daß er an nichts rechten Anteil nimmt, daß er niemanden auf der Welt lieben kann, seine Gegenwart schnürt ihr das Innere zu, und, wenn er zu ihnen tritt, ist es ihr, als liebte sie Faust nicht mehr. Welch ein furchtbares Verhältnis zwischen diesem unheimlichen Menschen und Faust selbst besteht, kann sie natürlich nicht ahnen, und mit unschuldiger Naivetät meint sie, es müsse dieser dieselben Gefühle gegen denselben hegen. Das ist ja auch der Fall, aber Faust ist durch seine eigenen Frevel mit glühenden Ketten an ihn gefesselt und vermag auch gegen ihren Abscheu nur mit allgemeinen nichtssagenden Redensarten anzukämpfen und muß ihr stillschweigend ihre Bitte, sich von Mephistopheles zu trennen, abschlagen. Wenn nun Gretchen auch mit ihren Anliegen, die ihr so am Herzen lagen, von Faust, wenn auch freundlich, aber doch abgewiesen worden ist, zeigt doch das Folgende, daß sie schon ganz sein eigen ist. Ihr Verhängnis muß sich erfüllen. Die Zeit, welche ihr für das Zusammensein mit ihm zur Verfügung steht, ist verstrichen, sie muß nach Hause gehen, damit ihre Mutter nichts merkt, und will Abschied nehmen. Da spricht Faust die verhängnisvolle Frage aus, ob er denn nicht einmal ein Stündchen ruhig an ihrem Busen hängen und Brust an Brust und Seele an Seele drängen könne. Gretchens Antwort, daß sie ihm gerne, wenn sie allein schliefe, in der Nacht den Riegel offen ließe, daß aber ihre Mutter nicht tief schlafe und daß es ihr Tod wäre, wenn sie von dieser betroffen würden; diese Antwort, welche ihre sofortige Bereitwilligkeit zu einem so bedenklichen Schritte ausspricht, muß uns in dem Munde eines frommen, sittsamen Mädchens befremden.

Aber es liegt hier nicht etwa eine Leichtfertigkeit vor, welche bereit ist, die jungfräuliche Ehre hinzugeben. Wenn Faust in der letzten Scene in den Kerker tritt, wo das unglückliche Gretchen schmachtet, spricht er die Worte: „Ihr Verbrechen war ein guter Wahn.“ Diese Worte werfen ein deutliches Licht auf diese Stelle und auf Gretchens Verhalten. Sie kann den Gedanken nicht fassen, daß der Mann, welchem sie ihr reines, unschuldiges Herz geschenkt hat, den sie als den Inbegriff alles Guten und Schönen betrachtet, wenn sie auch zu ihrem Schmerze erfahren hat, daß es mit seiner Religiosität nicht so steht, wie sie es wohl wünschen möchte, daß dieser Mann etwas Böses gegen sie im Schilde führen und sie zu Grunde richten könnte. Dieser gute Wahn führt sie zum Verderben, ja zum Verbrechen. Faust bietet ihr ein Mittel, eine süße Stunde zu genießen, ohne Gefahr zu laufen, von der Mutter überrascht zu werden; er giebt ihr einen Trank, von welchem drei Tropfen, in den Trank der Mutter gethan, sie gefällig in einen tiefen Schlaf hüllen werden. Auf ihre ängstliche Frage, ob es der alten Frau auch nichts schaden werde, antwortet Faust mit dem für Gretchen unwiderleglichen Beweisgrunde, daß er es ihr doch sonst nicht raten würde. Wenn sich der Trank später dennoch als tödlich erweist, so ist nicht anzunehmen, daß Faust dieses Ende vorausgesehen, beabsichtigt und ihr mit Bewußtsein einen für das Leben der Mutter jedenfalls gefährlichen Trank gegeben hat; wir werden vielmehr annehmen müssen, daß Gretchen in dem Rausche ihrer Liebesschwärmerei ihrer Besonnenheit nicht ganz mächtig gewesen ist, eine zu starke Dosis des Schlaftrunks in den Trank der Mutter gemischt und so durch eine verhängnisvolle Fahrlässigkeit den Tod derselben herbeigeführt hat. Die ganze überwältigende Macht, die ganze unbegrenzte Hingebung ihrer Liebe legt sie in die letzten Worte, mit welcher sie die Gewährung des Wunsches ihres Geliebten ausspricht:

Seh' ich dich, bester Mann, nur an,
Weiß nicht, was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe schon so viel für dich gethan,
Daß mir zu thun fast nichts mehr übrig bleibt!

Die Unglückliche weiß nicht, daß das, was ihr zu thun noch übrig bleibt, das Verderben ist. In der Nacht wird sie, wie Mephi-

stopheles mit teuflischer Schadenfreude voraussagt, das Opfer der wilden, von keiner edleren Regung mehr in Schranken gehaltenen Sinnenglut Fausts. In gewaltiger dramatischer Steigerung führt uns der Dichter das Elend vor, welches über die Arme hereinbricht. Die Scene am Brunnen, das Gebet vor der Madonna und endlich die Scene der furchtbaren, überwältigenden Gewissensqual im Dom, zwischen welchen wir uns immer eine längere Zeit als verstrichen vorstellen müssen, geben ein Bild von erschütterndem Seelenleid, von trostloser Verzweiflung. Die vierte Scene dagegen, welche vor derjenigen im Dom eingeschoben ist, der Tod Valentins, paßt, wie Düntzer richtig bemerkt, so gewaltig sie auch an und für sich dramatisch wirkt, nicht zu den übrigen und es ergeben sich entschiedene Widersprüche zwischen dieser und den anderen Scenen. Es ist dies die Folge der stückweisen Entstehung der ganzen Tragödie, mit welcher sich Goethe einen großen Teil seines Lebens beschäftigt hat, indem er immer neue Stücke hinzufügte und einschob. Wir können dies hier nicht ausführlich erörtern, sondern müssen uns mit bloßen Andeutungen begnügen, bei welchen wir Düntzers Ausführungen zu Grunde legen. In der ersten dieser erschütternden Scenen, der Brunnenscene, finden wir Gretchen im Gespräche mit einem anderen Mädchen am Brunnen. Gretchen ist gefallen, aber ihre Schande ist noch aller Welt verborgen, nur sie selbst ist sich derselben bewußt. Tief schmerzlich muß sie es aber berühren, wenn das andere Mädchen vom Bärbelchen erzählt, welche ihr Liebhaber verführt und verlassen hat. Tief betroffen kann sie auf die Mitteilung nur mit einem halb unterdrückten Ach! antworten. Mit boshafter Schadenfreude erzählt das Mädchen, welche wahrscheinlich früher das Mädchen um den schmucken, wohlhabenden Liebhaber beneidet hat, wie die Verführte überall auf den Tanzplätzen die Erste sein mußte, wie ihr Liebhaber sie mit Pasteten und Wein traktierte, wie sie sogar ehrlos genug war, Geschenke von ihm anzunehmen. Gretchen, welche gleichsam ihr eigenes Urteil sprechen, ihr eigenes Schicksal erzählen hört, bedauert sich selbst, indem sie ihr Mitleid mit der Gefallenen in den Worten „das arme Ding!“ ausspricht. Aber die andere kennt kein Erbarmen. Sie erinnert sich noch mit Erbitterung daran, daß sie hatte am

Spinnen sitzen müssen und daß die Mutter sie nicht hinunter ließ, während jene auf der Thürbank und im dunkeln Gang mit dem Geliebten koste; da geschehe es ihr dann ganz recht, wenn sie im Büßerhemdchen Kirchenbuße thun müsse. Die Hoffnung, welche Gretchens einzige Rettung für die Zukunft ist, daß Faust ihre verlorene Ehre durch den Bund der Ehe wieder herstellen werde, spricht sie für die arme Gefallene aus, welche ihr Liebhaber gewiß zur Frau nehmen werde. Aber mit der ganzen Unbarmherzigkeit, welche man oft an Frauen, die auf ihre Tugend stolz sind, anderen gegenüber findet, welche sich nicht zu wahren wußten, erklärt Lieschen, daß dies von dem flinken Jungen eine Narrheit wäre, und fügt hinzu, daß er auch schon fortgegangen ist.

Mit bitterer Reue gedenkt Gretchen in ihrem kurzen Selbstgespräch, nachdem Lieschen sie verlassen hat, ihrer eigenen herben Strenge, mit welcher sie sonst ein armes Mädchen, welches sich einen Fehltritt zu Schulden kommen ließ, verurteilte. Ihr eigenes herzbrechendes Elend spricht sie im Gebet vor dem Madonnenbild in der „Zwinger“ bezeichneten Scene aus. Ich gestehe, daß dieses Gebet, in welchem sich verzweifelter Schmerz und tiefste Reue an die heilige Jungfrau wendet, deren Gnade allein sie vom äußersten Verderben retten kann, dem Verständnis im Zusammenhang mit den anderen Scenen und namentlich mit der Valentinsscene nicht geringe Schwierigkeiten bietet. Es drängen sich hier mehrere Fragen auf, welche kaum befriedigend beantwortet werden können. Was ist schon geschehen, wie weit ist Gretchens Unglück schon vorgeschritten in dem Augenblick, als sie dieses Gebet spricht, in welchem jedes Wort die höchste, vollkommene, hoffnungslose Verzweiflung ausdrückt? Ist die Mutter schon durch ihre Schuld gestorben? Hat Faust sie schon endgültig verlassen? Beide Fragen sind schwer zu beantworten, und doch wäre eine solche Beantwortung zu einer vollständigen Einsicht in den Zusammenhang sehr wesentlich. Was die letzte Frage betrifft, so müßten wir dieselbe nach einer Stelle in dem Gespräch Fausts mit Mephistopheles vor der Tötung Valentins mit nein beantworten, denn er fragt dort, ob der Teufel nicht ein Geschmeide, einen Ring bereit habe, um seine liebe Buhle damit zu zieren, da es ihm immer weh thue, ohne Geschenke zu

ihr zu gehen. Das setzt also eine längere Reihe von Besuchen Fausts bei Gretchen voraus, womit es auch übereinstimmt, wenn Valentin über die Stichelreden seiner Kameraden klagt, welche, um solche Äußerungen zu machen, doch diesen fortgesetzten Verkehr und wohl auch Gretchens Zustand bemerkt haben müssen. Dies ist nun aber sehr unnatürlich. Um dies anzunehmen, müßte man voraussetzen, daß Gretchen der Mutter wiederholt den Schlaftrunk gegeben habe, ohne daß es ihr schadete, daß aber endlich einmal die Dosis zu stark gewesen sei und das unglückliche Ende herbeigeführt habe. Aber wann soll diese Dosis gegeben worden sein? Offenbar nicht vor Valentins Tod, denn Faust kommt an jenem Abend mit der offenbaren Absicht, zu Gretchen zu gehen, weil er doch von Mephistopheles ein Geschenk für die Geliebte verlangt und wenn die Mutter schon vorher infolge des Schlaftrunkes gestorben wäre, so würde ihm doch Gretchen, wie wir sie auch nach ihrem Falle kennen, kein nächtliches Stelldichein gewähren. Nach Valentins Tode aber geht Faust sofort mit Mephistopheles zur Walpurgisnacht und sieht Gretchen erst als verurteilte Verbrecherin wieder. Dies ist also eine unauflösliche Schwierigkeit. Viel natürlicher erklärt sich der Zusammenhang, wenn wir annehmen, daß Faust nur einmal in jener Nacht, da ihre Unschuld verloren ging, bei Gretchen war, daß gleich der erste Schlaftrunk verderblich war und daß Faust sie gleich nach jener Nacht verlassen hat. Das erklärt den hohen Grad der Verzweiflung in dem Gebete an die Jungfrau, wenn ich auch gestehen muß, daß es Bedenken erregt, daß in diesem Gebete dieses Todes keine Erwähnung geschieht und daß auch in der Brunnenscene und in dem darauf folgenden Selbstgespräch nicht mit einem Worte darauf angespielt wird. Der Zusammenhang aber dieser drei Scenen erklärt sich so, wenn man von dieser doch weniger bedeutsamen Schwierigkeit absieht, am besten, wenn auch nicht ganz befriedigend. Übrigens ist der unnatürliche Tod der Mutter nicht notorisch geworden, denn bei dem späteren Kriminalverfahren gegen Gretchen ist nur von der Ermordung ihres Kindes und nicht von der fahrlässigen Tötung der Mutter die Rede. Wie stimmt aber dazu die Seene mit Valentin und das Gespräch Fausts und des Mephistos? Gar nicht, muß die Antwort auf

diese Frage lauten. Diese beiden Scenen stehen nur in einem erträglichen Zusammenhang mit den anderen, wie wir oben gezeigt haben, wenn ein wiederholter Verkehr Fausts im Hause Gretchens angenommen wird, was nicht möglich ist. Goethe hat eben diese Scenen, welche in dem zuerst veröffentlichten Fragmente fehlen, erst 1800 eingeschoben, wie Düntzer sagt, ohne zu bemerken, wie sehr er hiedurch die schöne Einheit störe und etwas ganz Ungehöriges hineinbringe. Die schneidenden Widersprüche mit den anderen Scenen liegen auf der Hand. Es ist nicht möglich, daß die Schande Gretchens schon so bekannt ist, wie der Monolog Valentins es annimmt, sonst würde Gretchen, welche, wie Lieschen es in der Brunnenscene dem anderen gefallenen Mädchen prophezeit, Kirchenbuße thun müssen, es nicht wagen, in die Kirche zu gehen, oder, wenn sie es wagen würde, hätte sie das Schlimmste zu fürchten. Es ist also auch nicht möglich, daß sich das Volk, wie der Dichter in dieser Scene annimmt, mit solchem Abscheu von der Gefallenen abwendet, wie denn auch Gretchen, da sie im Dom, der Qual erliegend, in Ohnmacht sinkt, noch auf die Teilnahme der Anderen rechnet, indem sie von der Nachbarin das Fläschchen verlangt. Es ist also mit diesen beiden Scenen ein störendes, fremdes Element in das Ganze hineingekommen, welches den Zusammenhang stört. Es wäre doch, möchte ich noch hinzufügen, ganz widersinnig, anzunehmen, daß Valentin, wenn er alles gewußt hätte, was er schon am Anfang dieser Scene weiß, nicht schon früher eingeschritten wäre, mit Martha Schwerdtlein nicht schon früher ein kräftiges Wort geredet und daß er gewartet hätte, bis er auf den Tod verwundet daliegt, um Gretchen ihr Vergehen vorzuhalten. Das ist eine psychologische Unmöglichkeit und die Scenen sind nach allen Seiten hin für den Zusammenhang nicht zu retten, welcher sich, wenn man sich dieselben fortdenkt, allerdings auch noch, wie wir gesehen haben, mit einigen Anständen, etwa in folgender Weise aufbaut: Faust hat in jener Nacht des ersten Stelldicheins Gretchens Tugend überwältigt und ist nicht wieder zu ihr zurückgekommen. Gretchens Mutter ist aus dem Schlummer, in welchen sie der Trank versenkt hat, nicht mehr erwacht. Gretchen, von dem Bewußtsein niedergedrückt, den Tod der Mutter verursacht zu haben, sieht sich von dem Geliebten ver-

lassen, wobei übrigens die Frage, wie sie sich zu ihm, da durch seinen Rat die Mutter gestorben ist, stellen wird, noch einige Schwierigkeit bereitet. Das Gespräch am Brunnen findet nicht zu lange nach ihrem Fall statt, zu einer Zeit, da sie die Folgen ihres Fehltritts schon fühlt, aber noch die Hoffnung hegen kann, daß der Geliebte wieder zu ihr zurückkehrt. Diese Hoffnung ist verschwunden, da sie das Gebet zu der heiligen Jungfrau spricht. Sie sieht nur Elend und Schande vor sich, sie ist in äußerster Verzweiflung. Der schmerzlichste Augenblick ihres Lebens rückt heran, sie schleppt sich in den Dom, aber findet hier keinen Trost, die furchtbarsten Qualen des Gewissens brechen über sie herein und bereiten die Stimmung vor, in welcher dann die Unglückselige, ihrer Sinne nicht mächtig, das Verbrechen begeht. Abgesehen von ihrer Stellung im Ganzen, an und für sich als dichterisches Produkt genommen, ist die Sterbescene ein Meisterstück, und die Schilderung der elenden Zukunft, welcher Gretchen durch ihren Fehltritt entgegengeht, die Darstellung der allmählich wachsenden Schande von der gewaltigsten dramatischen Wirkung. Heimlich wird die Schande zur Welt gebracht und man bedeckt sie mit dem Schleier der Nacht, aber, wenn sie herangewachsen ist, sucht sie des Tages Licht, wenn auch ihr Gesicht nicht schöner geworden ist. Von der gefallenen Schwester werden alle braven Bürgersleute mit Abscheu seitab weichen, sie soll keine goldene Kette mehr tragen, nicht an den Altar mehr treten, nicht mehr schön geschmückt zum Tanze gehen; unter Bettlern und Krüppeln sich verstecken, und wenn ihr auch Gott einst verzeihen wird, auf Erden soll sie vermaledeit sein! — Wenn wir uns jetzt zur Betrachtung der letzten von dieser Reihe von gewaltigen Scenen wenden, zu der Scene im Dom, so schweifen unsere Gedanken unwillkürlich zu jener anderen Scene vor der Kirche zurück, in welcher die reine unschuldige Jungfrau, die eben mit ihrem Gotte gesprochen hat, wie eine empfindsame Blume zusammenschreckt, da ihr die Leichtfertigkeit entgegentritt, und auch in ihrem verzweifelten Herzen erweckt der böse Geist, welcher die Stimme ihres Gewissens vertritt, die Erinnerung an jenen Augenblick. Furchtbare Qualen durchwühlen die Arme, welche kaum noch Kraft genug hatte, sich in die Kirche zu schleppen, mit der ver-

gebenen Hoffnung, sich im Gebet am Altare Trost und Frieden zu suchen. Schaurig schallt die Stimme des bösen Geistes in ihr gefoltertes Ohr. Sie ruft in ihr die Erinnerung an die Unschuld ihrer Kindheit hervor, da sie Gebete lallte, halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen, sie erinnert sie an ihre Mutter, welche durch ihre Schuld unvorbereitet hinübergehen mußte und dafür drüben lange, lange Pein erdulden muß; sie mahnt sie an die Frucht ihrer Schuld, die sich quellend unter ihrem Herzen regt und sie mit ahnungsvoller Gegenwart ängstigt. Da erschallen die ersten Töne jenes gewaltigen Bußgesangs: Dies irae, dies illa solvet secla in facilla! (Simrock: Tag der Rache Tag den Sünden, wird das Weltall sich entzünden). Der böse Geist spricht zu ihr im Sinne dieses Gesangs und malt ihr Schicksal am jüngsten Tage, wenn die Posaunen tönen, die Gräber sich öffnen und ihr Herz, aus der Ruhe zu Flammenqualen wieder aufgeschaffen, erbebt. Die Orgel, der Gesang rauben ihr den Atem. Und wieder ertönt vom Chore herab: Iudex ergo cum sedebit, quid quid latet apparebit, nil inultum remanebit (Simrock: Sitzt der Richter dann und richtet, wird, was dunkel ist, gelichtet, keine Schuld bleibt ungeschlichtet.) Die Luft fehlt ihr unter der furchtbaren Qual, das Gewölbe droht über ihr zusammenzubrechen. Sie kann die drohenden Worte des bösen Geistes, des gewaltigen Chores nicht ertragen. Quid sum miser tum dicturus? erschallt es von neuem, Quem patronum rogaturus? Cum rix justus sit securus. (Simrock: Ach, was werd ich Armer sagen, welchen Schutz und Rat befragen, da Gerechte selbst verzagen?) Die Verklärten, ruft der böse Geist, wenden ihr Antlitz von dir ab, die Hände dir zu reichen, schauerts den Reinen! Weh! Die Qual überwältigt sie, sie sinkt ohnmächtig nieder. Wohl nie ist die Qual des rächenden Gewissens gewaltiger, erschütternder dargestellt worden.

Es muß hier daran erinnert werden, daß alles, was der böse Geist sagt, eigentlich aus Gretchen selbst heraus gesprochen zu betrachten ist, es ist die Stimme ihres Gewissens, welche diese Erinnerungen an die reine Vergangenheit und die Mahnung an die Verzweiflung ihrer Zukunft ausspricht. Es ist nur der Behelf der scenischen Darstellung, welche den Geist als eine besondere Person

vor unsere Augen führt. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, so hat Marie Seebach, eine der vollendetsten Gretchendarstellerinnen, deren sich die deutsche Bühne zu rühmen hatte, die Worte des Geistes selbst gesprochen, ein Versuch, welcher wohl verdiente, von den Regisseuren, welche eine Aufführung des Faust zu leiten haben, in Betracht gezogen zu werden. — Gretchens Schicksal erfüllt sich. Sie giebt einem Kinde das Leben und in der Raserei der Verzweiflung wird sie seine Mörderin. Sie wird verhaftet, in den Kerker geworfen, vor Gericht gestellt, zum Tode verurteilt. Wir finden sie, auf dem elenden Strohlager ihres Kerkers liegend, ihrer Sinne nicht mächtig. Es ist die Nacht vor dem Morgen, der zu ihrer Hinrichtung bestimmt ist. Faust, welchen unterdessen Mephistopheles „in abgeschmackten Zerstreuungen gewiegt“ und welchem dieser „den wachsenden Jammer“ der Armen verborgen hat, kommt mit dem Schlüsselbund vor ihre Kerkerthür, um sie mit Hilfe seines höllischen Genossen dem Tode zu entreißen. Schaudernd hört er drinnen Gretchens wirren Gesang und alle Schrecken des Gewissens erwachen in ihm. Ihn faßt der Menschheit ganzer Jammer an. Das liebliche Geschöpf, deren ganzes Verbrechen ein guter Wahn war (wir haben uns auf diesen Vers schon einmal im Laufe unserer Ausführungen bezogen) schmachtet hier hinter den feuchten Kerkermauern. Er scheut sich, vor ihr Angesicht zu treten, aber er ermannt sich in dem Bewußtsein, daß sein Zagen den Tod herbeizögert. Das Lied, welches Gretchen singt, ist eine Nachahmung des von dem Vogel gesungenen Liedes in dem in Deutschland beliebten Märchen vom Machandelbaum (Wachholder), welches auch Grimm in seine Sammlung aufgenommen hat. Düntzer giebt den Inhalt desselben folgendermaßen an: Die Stiefmutter schlachtet das Kind und setzt dem Vater, der nichts von dem Frevel ahnt, dessen Fleisch vor; das Schwesterchen sammelt die Knochen, welche der Vater unter den Tisch wirft, in ein seiden Tuch und begräbt sie unter dem Machandelbaum, dieser schüttelt sich, und es fliegt aus ihm die Seele des geschlachteten Brüderchens als Vogel hervor, wie die Seele häufig als Vogel davon fliegt; er singt auf dem Baume und läßt, als die Stiefmutter kommt, einen Stein hinunterfallen, der diese erschlägt. Man darf sich Gret-

chen nicht mehr als eigentlich wahnsinnig denken, und in dieser Bemerkung liegt ein wichtiger Fingerzeig für die Darstellerinnen dieser Frauengestalt, welche eine der großartigsten, aber auch der schwierigsten Aufgaben ist, welche der Schauspielkunst gegeben sind. Ihre Phantasie ist durch die Erinnerung an ihre Schuld auf das Äußerste aufgeregt, zu welcher sie immer wieder zurückkehrt, auch wenn Fausts Erscheinung sie vorübergehend an das Glück der Vergangenheit erinnert. Was sie früher in ihrem unschuldigen Herzen nur geahnt hat, als Fausts Gefährte einen so unheimlichen Eindruck auf sie machte, daß der Mann, dem sie ihr Herz geschenkt hat, mit schwerer Schuld beladen ist, das ist ihr jetzt durch die bittere Reue über ihre eigene Schuld zur Gewißheit geworden und sie wendet sich mit tiefem Schauder von ihm ab dem Himmel zu, als ihrer einzige Zuflucht, nachdem jede irdische Rettung unmöglich geworden ist. Wahnsinnig war sie in dem Augenblick, da sie ihr Kind ermordete und aus der Erinnerung an diese Schreckensthat geht auch jetzt noch die einzige vorübergehende Störung ihres Bewußtseins hervor, die Vorstellung, daß sie ihr Kind, welches man ihr weggenommen, tränken müsse. Von dem Geräusch, welches Faust durch das Öffnen der Thüre und durch das Eintreten in den Kerker macht, aus ihrem dumpfen Brüten aufgeschreckt, glaubt sie, man komme schon, um sie zum Richtplatz abzuholen; in der entsetzlichen Todesangst, von welcher sie erfaßt wird, erkennt sie den eintretenden Geliebten nicht, sie hält ihn für den Henker und wälzt sich zu seinen Füßen, ihn um Mitleid anflehend. Auch auf sein mahnendes Wort, sie wecke die Wächter aus dem Schlafe, achtet sie nicht, und, da er sie anfaßt, um ihre Ketten zu lösen, bittet sie ihn, ihr doch noch Zeit zu lassen, es sei doch am andern Morgen noch Zeit genug, sie sei doch noch so jung, um schon zu sterben. Ihre Gedanken verlieren sich in die Vergangenheit. Ihre Schönheit, klagt sie, war ihr Verderben; der Freund, gegen welchen kein Wort des Vorwurfs über ihre Lippen tritt, war nah, jetzt ist er weit, der Kranz ist zerrissen, die Blumen zerstreut. Sie erkennt den Geliebten noch immer nicht, sie fleht ihn an, sie nicht so hart anzufassen, sie habe ihm ja nichts gethan und ihn noch nie gesehen. Mit den Worten „Ich bin nun ganz in deiner Macht", ergiebt sie sich in ihr Schick-

sal, aber nun verwirrt sich ihr Geist und der in ihr vorherrschende Gedanke, die Reue über das von ihr an ihrem Kinde verübte Verbrechen ruft Wahnvorstellungen in ihr hervor. Sie glaubt, das Kind tränken zu müssen, aber man hat es von ihr genommen, um sie zu kränken und des Mordes zu beschuldigen. Das Gefühl der Schande, daß die Leute Lieder auf sie singen, drückt sie nieder, das Märchen, von welchem sie spricht, ist eben jenes vom Machandelbaum, aus welchem ihr das Lied, welches Faust so furchtbar ergriffen hat, gleichsam unwillkürlich auf die Lippen getreten ist. Außer sich vor Jammer, daß Gretchen ihn nicht erkennt, wirft Faust sich zu ihren Füßen nieder und sucht ihr begreiflich zu machen, daß ihr Geliebter vor ihr kniet, um die Jammerknechtschaft aufzuschließen. Aber auch jetzt hört sie nicht auf ihn, eine neue Reihe von Wahnvorstellungen ergreift sie, sie wähnt, die Hölle siede unter dem Kerker und der Böse bedrohe sie mit furchtbarem Grimme, sie wirft sich zu dem noch immer nicht Erkannten nieder, um gemeinsam mit ihm die Heiligen anzurufen. Erst als Faust, durch das jammervolle Schauspiel an den äußersten Rand der Verzweiflung gebracht, ihren Namen zweimal ausruft, da dringt der Ton zu ihrem Herzen. Sie springt in Verzückung auf, die von Faust aufgeschlossenen Ketten fallen ab. Sie hat den Ruf vernommen, sie fühlt sich frei, niemand soll ihr wehren, an seinen Hals zu fliegen, an seinem Busen zu liegen; die süße Stimme des Geliebten ist durch das Heulen und Klappern der Hölle, durch den grimmigen teuflischen Hohn zu ihr gedrungen. Er ist bei ihr, alle Qual, alle Angst des Kerkers, der Ketten ist verschwunden. Er ist gekommen, sie zu retten, aber es bedarf keiner Rettung mehr, sie ist schon gerettet. Auf die furchtbaren, höllischen Wahnvorstellungen folgen jetzt andere, aber sanftere, mildere, welche sie in die glückselige Zeit ihrer ersten, unschuldigen Liebe versetzen. Sie sieht die Straße wieder, auf welcher sie ihn zum ersten Male sah, den heiteren Garten, in welchem sie mit Martha seiner wartet. Jeder Gedanke an den Tod, welcher auf sie lauert, ist verschwunden. Sie begreift die Hast nicht, mit welcher Faust, der das immer näher kommende schreckliche Verhängnis fürchtet, zum Fortgehen drängt; er muß doch gerne bei ihr weilen, da sie so gern bei ihm weilt. Sie liebkost ihn stürmisch, aber Faust,

welcher unmöglich in der furchtbaren Gefahr und Angst des Augenblicks ihre Zärtlichkeit erwidern kann, giebt ihre Liebkosungen nur kalt zurück. Ihr Herz schreckt vor dieser Kälte zusammen, es wird ihr an seinem Halse bang. Mit leidenschaftlicher Glut erinnert sie sich und ihn an die zärtlichen Worte und Blicke, aus denen sonst der ganze Himmel zu ihr niederstieg, an die heißen Küsse, mit welchen er sie ersticken wollte. Verschüchtert wendet sie sich von ihm ab, dessen Lippen kalt und stumm geworden sind, um dessen Lieben man sie gebracht hat. Sie wendet sich wieder zu ihm, als er ihr mit heißen Worten verspricht, sie draußen mit tausendfacher Glut zu herzen, nur solle sie ihm jetzt die einzige Bitte erfüllen und ihm folgen. Aber sie kann nicht mit ihm gehen. In dem Augenblick, da sie fliehen soll, steigt die Erinnerung an ihre schwere Schuld wieder in ihr auf. Schaudernd fragt sie ihn, ob er auch weiß, wen er befreit, und gesteht, daß sie ihre Mutter umgebracht, ihr Kind ertränkt hat. Wie kann er ihr die Hand zur Rettung bieten, da dieses Kind ihm so gut, wie ihr geschenkt war? Aber er ist es wirklich, es ist kein Traum, der sie täuscht, sie hält wirklich seine liebe Hand in der ihrigen. Aber schon ergreifen sie wieder wilde Phantasien, welche jetzt eine andere Richtung einschlagen. Der blutige Schatten ihres von Faust erschlagenen Bruders steigt vor ihr auf; Fausts Hand ist feucht, wie sie däucht, von Blut. Ihre erhitzte Einbildungskraft sieht ihn mit entblößtem Schwert vor ihren Augen stehen und mit krampfhafter Angst bittet sie ihn, den Degen einzustecken. Faust kann diese Erinnerungen nicht ertragen, er beschwört sie, das Vergangene vergangen sein zu lassen und ihn nicht durch die Mahnung daran umzubringen. Gretchen, welche sich selbst unwiderruflich zum Tode verurteilt glaubt und in ihr Schicksal ergeben ist, will, daß er am Leben bleibe, um die Gräber nach ihrem Wunsche zu besorgen. Der Mutter soll er den besten Platz geben, den Bruder gleich daneben, sie etwas beiseite, aber, fügt sie mit rührender Bitte hinzu, nur nicht gar zu weit, und das Kind an ihre rechte Brust; sonst wird niemand bei der schmachvoll Gestorbenen liegen. Die Gedankenverbindung mit dem Folgenden beruht auf dem Gegensatz zwischen der grausen, düsteren Einsamkeit in dem schmachvollen Grabe, welcher sie entgegensieht,

und der holden Nähe des Geliebten, wenn sie das süße, holde Glück hatte, sich an ihn zu schmiegen, an welches sie sich erinnert. Aber ein ihr selbst unerklärliches Gefühl macht es ihr unmöglich, jetzt, da er wieder bei ihr ist, dasselbe Glück wieder in seiner Nähe zu finden, es ist, als ob sie sich zu ihm zwingen müßte, als stieße er sie von sich zurück. Es ist dasselbe Gefühl, welches sie einst instinktiv von Mephistopheles zurückstieß, das sich jetzt zwischen sie und den Geliebten stellt. So schwer auch ihre Schuld gewesen ist, ihre tiefe Reue hat sie entsühnt, geläutert und so bebt sie vor dem sündenbefleckten Faust zurück, wenn er auch noch so gut und fromm blickt. Faust erneuert seine dringende Bitte, sie möge ihm folgen, wenn sie fühle, daß er gut und fromm ist. Zögernd fragt sie: Da hinaus! und mit warmem Ton antwortet er: Ins Freie! Gretchen aber widerstrebt der Rettung, vollständig ergeben in den Tod, der ihr als gerechte Sühne ihrer Schuld erscheint. Wenn draußen das Grab ist, wenn der Tod vor der Thür lauert, dann will sie folgen, von hier aus will sie in das ewige Ruhebett gehen, und weiter keinen Schritt. Die Trennung von dem Geliebten aber bereitet ihr bei aller Resignation um so mehr Schmerz, als sie dessen glühenden Wunsch, sie mit sich zu führen, erkennt, und sie spricht mit Wehmut: „Du gehst nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!“ Faust mißversteht den Gedanken, welcher diesem sehnsüchtig ausgesprochenen Wunsche zu Grunde liegt, er deutet ihn auf die physische Möglichkeit, den Kerker zu verlassen und versichert ihr, sie könne, wenn sie nur wolle, die Thür sei offen. Aber so meint es Gretchen nicht. Sie fühlt sich durch eine andere Fessel im Kerker festgehalten, durch die Pflicht, ihre Schuld durch den Tod zu sühnen, ihr ist jede Hoffnung diesseits des Grabes versagt. Und was kann sie, selbst wenn sie die Flucht versuchte, für dieses Leben noch hoffen? Nichts als den tiefsten Jammer, das äußerste Elend. Man wird ihr auflauern; es ist so elend, betteln zu müssen und noch dazu mit bösem Gewissen, es ist so elend, in der Ferne zu schweifen und man wird sie doch ergreifen. Durch die Versicherung, daß er stets bei ihr bleiben werde, verspricht Faust ihr seinen kräftigen Schutz. Aber vergebens! Ihr nützt der irdische Schutz nichts, ihre Überzeugung, daß sie ihr Verbrechen mit dem irdischen Tode

büßen müsse, ist durch nichts zu erschüttern. Und nun wacht das ganze schwere Bewußtsein dessen, was sie gethan hat, wieder in ihr auf; alle Einzelheiten ihrer That treten in grauser Deutlichkeit vor ihre getrübte Seele. Sie wähnt, ihr Kind eben in den Teich geworfen zu haben, sie sieht es noch im Todeskampfe ängstlich zappeln und beschwört den Geliebten glühend, es zu retten. Umsonst giebt Faust sich Mühe, sie wieder zu sich selbst zu bringen, sie zu überzeugen, daß dies alles nur Wahngebilde ihrer verwirrten Phantasie sind, daß die Thüre offen steht und hinter derselben ihr die Freiheit winkt. Ihr Geist verwirrt sich immer mehr, die Bilder, welche sie zu sehen glaubt, werden immer schrecklicher, immer grausiger. Ihr zweites Opfer, die Mutter, erscheint ihr. Ein kalter Schauder faßt sie an, sie sieht die Mutter am Berge auf einem Stein sitzen, sie wackelt mit dem Kopfe; die Arme stellt sich die furchtbaren Folgen des Schlaftrunks, welchen sie der Mutter gereicht hat, mit entsetzlicher Deutlichkeit vor; sie winkt nicht, sie nickt nicht, der Kopf ist ihr schwer, sie schlief so lange, sie wacht nicht mehr; und nun steigt die berauschende Erinnerung an das so teuer erkaufte selige Liebesglück in ihr auf, um so peinigender, als sie mit dem Bewußtsein des Verbrechens, welches sie für dasselbe begangen hat, verbunden ist. Da Faust einsieht, daß kein gütliches Zureden mächtig genug ist, ihren Widerstand zu brechen, faßt er den Entschluß, sie mit Gewalt fortzutragen. Aber heftig erwehrt sie sich zuerst der Gewalt durch seine Hand, welche ihr nicht mehr die einst so gern gehaltene Hand des Geliebten ist, dann fleht sie zu ihm mit rührender Bitte, er solle sie nicht so mörderisch anfassen, da sie ihm doch sonst alles zu Liebe gethan habe. Mit steigender Angst, daß die Zeit zur Rettung unbenützt verstreichen möchte, mahnt er sie, daß der Tag zu grauen beginne. Aber damit verwirrt er ihre Sinne vollständig. Das Wort Tag ruft wieder neue Bilder in ihr auf. Ihre verirrten Gedanken vermischen drei verschiedene Tage mit einander, ihren Hochzeitstag, von welchem ihr in der Zeit, da ihre Liebe noch rein und unschuldig war, süße Mädchenträume erschienen sein mögen, jener furchtbare Tag, an dessen Morgen Faust von ihr schlich, nachdem er ihre Unschuld geraubt hatte, und der furchtbare Tag des schmachvollen Todes, der anzubrechen im

Begriff ist, und dessen furchtbare Einzelnheiten sie sich ausmalt. Lautlos drängt sich die Menge, daß die Plätze und die Gassen sie nicht fassen können, das Armesünderglöcklein tönt, der Stab wird über sie gebrochen, sie wird gebunden, von den Henkersknechten gepackt und zum Blutstuhl entrückt, das Schwert, welches nach ihrem Nacken zuckt, scheint nach jedem Nacken zu zucken, die ganze Welt liegt stumm wie das Grab. Von ihrem Grausen überwältigt, sinkt sie ohnmächtig zu Boden. Faust bricht in den verzweifelten Wehruf aus: O wär' ich nie geboren! Wir sehen, daß Gretchen dem Tode, welchen sie als Sühne ihrer Schuld auf sich nehmen zu müssen glaubt, nicht etwa leicht und freudig entgegengeht, daß ihr junges, warmes Leben vielmehr davor zurückschaudert. Um aber das Bild zu vollenden, welches der Dichter beabsichtigte, mußte er uns zeigen, daß die Büßerin diesen Schauder überwindet und mit Entschlossenheit dem früher Geliebten und dem Leben den Rücken kehrt. Das konnte sie aber nur, wenn die Unerschütterlichkeit ihres Glaubens an die Barmherzigkeit und die Gnade Gottes, welcher den Sünder zwar straft, ihn aber dann mit unendlicher Gnade und himmlischer Vergebung an seine Vaterbrust nimmt, ihr die Kraft dazu giebt, und dies stellt Goethe in dem Ausgang der Tragödie mit unübertroffener Großartigkeit dar. Den Übergang zu dieser letzten Entwicklung des Stückes bildet das Erscheinen des Bösen im Kerker. Mephistopheles, welcher mit seinen Zauberpferden draußen vor der Kerkerthür gewartet hatte, daß Faust Gretchen hinausführe, denn das kann nur Menschenhand vollbringen, überschreitet die Schwelle ungeduldig; er fordert sie zu rascher Flucht auf, denn sonst seien sie verloren, sie sollen also mit dem unnützen Zagen, Plaudern und Zaudern aufhören, der Morgen dämmere schon herauf, und seine Pferde schaudern. Diese Erscheinung des Mephistopheles, gegen welchen Gretchen, das höllische Wesen in ihm ahnend, stets Widerwillen und Abscheu empfunden hatte, muß sie zu dieser Zeit und an diesem Ort um so mehr in schaudernde Aufregung versetzen. Durch sein Eintreten aus der Ohnmacht aufgeschreckt, in welche das Übermaß ihrer Einbildung sie gestürzt hatte, fragt sie in tödlicher Angst: Wer steigt da aus dem Boden heraus? und beschwört Faust, ihn fortzuschicken. Was will der am heiligen

Ort? fragt sie dann mit etwas unklarer Beziehung. Warum nennt sie den Kerker einen heiligen Ort? Düntzer meint, sie nenne den Ort heilig, weil er durch Fausts herzlich teilnehmende Sorge geweiht ist, wogegen Mephistopheles nur in böser Absicht kommen kann. Oder, fügt dieser vortreffliche Erklärer hinzu, sollte der Ausdruck auf ihre wonnevolle Hingebung an den Himmel deuten? Das letztere scheint mir das Wahrscheinlichere und das Natürlichere. Gretchen hat in Mephistopheles früher den Satan nur geahnt, jetzt erkennt sie in ihm sicher den höllischen Geist, und im Gegensatz zu seiner Erscheinung, als Schutzwehr gegen die Macht, die er, wie ihr jetzt ganz klar ist, über Faust hat und über sie zu gewinnen strebt, nennt sie den Ort, wo sie sich zur Reue und zur heiligen, wenn auch schmerzlichen Sühne durchgekämpft hat, einen heiligen. Vielleicht soll aber auch die Bezeichnung weiter nichts sein, als der Ausdruck einer neuen Einbildung ihrer Phantasie, die sich an einem heiligen Ort dem Angriff des Bösen ausgesetzt sieht. Unzweideutig klar ist die Antwort, welche sie sich selbst auf ihre Frage giebt: Er will mich! Sie glaubt, der Satan wolle sie zur Strafe für ihre Verbrechen holen. Faust will sie beruhigen mit der Versicherung: Du sollst leben! Er will damit sagen, daß die Erscheinung, welche sie so erschrickt, kein Feind, sondern ein Freund ist, welcher sie retten und dem Leben erhalten will. Aber sie will von dieser Rettung durch den von ihr erkannten Bösen nichts wissen, entschlossen übergiebt sie sich dem Gerichte Gottes. Mephistopheles, welcher diese fromme Gläubigkeit seinem Wesen nach nicht ruhig ertragen kann, dringt noch heftiger in Faust, zu fliehen, und droht ihn zu verlassen, wenn er ihm nicht augenblicklich folge. Gretchen spricht in glühend andächtigem Gebete ihre vollkommene Reue, ihre vollständige Versöhnung mit Gott aus. „Dein bin ich, Vater! Rette mich! Ihr Engel! Ihr heiligen Scharen, lagert euch umher, mich zu bewahren!“ Eines war noch nötig, um diese Versöhnung der reuigen Sünderin mit ihrem Gotte vollständig zu machen und zu besiegeln, die vollständige Absage an den ehemals Geliebten, welcher in den Banden des Bösen ist, und diese Absage liegt in Gretchens letzten Worten: „Heinrich, mir graut vor dir!“ mit welcher sie als von der Bühne abstürzend gedacht werden muß,

da die letzten den ersten Teil des Faust schließenden, einer „Stimme“ beigelegten Worte „Heinrich, Heinrich!“ welche als von außen klingend angegeben werden, offenbar Gretchen angehören. Mit teuflischer Kälte sagt Mephisto, während Faust in stummen, unermeßlichen Schmerz versunken dasteht: Sie ist gerichtet! das heißt, die irdische Gerechtigkeit vollzieht die Strafe unbarmherzig an ihr und Faust ist nicht mehr imstande, irgend etwas zu ihrer Rettung zu thun. Von oben herab verkündet eine tröstende Stimme: Sie ist gerettet! das heißt, mag auch der Arm der irdischen Gerechtigkeit sie getroffen haben, ihre aufrichtige Reue, ihre Ergebung in Gottes Willen hat sie mit dem Himmel versöhnt und der allgütige Gott wird sie der ewigen Seligkeit teilhaftig werden lassen. Zum dritten Male mahnt Mephistopheles den erstarrten Faust, mit ihm davonzugehen und mit den heftig ausgestoßenen Worten: her zu mir! verschwindet er mit demselben. Diese Worte hat man mehrfach so auffassen wollen, als ob damit die endgültige Besitzergreifung von Faust durch den Satan, der ihn nun zur Hölle hinunterführe, hätte ausgedrückt, und damit also ein Abschluß der Tragödie gebildet werden sollen. Dies ist aber vollständig ungerechtfertigt. Goethe hat von Anfang an in seinem Plane zu dieser Dichtung daran festgehalten, dem Faust die Erlösung zukommen zu lassen, und die Worte des Mephistopheles sind nur die heftige Mahnung, ihm für den Augenblick zu folgen. Mit dem innigen Ausdruck der Liebe Gretchens schließt dann die Dichtung. Ihr aus der Ferne schallender Ruf: Heinrich! Heinrich! tönt wie vom Himmel herab aus dem Munde der verklärten Geliebten, welche ihn gerne zu sich hinaufziehen möchte in die ewige Seligkeit, welcher sie nach schwerer Verschuldung, nach tiefer, überwältigender Reue durch Gottes unendliche Gnade teilhaftig geworden ist.

Elftes Kapitel.

Die Wahlverwandtschaften. — Minna Herzlieb. — Ottilie. — Charlotte. — Luciane.

Werthers Leiden eröffnen die Reihe der Goetheschen Romane, die Wahlverwandtschaften schließen dieselbe ab. Beide sind einander darin ähnlich, daß sie gleichsam mit dem eigenen Herzblut des Dichters geschrieben sind, das heißt, daß die in denselben dargestellten Ereignisse auf der Grundlage dessen beruhen, was der Dichter selbst erlebt hat, daß die Probleme, welche darin gestellt werden, solche sind, welche das Herz und den Geist desselben in leidenschaftliche Bewegung gesetzt hatten, daß die Seelenzustände und Verhältnisse, in welchen er seine Personen den Lesern vorstellt, von ihm selbst überstandene Krankheiten waren, von denen er sich, indem er sie dichterisch gestaltet, von seinem eigenen Ich losgelöst darstellte, zu befreien gewußt hatte. Mit einem Worte, beide bestätigen augenscheinlich die Versicherung Goethes, daß man seine Dichtungen als Selbstbekenntnisse aus seinem Leben anzusehen habe. Aber es ist auch eine große Verschiedenheit zwischen diesen beiden Romanen zu beobachten, und zwar eine Verschiedenheit, welche sich gerade entgegengesetzt darstellt, als man von den beiden Werken erwarten sollte, von denen das erstere den glühenden vierundzwanzigjährigen Jüngling, das letztere den sechzigjährigen Greis zum Verfasser hatte. Man sollte denken, daß das Werk des Alters viel ruhiger und freier über dem Stoffe stehen, daß der Dichter in demselben seine Leidenschaft viel mehr in der Gewalt haben würde, als in der Dichtung des noch wild dahinstürmenden Jünglings. Aber es ist gerade umgekehrt, der Dichter des Werther beherrscht seinen Stoff viel sicherer und steht viel freier über demselben als der Dichter der Wahlverwandtschaften, und der Grund, warum dies so sein mußte, ist auch leicht zu erkennen. Als er seinen Werther schrieb, war das Gefühl, welches denselben hervorgerufen hatte, zwar noch nicht das, was man erloschen nennt, aber der Sieg über die Leidenschaft war in Goethes Herzen doch schon errungen und

lebte nur noch in sanft wehmütiger Erinnerung an die Holde, deren Besitz ihm nicht vergönnt gewesen war. Als er dagegen die Wahlverwandtschaften dichtete, als er das Mitleid erregende Schicksal Eduards und Ottiliens schilderte, glühte die Liebe, welche den Sechzigjährigen zu einer holden Mädchenblume erfaßt hatte, gerade in dem Augenblicke, da er sich durch die kirchliche Trauung mit Christiane Vulpius für immer die Hände gebunden hatte, noch mit glühender Leidenschaft in seinem Herzen und raubte ihm die Fähigkeit, seinen Gegenstand objektiv und beherrschend zu behandeln, welche er bei Abfassung des Werther schon wiedergewonnen hatte. Minna Herzlieb hieß das holde Wesen, welches diesen Sturm in dem Herzen des älteren Mannes erregt hatte, der so gewaltig darin tobte, daß er sogar das Band, welches er, um eine alte schwere Schuld zu zahlen, vor nicht langer Zeit geknüpft hatte, wieder zu lösen gedachte, um sich dieser neuen Leidenschaft hingeben zu können, und daß nur der vernünftige Schritt der Verwandten Minnas, das Mädchen in weite Fernen zu schicken und von ihm für immer zu trennen, diese Ungeheuerlichkeit verhindert, und wahrscheinlich beide vor großem Elend bewahrt hat. Es war über die näheren Umstände dieses Verhältnisses und über die Persönlichkeit Minnas nur wenig Genaues bekannt und von dem, was erzählt und als sicher hingestellt wurde, war manches zweifelhaft und sogar geradezu falsch. Adolf Stahr hat in dem Anhange zu der siebenten Auflage seines vortrefflichen Buches über Goethes Frauengestalten aus, wie er versichert, unzweifelhaft zuverlässigen Quellen nähere Mitteilungen über Minna Herzlieb und ihr Verhältnis zu Goethe gemacht. Es möge mir vergönnt sein, aus denselben schöpfend, hier soviel einzufügen, als zum Verständnis des Zusammenhangs zwischen ihr und der Ottilie der Wahlverwandtschaften, deren Original sie war, notwendig ist. Minna Herzlieb (ihre eigentlichen Namen waren Christiane, Friederike, Wilhelmine, und der letzte Name, in Minna verkürzt, wird ihr allgemein beigelegt) wurde am 22. Mai 1789 als die älteste Tochter des Superintendenten und Oberpfarrers Christian Friedrich Karl Herzlieb in Züllichau, eines gründlich gelehrten und liebenswürdigen Mannes, geboren. Ihr Vater starb schon, als sie noch nicht 5 Jahre, ihre Mutter, als sie

8 Jahre alt war, beide jung an der Schwindsucht. Die verwaiste Minna kam in das wohlhabende Haus des Kommerzienrats Müller in Züllichau, dessen Bruder ihr und ihrer 3 Geschwister Vormund war. Dieser, welcher das Verweilen der heranwachsenden Jungfrau in dem Hause des unverheirateten Bruders für unangemessen halten mochte, brachte sie zu ihrer weiteren Erziehung und Ausbildung in das Haus des Buchhändlers Fromman in Jena, in welchem Goethe, wenn er sich länger oder kürzer in dieser Stadt aufhielt, am liebsten verweilte. Hier lernte er Minna kennen. In dem fünften der später an sie gerichteten Sonette, welches „Wachstum“ betitelt ist, erzählt er uns, wie diese Bekanntschaft entstanden ist, und wie sie sich weiter entwickelt hat:

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen mit holden Sorgen
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen!“

Und als du anfingst, in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch' eine Schwester! und ich wär' geborgen,
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!“

Nun kann den schönen Wachstum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebestoben.
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

Deutlich malt dieses Gedicht die allmähliche Entwicklung der Empfindungen des Dichters von väterlicher Liebe durch brüderliche Zuneigung hindurch zu glühendster Liebesleidenschaft. Das sechzehnte Sonett „Epoche“ überschrieben, weist uns die Zeit nach, in welcher er sich der letzteren bewußt wurde:

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarcas Brust vor allen andern Tagen
Karfreitag. Eben so, ich darfs wohl sagen,
Ist mir Advent von Achtzehnhundertsieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort, zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarca's Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Karfreitag.

Doch stets erscheine, fort und fort, die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig,
Der Herrin Ankunft mir ein ew'ger Maitag.

Ich füge noch das siebzehnte Sonett „Charade" bei, welches so liebenswürdig mit dem Namen der Geliebten spielt:

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen,

Es thut gar wohl in jung- und alten Tagen,
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen;
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.

Nun aber such' ich ihnen zu gefallen,
Und bitte, mit sich selbst mich zu beglücken;
Ich hoffe still, doch hoff' ich's zu erlangen.

Als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In einem Bild sie beide zu erblicken,
In einem Wesen beide zu umfangen.

An diesem Adventsonntage war Goethe 58 Jahre alt, und, wenn man bedenkt, daß er noch im achtundsiebzigsten Jahre für Ulrike von Levetzow eine so heiße Liebe empfinden konnte, daß aus derselben ein Gedicht wie die Trilogie der Leidenschaft hervorgehen konnte, so ist es leicht erklärlich, daß die Gefühle des um zwanzig Jahre jüngeren Dichters sich von Teilnahme in Neigung und endlich in heiße Leidenschaft verwandeln konnte für ein so bezaubernd anmutiges, liebenswürdiges und selten schönes Mädchen, wie Minna Herzlieb von allen, die sie kannten, geschildert wird.

Wie es in Minnas Herzen ausgesehen hat, ist nicht mit derselben Sicherheit festzustellen, wie sie hier durch Goethes eigene dichterische Geständnisse gegeben ist. Aber es bieten sich uns doch mannigfache Anhaltspunkte für die Annahme, daß auch bei ihr die unbefangene kindliche Neigung und Verehrung des Kindes allmählich zu bewußter Erwiderung der Liebe des Dichters fortgeschritten ist. An jenem Adventssonntag 1807 war Minna 19 Jahre alt; als sie 1809 aus dem Frommanschen Hause entfernt wurde, stand sie also in ihrem einundzwanzigsten Jahre. Den Vorwand zu dieser Entfernung mußte die Verheiratung ihrer jüngeren Schwester liefern, aber der wahre Grund derselben war doch wohl, daß man sie von Goethe entfernen und dadurch verhängnisvolle Entwicklungen verhindern wollte, welche sich daraus ergeben konnten, daß Goethe seit einem Jahre verheiratet war und durch diese glühende Leidenschaft auf den Gedanken kommen konnte, diesen Ehebund wieder zu lösen. Es geht denn auch aus dem schon 1807 entstandenen Plan der Wahlverwandtschaften hervor, daß Goethe sich in jener Zeit theoretisch viel mit der Frage der Ehescheidung beschäftigte, wenn man auch bei seiner Stellung in Weimar es nicht für wahrscheinlich halten kann, daß er einen solchen Gedanken im Ernst gehegt haben sollte. Die erste Zeit ihres Aufenthalts in Jena war die glänzendste in Minnas Leben. Die Auszeichnung, welche ihr Goethe zuwandte, hatte die Huldigung vieler anderer bedeutender Männer zur Folge. Zwei Bilder Minnas aus jener Zeit sind vorhanden. Das eine kleine stellt sie als Kind von etwa vierzehn Jahren dar, mit braunem, hinten in einen kunstlosen Knoten geschlungenen, vorne gelocktem Haar, mit den anmutigsten jugendlichen Zügen. Das andere zeigt sie uns in ihrem zwanzigsten Jahre als lieblich erblühte Jungfrau, ein sanftes, engelgleiches Gesicht, die Augen unaussprechlich tief, sinnend und fragend, den Mund außerordentlich lieblich, den ganzen Ausdruck sanft, aber in sich zurückgezogen, kurz, die Ottilie der Wahlverwandtschaften, wie sie leibt und lebt. Auch ihr Charakter und ihre Eigenart entsprechen vollständig dieser Gestalt des Dichters. Jemand, welcher im Leben nahe mit ihr verkehrt hat, beschreibt sie folgendermaßen: „Eine hohe, schlanke, imponierende Gestalt, schönes Auge, schöne, freund-

liche, anziehende Mienen, ein wohlklingendes Organ, durchaus anmutiges Behaben; in der Kleidung einfach, aber gewählt und geschmackvoll. Nicht, was man gelehrt nennt, vielleicht auch nicht durch vorzüglichen Schulunterricht gebildet, aber ausgestattet mit nachdenkendem, tieferfassendem Geiste. Von einem herrlichen Herzen, dem tiefsten und treuesten Pflichtgefühl, Freude und Leid anderer innig mitempfindend, fern von aller Selbstsucht, sich vielmehr für andere freudig aufopfernd. Freilich verlangt die Wahrheit, hinzuzufügen: häufig zerstreut, was sie selber gern zugestand, und von schwärmerischer Neigung.

Ein ähnliches Bild von ihr giebt eine andere, ebenfalls von Stahr mitgeteilte Schilderung: „Sie lebte nur für Andere und dachte immer zuletzt an sich. Sie wurde von Hoch und Niedrig, von Jung und Alt, Gebildeten und Ungebildeten von Jugend auf bis in ihr hohes Alter verehrt, und von allen ihr nahestehenden geliebt. Ich habe niemals auch nur einen Gedanken von Koketterie an ihr wahrgenommen. Bei der ungemeinen Weichheit ihres Gemüts wohnte ihr doch ein überaus strenges Pflichtgefühl bei. Ich habe sie zuweilen bei der Erziehung eines kleinen Mädchens Thränen vergießen sehen, weil sie dem Kinde einen gehegten Wunsch nicht erfüllen durfte, ohne von ihren sehr richtigen Erziehungsgrundsätzen abzuweichen, in welchen sie sich aber nicht beirren ließ. Und dabei war sie doch ein so schwankender Charakter, daß sie stets einer Leitung bedurfte, so widersprechend dies auch klingen mag." Ein anderer Gewährsmann sagt über Minna: „Eine regelmäßig schöne Gesichtsbildung hatte sie zwar nicht, aber ihr reiches, dunkles Haar und ihre großen braunen Augen mit dem unbefangen freundlichen Ausdrucke, der auch um ihren Mund spielte, ließen nicht an das denken, was ihr etwa fehlen möchte, zumal da alles in Harmonie war mit ihrer schlanken, mittelgroßen Gestalt, und mit der Anmut ihrer Bewegungen, beseelt durch natürliches Wohlwollen und bescheidenes, hingebendes, auf alle stillen Wünsche und Bedürfnisse der anderen aufmerksames und zugleich neckisches Wesen. So war es natürlich, daß sie auf alle, die ihr nahten, einen unwiderstehlichen Zauber übte, der ihr auch noch in späteren Jahren die Herzen gewann. Ihre Gemütsart und ihr Wesen hat Goethe

in der Schilderung Ottiliens treu wiedergegeben; die fernere Entwicklung der Begebenheiten des Romans ist jedoch seine freie Schöpfung. Das spätere Leben Minna Herzliebs war kein glückliches.“ Eine letzte Mitteilung, nach Stahr aus einer vorzugsweise gut unterrichteten Quelle stammend, lautet: „Es ist sehr schwer, ein Bild von ihr zu geben. Soviel weibliche Geschicklichkeit, Talente und Tugenden sie auch besaß, so lieblich sie gern mitteilte, in der letzten Tiefe blieb ein Verschlossenes, Verschleiertes ihr eigen. Eine solche Krankenpflegerin möchte nicht leicht gefunden werden. Gern teilte sie Leid und Freude mit anderen; aber bei allem, was sie hatte und war, hat das, was ihr fehlte, ihr selbst und anderen tiefes Leid bereitet. Ihr fehlten Klarheit und Entschluß, was ihr im Tageleben für viele den größten Reiz gab. Wer sie gekannt, kann sie nicht vergessen, aber es bleibt schwer, ein Bild von ihr zu geben, weil sie gern vor grellem Tageslichte sich in ihr Schneckenhaus zurückzog und leicht verletzt war.“ — Dieser Bericht enthält Andeutungen, welche für den Fernstehenden, welcher keine Gelegenheit hatte, dieselben mit persönlichen Anschauungen zusammenzuhalten, etwas schwer verständlich sind.

Minna hatte sich während ihres ersten Aufenthalts in Jena, welcher bis 1809 dauerte, geistig über ihre Jahre entwickelt, aber, wie bei Ottilie in den Wahlverwandtschaften, war diese Entwicklung eine späte und langsame, selbst bei ihren besonders hervorstechenden Talenten, dem Gesange und dem Zeichnen, von welchen sie immer zagend und scheu Proben ablegte. Das Frommansche Haus bot ihr die reichste Gelegenheit zu einer gedeihlichen Entwicklung. Es war eine Stätte edelster Geselligkeit, wo alle litterarischen und wissenschaftlichen Interessen die liebevollste Pflege fanden, und wo alle hervorragenden Männer und Frauen, welche Jena besuchten, vor allen hervorleuchtend Goethe, gern und oft verweilten. Die Worte, welche er in seinem unvollendeten Festspiel Pandora dem Epimetheus in den Mund legt: „Trostlos zu sein ist Liebenden der schönste Trost“, klingen wie eine Prophezeiung seines eigenen Geschicks, da die Geliebte bald von ihm entfernt wurde; wie aus seinem eigenen Munde, als dies geschehen war, erschallt die Klage desselben:

Mühend versenkt ängstlich der Sinn
Sich in die Nacht, suchet umsonst
Nach der Gestalt. Ach! wie so klar
Stand sie am Tag sonst vor dem Blick!

In seinem leidenschaftlichen, schmerzlichen Sehnen nach der entfernten Geliebten warf er sich mit Feuereifer auf die Vollendung der Wahlverwandtschaften, um in der dichterischen Verherrlichung derselben, durch ihre Darstellung in der Gestalt des lieben, guten, schönen, herrlichen, himmlischen Kindes, wie er Ottilie bezeichnet, Trost und Befreiung zu finden. Schon im Herbst 1809 konnte er den ersten Teil des Romans einem Freunde in Jena senden. Minna war zu ihren Verwandten nach Züllichau gegangen und ihre Abwesenheit dauerte aus Gründen, welche noch nicht entschleiert sind, drei bis vier Jahre. Es ist nicht bekannt, ob während dieser Zeit ein Briefwechsel mit Goethe stattgefunden hat. Aus dem dichten Schleier, welcher immer noch diese Periode ihres Lebens dem Auge des Forschenden verhüllt, tritt nur die eine traurige Thatsache deutlich heraus, daß in derselben die Tragödie ihres Schicksals begann, in deren Ausgang dieses liebliche Wesen, welches nur zum Glücke und zur Seligkeit der Liebe geschaffen zu sein schien, mit verfehltem Leben und gebrochenem Herzen und Geist zu Grunde gegangen ist. Ein junger Adeliger aus Schweinitz in Schlesien, welcher damals in Züllichau studierte, faßte eine bald von Minna erwiderte Neigung zu ihr, aber seine Mutter verweigerte ihre Einwilligung zu der Verbindung ihres Sohnes mit dem bürgerlichen, mittellosen Mädchen. Dem starken Pflichtgefühl, welches wir oben als eine ihrer hervorragendsten Eigenschaften rühmen gehört haben, folgend, löste sie selbst die Verbindung trotz des leidenschaftlichen Drängens des jungen Mannes, weil ihr der Segen der Mutter fehlte. Der junge Mann hat entweder in dem Befreiungskrieg oder kurze Zeit nachher den Tod gefunden. Die Mutter hat später selbst, nachdem sie Minna persönlich kennen gelernt hatte, eingestanden, daß sie es bitter bereut habe, durch Verweigerung ihrer Einwilligung das Glück ihres Sohnes zerstört und ihn in den frühen Tod getrieben zu haben. Minnas weiteres Leben ist eine ununterbrochene Reihe schwerer Unglücksfälle und grausamer Ent-

täuschungen. Eine Person, welche Zeuge aller dieser Leiden war, sagt: „Es schien, als ob es ein grausames Schicksal darauf angelegt habe, über ein junges, schönes, liebenswertes, mit allem Reize edelster Weiblichkeit so reich ausgestattetes Geschöpf das Schwerste und Härteste zu verhängen, was einem Frauenherzen widerfahren kann.“ Im Herbst 1812 nach Jena in das Frommansche Haus zurückgekehrt, hatte sie sich schon vorher ohne Wissen dieser Familie mit einem jungen Gelehrten verlobt, vielleicht in der Überzeugung, es sei besser für sie und für Goethe, wenn sie als die Verlobte eines anderen in dessen Nähe zurückkehrte. Aber sie hatte einen Mann gewählt, welcher ihrer nicht wert war und das Glück, ein solches Mädchen die seine nennen zu dürfen, so wenig zu schätzen wußte, daß er, ohne irgend eine Verschuldung von ihrer Seite, die Verlobung löste und eine andere vorzog. Bei ihrer von aller Leidenschaftlichkeit freien Natur ertrug sie dieses neue Mißgeschick ruhig und gefaßt. Noch zwei andere Verbindungen, welche sie später anknüpfte, wurden wieder abgebrochen, wieder, ohne daß man ihr die geringste Schuld beimessen kann. Besonders schmerzlich war ihr der Abbruch des letzten dieser beiden Verhältnisse mit einem Manne, welcher ihrer würdig war, der sie leidenschaftlich liebte und dessen Neigung sie erwiderte, der sich aber durch eine frühere Verpflichtung unauflöslich gebunden fühlte. Die Beziehungen, welche zwischen Minna und Goethe seit ihrer Rückkehr in das Frommansche Haus stattgefunden haben, sind noch in ein nicht zu durchdringendes Dunkel gehüllt. Was die weiteren Schicksale Minnas überhaupt betrifft, so war es feststehende Überlieferung, und auch Stahr hat in den früheren Ausgaben seines Buches in dieser Weise berichtet, daß sie sich etwa zehn Jahre nach ihrer Rückkehr in das Frommansche Haus verheiratet und in der Ehe mit einem mäßig geliebten, gleichalterigen Manne eine Art ruhigen Glücks gefunden habe. Aber Stahr hat in dem Anhange zu der siebenten Auflage, auf welchem diese Darstellung Minna Herzliebs beruht, ausgesprochen, daß diesem Bericht zwar von Personen, die dazu berechtigt und befähigt gewesen wären, aus Gründen, welche nur ihnen bekannt sind, niemals widersprochen worden ist, daß derselbe aber trotzdem das gerade Gegenteil der Wahrheit ist. Vielmehr begann

gerade erst mit dieser Verheiratung die eigentliche Tragödie im Leben des ebenso schönen und liebenswürdigen wie unglücklichen Wesens.

Die Verheiratung Minnas mit dem Oberappellationsrat und Universitätsprofessor Walch in Jena fand 1821 statt. Er war 20 Jahre älter, als die damals zweiunddreißigjährige Minna, ein bedeutender Gelehrter, aber ein beschränkter, kleiner und enger Geist, gutmütig, aber pedantisch, ein schwacher Charakter, ohne Haltung und Würde, dazu von abschreckender Häßlichkeit, mit einem Worte, in allen Beziehungen der schreiendste Gegensatz zu der Erscheinung und dem Wesen Minnas, wie sie uns von allen, welche sie gekannt haben, geschildert worden ist. Es ist schwer, zu erklären, wie Minna sich entschließen konnte, in eine Verbindung mit diesem Manne einzuwilligen, von welcher bei der vollständigen Ungleichartigkeit der beiden Individualitäten nur Unheil für ihr ganzes zukünftiges Leben erwartet werden konnte. Sie hat seinen Antrag auch wirklich mehreremale zurückgewiesen, aber der Professor, dessen Liebe zu ihr inniger und beharrlicher war, als man nach seiner sonst kalten Natur hätte annehmen sollen, ließ in seiner Bewerbung nicht nach. Er war, was man eine gute Partie nennt, in angesehener Stellung, für die Verhältnisse in Jena vermögend. Minna dagegen war mittellos. Verbindungen, welche ihrer Neigung entsprachen und ihr zugleich eine genügende Versorgung versprachen, waren wiederholt gescheitert. Sie mußte als Pflegetochter in einer nicht reichen Familie leben, sie mußte sich selbst sagen, daß sie derselben eine Last sei und in Zukunft noch mehr werden möchte. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß ihr von dieser Seite, wenn auch noch so leise und zart, Andeutungen in dieser Richtung gemacht worden sind. Ihre Herzenshoffnungen waren mehr als einmal bitter getäuscht worden. Jedenfalls trat die Frommansche Familie der Bewerbung nicht entgegen, vielmehr ist es menschlich und natürlich, anzunehmen, daß dieselbe eine solche Verbindung begünstigt hat. Und so erfolgte denn endlich die Verlobung im Frühling 1821. Der Brautstand war ein überaus trauriger, was jedem, welcher Gelegenheit hatte, die beiden Verlobten bei einander zu sehen, sofort klar werden mußte. Stahr führt das Zeugnis eines jungen Studenten auf,

welcher in dieser Lage war. Dasselbe lautet folgendermaßen: „Der Professor Walch war gewiß ein ehrenhafter Mann, aber ebenso gewißlich ein völlig entgegengesetzter und abstoßender Pol. Ich war mit den schon Verlobten einen Abend im Frommanschen Hause zusammen, und obgleich damals ein junger und wenig urteilsfähiger Mensch, konnte ich doch das gedrückte Wesen, welches das Brautpaar in den Kreis brachte, gar wohl bemerken und nur mit innigem Bedauern und trüber Ahnung an Minnas Zukunft denken. Die Heirat geschah auf Betrieb und Zureden der Frau Fromman, gewiß von ihrer Seite in guter Absicht, aber die kluge und sehr energische Frau hat sich bitter getäuscht.“ Gewiß war es sehr schwer, sich von der Verbindung von zwei so verschiedenen Persönlichkeiten einen glücklichen Erfolg zu versprechen. Das Experiment ist denn auch wirklich so unglücklich als irgend möglich ausgefallen.

Kurz nach der Hochzeit, welche im September 1821 im Frommanschen Hause gefeiert worden war, verließ Minna das Haus ihres Gatten und begab sich zu ihren Verwandten nach Züllichau. Die Gemütskrankheit, in welche sie verfallen war, begann sich aber bald zu bessern. Ihr Gatte verweigerte die Scheidung und veranlaßte mehrmals durch Freunde Versuche einer Wiedervereinigung, welche bei Minna um so eher gelangen, da ihr zartes Gewissen immer durch den Gegensatz zwischen ihrer unüberwindlichen Abneigung gegen ihren Gatten und der Pflicht, welche sie nun einmal gegen ihn übernommen hatte, gequält wurde. Aber alle diese im Verlaufe von zehn Jahren gemachten Versuche, das Zusammenleben der beiden Gatten zu erneuern, mißlangen nach kurzer Dauer und erweckten stets einen neuen Ausbruch ihrer Gemütskrankheit. Nachdem dies sich dreimal wiederholt hatte, schrieb sie einem Freunde: „Es ist schrecklich, aber, wenn ich in meiner Stube arbeite und Walchs Stimme nur im Hausflure höre, auch wenn ich gewiß weiß, daß er nicht zu mir eintreten wird, so zittere ich schon am ganzen Körper!“ Dieser Freund, an welchen diese Worte gerichtet sind, fügt hinzu: „Diese unüberwindliche Abneigung war und ist gerade denen am rätselhaftesten, welche Minna am genauesten kannten, da wir täglich in den langen Jahren unseres Zusammenlebens mit ihr

niemals andere Wahrnehmungen gemacht haben, als daß sie mit jedem, ohne Unterschied des Standes und der Bildung, auf die liebevollste und geeignetste Weise umzugehen wußte.“ Man mußte aber dieser augenscheinlich nicht zu überwindenden Abneigung gegenüber den Versuch, die beiden Gatten wieder zu vereinigen, als aussichtslos aufgeben und sie blieben bis zu dem 1853 erfolgten Tode Walchs dauernd getrennt. Es ist eine ihn hoch ehrende Thatsache, daß er der Frau, welche ihn verlassen und einen förmlichen Widerwillen gegen ihn gezeigt hatte, nicht nur während der langen Zeit ihrer Trennung eine Pension gegeben hatte, zu deren Annahme sie sich übrigens erst nach langem Widerstreben entschließen konnte, sondern daß er ihr auch durch sein Testament einen Teil seines Vermögens vermachte. Sie überlebte ihn noch 12 Jahre, welche sie zurückgezogen von der Welt, ihr Leben als eine drückende Last empfindend, zubrachte. Im Jahre 1846 schrieb sie an eine entfernte Verwandte mit großer, feiner Handschrift, wie sie Goethe auch seiner Ottilie beilegte, bei Gelegenheit des Todes der Mutter derselben: „Für sie war der Tod sicher eine Wohlthat, da sie soviel gelitten hat. Ich gönne ihr von Herzen die Ruhe, die mir schon jahrelang als meine schönste Hoffnung erscheint; und doch bin ich körperlich so ganz gesund. Aber desto mehr leidet oft mein Gemüt.“ Diese Störungen ihres geistigen Lebens wiederholten sich häufig, sie war beständig in einer Unruhe, welche sie nicht zu beherrschen vermochte, so daß ihre Familie wiederholt versuchte, ihr in Heilanstalten für Gemütskranke Heilung zu bringen. Ihr Übel war weniger eine eigentliche Krankheit des Geistes, als eine tiefe Verstimmung des Gemüts, aber es konnte nicht ausbleiben, daß auch ihr Verstand unter diesen fortwährenden Störungen zu leiden begann. Ihr Leiden zog immer neue Nahrung aus den quälenden Selbstvorwürfen, welche sie sich beständig machte, indem sie es sich „hauptsächlich als Sünde anrechnete, ihren Mann geheiratet zu haben, obschon sie sich lange genug dagegen gesträubt und ihn viele Jahre hindurch mit seinen Bewerbungen immer abgewiesen hatte, bis sie sich endlich, wohl durch unaufhörliches Überreden bewogen, zu der unglückseligen Heirat entschloß.“ Ein erster Heilungsversuch in Sorau mißlang; ein zweijähriger Aufenthalt in einer Heilanstalt

in der Nähe von Leipzig schien besseren Erfolg zu haben, und sie kehrte, anscheinend hergestellt, wieder zu ihren Verwandten zurück, aber die Störungen traten wieder ein und sie wurde auf ihr eigenes Verlangen in die Heilanstalt in Görlitz gebracht, wo sie am 10. Juli 1865, sechsundsiebzig Jahre alt, gestorben ist. „So endete, schließt Stahr seinen Bericht, in einem Irrenhause ein Leben, dem in seiner Jugend die hellsten Sterne gestrahlt, ein Wesen, dem der größte Dichter Deutschlands seine Liebe geweiht, sie in seinen ergreifendsten Dichtungen durch den Ausdruck höchster Liebe und Verehrung gefeiert hatte, und das, geschmückt mit allen Vorzügen des Geistes und Herzens wie der Schönheit, ganz dazu bestimmt erschienen war, volles Lebensglück zu genießen und zu verbreiten! Fünfundvierzig lange Jahre still getragenen, aber nur um so schwerer empfundenen Unglücks waren das Resultat eines einzigen Schrittes, zu dem sie sich, obschon er ihr im Innersten widerstrebte, aus einer Schwäche hatte bewegen lassen, die eben, weil sie einer der liebenswürdigsten Seiten ihres Wesens, ihrer Selbstlosigkeit entstammte, für sie selbst nur um so verderblicher werden mußte. Ihr ganzes Wesen nämlich machte sie wehrlos und unfähig zu anhaltendem Widerstande gegen lebhaftes Wünschen und Andringen anderer, aber es schützte sie um so weniger vor den Folgen ihrer Nachgiebigkeit, als ihre zarte, sinnpflanzenhafte Natur den Rückschlag doppelt hart zu empfinden hatte.“ — Dies war, soweit es zu ergründen möglich ist, das Wesen und das unglückliche Leben derjenigen, welche Goethe so leidenschaftlich geliebt hat, von welcher er sich nur mit blutendem Herzen losgerissen, und welcher er noch im Gefühle glühenden Schmerzes in der Ottilie seiner Wahlverwandtschaften ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Er schrieb selbst, nachdem die Wahlverwandtschaften gedruckt waren: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tiefleidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet. Der dritte Oktober 1809 befreite mich von dem Werke, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können.“ Um dieselbe Zeit schrieb er einem Freunde: „Der durchsichtige und undurchsichtige Schleier der Dichtung wird dich nicht verhindern, bis auf die eigentlich intentionierte Gestalt hineinzusehen.“

Diese Gestalt nun mußte, so lange man die bisher vorherrschende Ansicht über Minna Herzlieb, das Original derselben, festhielt, als dieser widersprechend erscheinen. Denn nach dieser Auffassung war Minna Herzlieb eine jugendfrische, geistig und körperlich gesunde Natur, welche, um sich vor der Liebe zu einem viel älteren Manne zu retten, von welchem sie die ernstesten Rücksichten auf Gesetz, Sitte und Lebensverhältnisse trennten, aus freier Entschließung die Gattin eines Mannes wurde, dem sie zwar nur eine ruhige, ganz gemäßigte Neigung entgegenbringen konnte, der aber doch ziemlich gleichen Alters mit ihr war und mit welchem sie sich ohne Verletzung aller jener Rücksichten verbinden konnte. Die Ottilie der Wahlverwandtschaften aber erscheint von vorne herein körperlich und geistig krankhaft, unjugendlich und unheimlich. Erst, wenn jene falsche Auffassung von Minna Herzlieb aus dem Wege geräumt ist, wenn man nach den obigen Mitteilungen, so weit es möglich ist, ihr wahres Wesen und ihr wirkliches Schicksal erkannt hat, erkennt man zugleich, daß Goethe dieses Wesen tief und richtig erkannt und dargestellt hat. Ottilie ist die Tochter einer früh verstorbenen Verwandten Charlottens, eine mittellose Waise, für welche diese liebevoll sorgt, indem sie dieselbe mit ihrer eigenen im gleichen Alter stehenden Tochter Luciane in einer vornehmen Erziehungsanstalt ausbilden läßt, wo ihr die übermütige Laune der letzteren ihre abhängige Lage drückend fühlen läßt und ihr manche bittere Stunde bereitet. Charlotte hatte es mit ihrem Pflegekinde noch besser beabsichtigt. Sie selbst war durch Verhältnisse von Eduard, ihrem Jugendgeliebten getrennt worden und hatte einem anderen Manne ihre Hand reichen müssen, welcher ungefähr zwei Jahre, ehe die Handlung des Romans beginnt, gestorben war. Als um diese Zeit Eduard, welcher eine glänzende Partie war, ebenfalls als Witwer von seinen Reisen zurückkehrte, dachte Charlotte nicht daran, alte Rechte für sich in Anspruch zu nehmen, sondern wollte Eduard mit ihrer Pflegetochter verheiraten, aber Eduard, welcher damals von diesem Plane nichts erfuhr, vereitelte ihn unwillkürlich, da er jetzt, da sie beide freigeworden waren, entschieden darauf bestand, das alte Verhältnis wieder anzuknüpfen und in dem leidenschaftlichen Streben nach Charlottens Hand

Ottiliens Reize, welche in jugendlichem Aufblühen begriffen war, übersah. Mit eigentümlicher Sophistik schöpfte er später, als die unbezwingliche Leidenschaft für Ottilie ihn ganz erfüllt hatte und er von dem Hauptmann, welcher damals jenen Plan Charlottens gekannt hatte, die Sache erfuhr, daraus Gründe für die Berechtigung seiner ihn jetzt ganz beherrschenden Liebe. Ottilie wird uns, ehe sie persönlich vor uns auftritt, in den Briefen der Vorsteherin jenes Pensionats und ihres Gehilfen von zwei ganz entgegengesetzten Standpunkten und daher ganz verschieden geschildert und so ihr Wesen nach allen Seiten hin beleuchtet.

„Von Ottilien, meine Gnädige, schreibt die Vorsteherin, hätte ich eigentlich nur zu wiederholen, was in meinen vorigen Berichten enthalten ist. Ich wüßte sie nicht zu schelten und doch kann ich nicht zufrieden mit ihr sein. Sie ist nach wie vor bescheiden und gefällig gegen andere; aber dieses Zurücktreten, diese Dienstbarkeit will mir nicht gefallen. Eure Gnaden haben ihr neulich Geld und verschiedene Zeuge geschickt. Das erste hat sie nicht angegriffen; die andern liegen auch noch da, unberührt. Sie hält freilich ihre Sachen sehr reinlich und gut, und scheint nur in diesem Sinn die Kleider zu wechseln. Auch kann ich ihre große Mäßigkeit im Essen und Trinken nicht loben. An unserem Tisch ist kein Überfluß; doch sehe ich nichts lieber, als wenn die Kinder sich an schmackhaften und gesunden Speisen satt essen. Was mit Bedacht und Überzeugung aufgetragen und vorgelegt ist, soll auch aufgegessen werden. Dazu kann ich Ottilien niemals bringen. Ja, sie macht sich irgend ein Geschäft, um eine Lücke auszufüllen, wo die Dienerinnen etwas versäumen, nur um eine Speise oder den Nachtisch zu übergehen. Bei diesem allem kommt jedoch in Betrachtung, daß sie manchmal, wie ich erst spät erfahren habe, Kopfweh auf der linken Seite hat, das zwar vorübergeht, aber schmerzlich und bedeutend sein mag. So viel von diesem übrigens so schönen und lieben Kinde.“ —

Der Gehilfe schreibt: „Unsere vortreffliche Vorsteherin läßt mich gewöhnlich die Briefe lesen, in welchen sie Beobachtungen über ihre Zöglinge den Eltern und Vorgesetzten mitteilt. Diejenigen, die an Eure Gnaden gerichtet sind, lese ich immer mit doppelter

Aufmerksamkeit, mit doppeltem Vergnügen: denn indem wir Ihnen zu einer Tochter Glück zu wünschen haben, die alle jene glänzenden Eigenschaften vereinigt, wodurch man in der Welt emporsteigt; so muß ich wenigstens Sie nicht minder glücklich preisen, daß Ihnen in Ihrer Pflegetochter ein Kind beschert ist, das zum Wohl, zur Zufriedenheit anderer und gewiß auch zu seinem eigenen Glück geboren ward. Ottilie ist fast unser einziger Zögling, über den ich mit unserer vortrefflichen Vorsteherin nicht einig werden kann. Ich verarge dieser thätigen Frau keineswegs, daß sie verlangt, man soll die Früchte ihrer Sorgfalt äußerlich und deutlich sehen; aber es giebt auch verschlossene Früchte, die erst die rechten kernhaften sind und die sich früher oder später zu einem schönen Leben entwickeln. Dergleichen ist gewiß Ihre Pflegetochter. So lange ich sie unterrichte, sehe ich sie immer gleichen Schrittes gehen, langsam vorwärts, nie zurück. Wenn es bei einem Kinde nötig ist, vom Anfange anzufangen, so ist es gewiß bei ihr. Was nicht aus dem Vorhergehenden folgt, begreift sie nicht. Sie steht unfähig, ja stöckisch vor einer leicht faßlichen Sache, die für sie mit nichts zusammenhängt. Kann man aber die Mittelglieder finden und ihr deutlich machen, so ist ihr das Schwerste begreiflich. Bei diesem langsamen Vorschreiten bleibt sie gegen ihre Mitschülerinnen zurück, die mit ganz andern Fähigkeiten immer vorwärts eilen, alles, auch das Unzusammenhängende leicht fassen, leicht behalten und bequem wieder anwenden. So lernt sie, so vermag sie bei einem beschleunigten Lehrvortrage gar nichts; wie es der Fall in einigen Stunden ist, welche von trefflichen, aber raschen und ungeduldigen Lehrern gegeben werden. Man hat über ihre Handschrift geklagt, über ihre Unfähigkeit, die Regeln der Grammatik zu fassen. Ich habe diese Beschwerde näher untersucht: es ist wahr, sie schreibt langsam und steif, wenn man so will, doch nicht zaghaft und ungestalt. Was ich ihr von der französischen Sprache, die zwar mein Fach nicht ist, schrittweise mitteilte, begriff sie leicht. Freilich ist es wunderbar, sie weiß vieles und recht gut, nur wenn man sie fragt, scheint sie nichts zu wissen. Soll ich mit einer allgemeinen Bemerkung schließen, so möchte ich sagen: sie lernt nicht als eine, die erzogen werden soll, sondern als eine, die erziehen will; nicht als Schülerin, sondern

als künftige Lehrerin. Vielleicht kommt es Eurer Gnaden sonderbar vor, daß ich selbst als Erzieher und Lehrer jemanden nicht mehr zu loben glaube, als wenn ich ihn für meines Gleichen erkläre. Eurer Gnaden bessere Einsicht, tiefere Menschen- und Weltkenntnis wird aus meinen beschränkten und wohlgemeinten Worten das beste nehmen. Sie werden sich überzeugen, daß auch an diesem Kinde viel Freude zu hoffen ist. Ich empfehle mich zu Gnaden und bitte um die Erlaubnis wieder zu schreiben, sobald ich glaube, daß mein Brief etwas Bedeutendes und Angenehmes enthalten werde." — Nach der Schlußprüfung, in welcher Charlottens Tochter Luciane sich besonders ausgezeichnet hat, verweist die Vorsteherin nach einem begeisterten Bericht über die Erfolge derselben wegen Ottiliens auf den Gehilfen und dieser schreibt in dem Brief, welcher für das Schicksal aller Personen des Romans verhängnisvoll wird, weil er die Aufnahme Ottiliens in das Haus Eduards und Charlottens entscheidet, wie folgt: „Von Ottilien läßt mich unsere ehrwürdige Vorsteherin schreiben, teils, weil es ihr, nach ihrer Art zu denken, peinlich wäre, dasjenige, was zu melden ist, zu melden, teils auch weil sie selbst einer Entschuldigung bedarf, die sie lieber mir in den Mund legen mag. Da ich nur allzuwohl weiß, wie wenig die gute Ottilie das zu äußern imstande ist, was in ihr liegt und was sie vermag, so war mir vor der öffentlichen Prüfung einigermaßen bange, um so mehr, als überhaupt dabei keine Vorbereitung möglich ist, und auch, wenn es nach der gewöhnlichen Weise sein könnte, Ottilie auf den Schein nicht vorzubereiten wäre. Der Ausgang hat meine Sorge nur zu sehr gerechtfertigt; sie hat keinen Preis erhalten und ist auch unter denen, die kein Zeugnis empfangen haben. Was soll ich viel sagen? Im Schreiben hatten andere kaum so wohlgeformte Buchstaben, doch viel feinere Züge; im Rechnen waren alle schneller, und an schwierige Aufgaben, welche sie besser löst, kam es bei der Untersuchung nicht. Im Französischen überparlierten und überexponierten sie manche, in der Geschichte waren ihr Namen und Jahreszahlen nicht gleich bei der Hand; bei der Geographie vermißte man Aufmerksamkeit auf die politische Einteilung. Zum musikalischen Vortrag ihrer wenigen bescheidenen Melodieen fand sich weder Zeit noch Ruhe. Im Zeichnen hätte sie

gewiß den Preis davongetragen: ihre Umrisse waren rein und die Ausführung bei vieler Sorgfalt geistreich. Leider hatte sie etwas zu Großes unternommen und war nicht fertig geworden. Als die Schülerinnen abgetreten waren, die Prüfenden zusammen Rat hielten und uns Lehrern wenigstens einiges Wort dabei gönnten, merkte ich wohl bald, daß von Ottilien gar nicht, und, wenn es geschah, wo nicht mit Mißbilligung doch mit Gleichgiltigkeit gesprochen wurde. Ich hoffte, durch eine offene Darstellung ihrer Art zu sein, einige Gunst zu erregen, und wagte mich daran mit doppeltem Eifer, einmal, weil ich nach meiner Überzeugung sprechen konnte, und sodann, weil ich mich in jüngeren Jahren in eben demselben traurigen Fall befunden hatte. Man hörte mich mit Aufmerksamkeit an, doch, als ich geendet hatte, sagte mir der vorsitzende Prüfende zwar freundlich, aber lakonisch: Fähigkeiten werden vorausgesetzt, sie sollen zu Fertigkeiten werden. Dies ist der Zweck aller Erziehung, dies ist die laute deutliche Absicht der Eltern und Vorgesetzten, die stille, nur halbbewußte der Kinder selbst. Dies ist auch der Gegenstand der Prüfung, wobei zugleich Lehrer und Schüler beurteilt werden. Aus dem, was wir von Ihnen vernehmen, schöpfen wir gute Hoffnung von dem Kinde, und Sie sind allerdings lobenswürdig, indem Sie auf die Fähigkeiten der Schülerinnen genau acht geben. Verwandeln Sie solche bis übers Jahr in Fertigkeiten, so wird es Ihnen und Ihrer begünstigten Schülerin nicht an Beifall mangeln. In das, was hierauf folgte, hatte ich mich schon ergeben, aber ein noch Übleres nicht befürchtet, das sich bald darauf zutrug. Unsere gute Vorsteherin, die wie ein guter Hirte auch nicht eins von ihren Schäfchen verloren, oder wie es hier der Fall war, ungeschmückt sehen möchte, konnte, nachdem die Herren sich entfernt hatten ihren Unwillen nicht bergen und sagte zu Ottilien, die ganz ruhig, indem die andern sich über ihre Preise freuten, am Fenster stand: Aber sagen Sie mir, um's Himmelswillen! wie kann man so dumm aussehen, wenn man es nicht ist? Ottilie versetzte ganz gelassen: Verzeihen Sie, liebe Mutter, ich habe gerade heute wieder mein Kopfweh und ziemlich stark. Das kann niemand wissen, versetzte die sonst so teilnehmende Frau und kehrte sich verdrießlich um. Nun, es ist wahr; niemand kann

es wissen; denn Ottilie verändert das Gesicht nicht, und ich habe auch nicht gesehen, daß sie einmal die Hand nach dem Schlaf zu bewegt hätte. Das war noch nicht alles. Ihre Fräulein Tochter, gnädige Frau, sonst lebhaft und freimütig, war im Gefühl ihres heutigen Triumphs ausgelassen und übermütig. Sie sprang mit ihren Preisen und Zeugnissen in den Zimmern herum und schüttelte sie auch Ottilien vor dem Gesicht. Du bist heute schlecht gefahren! rief sie aus. Ganz gelassen antwortete Ottilie, es ist noch nicht der letzte Prüfungstag. Und doch wirst du immer die letzte bleiben! rief das Fräulein und sprang hinweg. Ottilie schien gelassen für jeden andern, nur nicht für mich. Eine innere unangenehme lebhafte Bewegung, der sie widersteht, zeigt sich durch eine ungleiche Farbe des Gesichts. Die linke Wange wird auf einen Augenblick rot, indem die rechte bleich wird. Ich sah dies Zeichen und meine Teilnahme konnte sich nicht zurückhalten. Ich führte unsere Vorsteherin beiseite, sprach ernsthaft mit ihr über die Sache. Die treffliche Frau erkannte ihren Fehler. Wir berieten, wir besprachen uns lange, und ohne deshalb weitläufiger zu sein, will ich Euren Gnaden unsern Beschluß und unsere Bitte vortragen: Ottilien auf einige Zeit zu sich zu nehmen. Die Gründe werden Sie sich selbst am besten entfalten. Bestimmen Sie sich hiezu, so sage ich mehr über die Behandlung des guten Kindes. Verläßt uns dann Ihre Fräulein Tochter, wie zu vermuten steht, sehen wir Ottilien mit Freuden zurückkehren. Noch eins, das ich vielleicht in der Folge vergessen könnte: ich habe nie gesehen, daß Ottilie etwas verlangt oder gar um etwas dringend gebeten hätte. Dagegen kommen Fälle, wiewohl selten, daß sie etwas abzulehnen sucht, was man von ihr fordert. Sie thut das mit einer Gebärde, die für den, der den Sinn davon gefaßt hat, unwiderstehlich ist. Sie drückt die flachen Hände, die sie in die Höhe hebt, zusammen und führt sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigt und den dringend Fordernden mit einem solchen Blick ansieht, daß er gern von allem absteht, was er verlangen oder wünschen möchte. Sehen Sie jemals diese Gebärde, gnädige Frau, wie es bei Ihrer Behandlung nicht wahrscheinlich ist, so gedenken Sie meiner und schonen Sie Ottilien!“ — Diese Briefe wirken entscheidend und Ottilie wird in

das Haus aufgenommen, wo ihre Gegenwart eine so schmerzliche Katastrophe hervorrufen soll. Wenn wir die Charakterzüge bezeichnen wollen, welche aus dieser Schilderung hervortreten, aus welcher eine so innige Teilnahme an dem eigentümlichen, aber doch so liebenswürdigen Kinde spricht, daß man sie fast Liebe nennen kann, so finden wir die natürlichen Folgen der Verhältnisse, in welchen sie aufgewachsen ist. Früh Waise geworden, auf die Wohlthätigkeit einer wohlwollenden, aber ihr doch fern stehenden Frau angewiesen, der Liebe und Pflege des Elternhauses entbehrend, von fremden Händen in einem Pensionat aufgezogen, dabei fortwährend von einer auf ihre äußeren und inneren Vorzüge stolzen, des Zartgefühls entbehrenden Altersgenossin niedergehalten und gekränkt, hat sich ihre Natur herbe und mit einem gewissen Trotz verschlossen, so daß sie nicht ausspricht, was sie fühlt und leidet, sondern alle ihre Gefühle und Schmerzen in den Tiefen ihrer Brust verbirgt und sie dadurch nur um so heftiger empfindet.

Aber die Lieblichkeit ihrer Erscheinung, ihr „schönes rundes himmlisches Gesichtchen“, dessen Hauptreiz die sprechenden Augen bilden, ihre herrliche Gestalt, ihre holde Anmut verfehlen ihre Wirkung nicht in dem neuen Kreise, in welchen sie jetzt eingetreten ist. Als Eduard am nächsten Tage Ottilie „ein angenehmes, unterhaltendes Mädchen“ nennt, macht ihn Charlotte lächelnd zu seiner Bestürzung darauf aufmerksam, daß dieselbe „bisher ja den Mund noch nicht aufgethan habe“. Ihre Gegenwart wirkt aber bald in vielen Beziehungen fördernd und angenehm. Sie wird rasch eine tüchtige Stütze der Hausfrau in allen häuslichen Angelegenheiten, sie faßt das, was zu thun ist, schnell auf, und führt es in geschickter und liebenswürdiger Weise aus, sie ist andererseits für Charlotte auch eine angenehme und unterhaltende Gesellschafterin in den Stunden, in welchen die Herren, ihren Geschäften sich widmend, die Frau vom Hause sich selbst überlassen. Charlotte bringt es auch dahin, was in der Pension niemandem gelungen war, daß Ottilie mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf ihre Kleidung verwendet, wobei sie einen außerordentlich feinen Geschmack beweist. Der Eintritt dieses neuen, so lieblichen Elements in den kleinen Kreis bewirkt auch eine Umwandlung in dem Benehmen der

Herren; sie zeigen sich mehr zum geselligen Verkehr geneigt, liebenswürdiger in ihrem Betragen und suchen namentlich sich dem jungen Mädchen, welches durch seine Schönheit und Liebenswürdigkeit das Haus gleich einem Sonnenstrahl erhellt, angenehm zu machen. Wie sehr andererseits Ottilie stets bestrebt ist, durch ihre Gefälligkeit und Freundlichkeit gegen alle sich gleichsam dankbar für die liebevolle Aufnahme zu erweisen, welche sie hier gefunden hat, und wie angenehm und wohlthuend sie alles that, schildert der Dichter mit folgenden Worten: „Je mehr sie das Haus, die Menschen, die Verhältnisse kennen lernte, desto lebhafter griff sie ein, desto schneller verstand sie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerksamkeit blieb sich immer gleich, sowie ihre gelassene Regsamkeit. Und so war ihr Sitzen, Aufstehen, Gehen, Kommen, Holen, Bringen, Wiederniedersetzen ohne einen Schein von Unruhe, ein ewiger Wechsel, die ewige angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man sie nicht hörte, so leise trat sie auf." Es war ein folgenreicher Umstand, daß besonders Eduard gleich von Anfang an viel allein mit Ottilie verkehrte, da Charlotte und der Hauptmann fast unausgesetzt mit einander an der Ausführung der Neuanlage des Parks und den damit verbundenen Bauplänen beschäftigt waren. Die geheimnisvolle Anziehungskraft, welche in der leblosen Natur wirkt, und von welcher der Titel des Romans hergenommen ist, äußert bald ihre Wirkung, ohne daß die Beiden ahnen, wohin dieser Weg sie führen wird. Die Sache sieht zuerst sehr harmlos aus. Eduard fühlt sich von der außerordentlichen Aufmerksamkeit, mit welcher Ottilie alle seine Wünsche gleichsam errät, von der Bereitwilligkeit, mit welcher sie dieselben erfüllt, angenehm berührt; sie geht mit zarter Rücksicht auf seine Eigenheiten ein, sie sucht alles, was ihm angenehm ist, zu Stande zu bringen, alles, was ihm nicht sympathisch ist, aus dem Wege zu räumen. Er glaubt bald, ihre Gegenwart, ihre freundliche Dienstfertigkeit nicht mehr entbehren zu können und andererseits fühlt sich auch das junge Mädchen in seiner Gesellschaft so frei und glücklich, daß sie, welche sonst so verschlossen war, ihm gegenüber sich frei, gesprächig und offen zeigt. Der Eindruck, welchen seine stattliche, einnehmende Persönlichkeit auf sie, als sie noch Kind war,

gemacht und welche sich erneuert hatte, als Charlotte beabsichtigte, ein Paar aus den Beiden zu machen, wurde jetzt verstärkt und aufgefrischt, und so bildete sich zunächst zwischen beiden eine „stille freundliche Neigung aus", aus welcher aber bald eine glühende, alle Schranken durchbrechende Leidenschaft hervorging. Der entscheidende Wendepunkt war der im siebenten Kapitel des ersten Teils geschilderte Waldspaziergang: „Ich habe eine Bitte, liebe Ottilie, (fing Eduard mit einigem Zaudern zu sprechen an), verzeihen Sie mir die, wenn Sie mir sie auch versagen. Sie machen kein Geheimnis daraus, und es braucht es auch nicht, daß Sie unter Ihrem Gewand, auf Ihrer Brust ein Miniaturbild tragen. Es ist das Bild Ihres Vaters, des braven Mannes, den Sie kaum gekannt und der in jedem Sinne eine Stelle an Ihrem Herzen verdient. Aber vergeben Sie mir: das Bild ist ungeschickt groß, und dieses Metall, dieses Glas macht mir tausend Ängste, wenn Sie ein Kind in die Höhe heben, etwas vor sich hintragen, wenn die Kutsche schwankt, wenn wir durch's Gebüsch dringen, eben jetzt, wie wir vom Felsen herabstiegen. Mir ist die Möglichkeit schrecklich, daß irgend ein unvorhergesehener Stoß, ein Fall, eine Berührung Ihnen schädlich und verderblich sein könnte. Thun Sie es mir zuliebe, entfernen Sie das Bild, nicht aus Ihrem Andenken, nicht aus Ihrem Zimmer, ja geben Sie ihm den schönsten, den heiligsten Ort Ihrer Wohnung: nur von Ihrer Brust entfernen Sie etwas, dessen Nähe mir, vielleicht aus übertriebener Ängstlichkeit, so gefährlich scheint!" — Ottilie schwieg, und hatte, während er sprach, vor sich hingesehen; dann, ohne Übereilung und ohne Zaudern, mit einem Blick mehr gen Himmel als auf Eduard gewendet, löste sie die Kette, zog das Bild hervor, drückte es gegen ihre Stirn und reichte es dem Freunde hin, mit den Worten: Heben Sie mir es auf, bis wir nach Hause kommen. Ich vermag Ihnen nicht besser zu bezeugen, wie sehr ich Ihre freundliche Sorgfalt zu schätzen weiß. Der Freund wagte nicht, das Bild an seine Lippen zu drücken, aber er faßte Ihre Hand und drückte sie an seine Augen. Es waren vielleicht die zwei schönsten Hände, die sich jemals zusammenschlossen. Ihm war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre, als wenn sich eine Scheidewand

zwischen ihm und Ottilie niedergelegt hätte." — Jawohl, es hatte sich eine Scheidewand niedergelegt, aber es war eine Scheidewand, welche nie hätte niedergelegt werden sollen, denn sie trennte das schöne Paar zugleich von einander und von schwerer Pflichtverletzung und von unfehlbarem Verderben. Schon das Benehmen Eduards bei den Beratungen über den Plan zum Bau des neuen Sommerhauses zeigt ein so leidenschaftliches Bestreben, Ottiliens Meinung zur allein geltenden zu machen, und eine so stolze Freude, als dieselbe von allen als die richtige anerkannt wird, daß man deutlich erkennt, daß hier nicht mehr von einer stillen ruhigen Neigung die Rede war, sondern daß hier eine glühende Leidenschaft sich zu entflammen begann. Die Zeichen dieses Zustandes, welcher sich auf beiden Seiten immer mehr entwickelte, wurden allmählich so deutlich, daß auch Charlotte und der Hauptmann nicht umhin konnten, sie zu bemerken. Ottilie war indessen durch ihr stilles und sicheres Betragen Herrin des Haushaltes geworden, um so mehr, da ihre Sinnesweise mehr dem häuslichen als dem Leben im Freien zugeneigt war, an welchem letzteren sie, wie Eduard bald merkte, sich nur mehr aus Gefälligkeit beteiligte. Er wußte es denn auch bald so einzurichten, daß sie von ihren abendlichen Spaziergängen frühzeitiger heim kamen „und fing an, was er lange unterlassen hatte, Gedichte vorzulesen, solche besonders, in deren Vortrag der Ausdruck einer reinen, doch leidenschaftlichen Liebe zu legen war." Es war Eduard immer unerträglich gewesen, wenn ihm jemand beim Vorlesen mit in das Buch sah. Jetzt heißt es: „Ottilie saß Eduard zur Rechten, wohin er auch das Licht schob, wenn er las. Alsdann rückte sich Ottilie wohl näher, um ins Buch zu sehen: denn auch sie traute ihren eigenen Augen mehr, als fremden Lippen; und Eduard gleichfalls rückte zu, um es ihr auf alle Weise bequem zu machen; ja er hielt oft längere Pausen als nötig, damit er nur nicht eher umwendete, bis auch sie zum Ende der Seite gekommen." Ein anderes Zeichen offenbarte gelegentlich Ottiliens stille Neigung. Als man eines Abends die Sonaten für Klavier und Flöte suchte, welche Charlotte mit Eduard gewöhnlich auszuführen pflegte, gestand Ottilie, daß sie dieselben mit auf ihr Zimmer genommen. „Und Sie können, Sie wollen mich auf dem

Flügel begleiten?" rief Eduard, dem die Augen vor Freude glänzten. „Ich glaube wohl, versetzte Ottilie, daß es gehen wird." Sie brachte die Noten herbei und setzte sich ans Klavier. Die Zuhörenden waren aufmerksam und überrascht, wie vollkommen Ottilie das Musikstück für sich selbst eingelernt hatte, aber noch mehr überrascht, wie sie es der Spielart Eduards anzupassen wußte. Anzupassen wußte ist nicht der rechte Ausdruck. — — Ottilie, welche die Sonate von jenen einigemal spielen gehört, schien sie nur in dem Sinne eingelernt zu haben, wie jener sie begleitete. Sie hatte seine Mängel so zu den ihrigen gemacht, daß daraus wieder eine Art von lebendigem Ganzen entsprang, das sich zwar nicht taktgemäß bewegte, aber doch höchst angenehm und gefällig lautete. — — — Auch diesem wunderbaren, unerwarteten Begegnis sahen der Hauptmann und Charlotte stillschweigend mit einer Empfindung zu, wie man oft kindische Handlungen betrachtet, die man wegen ihrer besorglichen Folgen gerade nicht billigt und doch nicht schelten kann, ja vielleicht beneiden muß. Denn eigentlich war die Neigung dieser beiden ebenso gut im wachsen, als jene, und vielleicht nur noch gefährlicher dadurch, daß beide ernster, sicherer vor sich selbst, sich zu halten fähiger waren."

Diese wachsende Neigung war Eduard und gewiß auch Ottilien nicht entgangen und dieses Bewußtsein konnte nicht anders, als beschleunigend auf das Wachstum ihrer eigenen Leidenschaft wirken, welche darin gleichsam eine Entschuldigung vor ihrem Gewissen fand. Nicht weniger wirkten in dieser Richtung auf Ottilien die frivolen Gespräche über Ehescheidung, welche der Besuch des Grafen und der Baronesse veranlaßt hatte und welche ihr gleichsam einen Weg zeigten, ihrer gegen Pflicht und Gesetz streitenden Liebe eine berechtigte Existenz zu verschaffen. So bedurfte es nur einer Gelegenheit, um einen Ausbruch, eine Erklärung herbeizuführen. Diese bot sich, als eines Abends, als die Kerzen schon angezündet waren und Charlotte mit dem Hauptmann noch draußen war, Ottilie im Salon zu Eduard trat und ihm eine von ihr mit eifrigem Fleiße gefertigte Abschrift eines Dokumentes, deren er bedurft hatte, brachte. Eduard hatte sie schon lange ungeduldig erwartet. „Endlich trat sie herein, glänzend von Liebenswürdigkeit. Das Gefühl,

etwas für den Freund gethan zu haben, hatte ihr ganzes Wesen über sich selbst gehoben. Sie legte das Original und die Abschrift vor Eduard auf den Tisch. Wollen wir kollationieren? sagte sie lächelnd. Eduard wußte nicht, was er erwidern sollte. Er sah sie an, er besah die Abschrift. Die ersten Blätter waren mit der größten Sorgfalt, mit einer zarten weiblichen Hand geschrieben, dann schienen sich die Züge zu verändern, leichter und freier zu werden: aber wie erstaunt war er, als er die letzten Seiten mit den Augen überlief! Um Gotteswillen! rief er aus, was ist das? Das ist meine Hand! Er sah Ottilien an und wieder auf die Blätter; besonders der Schluß war ganz als wenn er ihn selbst geschrieben hätte. Ottilie schwieg, aber sie blickte ihm mit der größten Zufriedenheit in die Augen. Eduard hob seine Arme empor: Du liebst mich! rief er aus: Ottilie, du liebst mich! und sie hielten einander umfaßt. Wer das andere zuerst ergriffen, wäre nicht zu unterscheiden gewesen. Von diesem Augenblick an war die Welt für Eduard umgewendet, er nicht mehr, was er gewesen, die Welt nicht mehr, was sie gewesen. Sie standen vor einander, er hielt ihre Hände, sie sahen einander in die Augen, im Begriff, sich wieder zu umarmen.“ Er ist nicht imstande, in dem nun folgenden Gespräche mit Charlotte und dem Hauptmann, welche jetzt zurückgekehrt sind, die in ihm glühende Leidenschaft und Liebesseligkeit zu verbergen. Er spricht die bezeichnenden Worte: „Man muß nur ein Wesen recht von Grund aus lieben, da kommen einem die übrigen alle liebenswürdig vor!“ Das ist so deutlich, daß Ottilie die Augen niederschlägt und Charlotte vor sich hin sieht. Über Charlottens Stimmung in dieser Nacht werden wir später zu reden haben, wenn wir diese Frauengestalt betrachten. Eduard, in höchster gewaltiger Aufregung, streift im Garten, im Felde umher und schläft endlich auf der Terrassentreppe unter Ottiliens Fenster ein, um nicht vor Sonnenaufgang zu erwachen. Seine Leidenschaftlichkeit behauptet in der nun folgenden Zeit ihre unbedingte Herrschaft über ihn. Er hat keine Freude mehr am Schaffen, es soll schon alles fertig sein, und alles nur für Ottilien. „Die Wege sollen gebahnt sein, damit Ottilie bequem sie gehen, die Sitze schon an Ort und Stelle, damit Ottilie dort ruhen könne. Auch

an dem neuen Hause treibt er was er kann: es soll an Ottiliens Geburtstage gerichtet werden. In Eduards Gesinnungen, wie in seinen Handlungen ist kein Maß mehr. Das Bewußtsein, zu lieben und geliebt zu werden, treibt ihn in's Unendliche. Wie verändert ist ihm die Ansicht von allen Zimmern, von allen Umgebungen! Er findet sich in seinem eigenen Hause nicht mehr. Ottiliens Gegenwart verschlingt ihm alles: er ist ganz in ihr versunken; keine andere Betrachtung steigt vor ihm auf, kein Gewissen spricht ihm zu; alles, was in seiner Natur gebändigt war, bricht los, sein ganzes Wesen strömt gegen Ottilien."

So wenig wir es gerechtfertigt finden können, daß der Mann, aller seiner Pflichten uneingedenk, sich so vollständig seiner Leidenschaft überantwortet, ein Zustand, welcher uns daran erinnert, wie der Dichter selbst in seiner glühenden Liebe für Minna Herzlieb den Gedanken hegte, eben geschlossene heilige Bande wieder zu lösen, um seine Leidenschaft befriedigen zu können, so können wir doch einen solchen Vorgang in einem Manne noch eher begreifen, als wir es für möglich halten, daß ein junges, unschuldiges und reines Mädchen, wie Ottilie, sich einer solchen Liebe hingeben wird, ohne daß ihr Gewissen ihr sagt, daß dieselbe gegen die heiligsten Pflichten verstößt, daß sie namentlich das höchste Unrecht gegen diejenige in sich schließt, welche ihr ganzes Leben hindurch ihr nur Wohlthaten erwiesen hat. Der Dichter schreibt von Ottilien: „Ottilie, getragen durch das Bewußtsein ihrer Unschuld, auf dem Wege zum erwünschten Glück, lebt nur für Eduard. Durch die Liebe zu ihm in allem Guten gestärkt, um seinetwillen freudiger in ihrem Thun, aufgeschlossener gegen andere, findet sie in sich einen Himmel auf Erden." Jedes Wort dieser Schilderung erscheint uns rätselhaft und unmöglich bei einem weiblichen Wesen, welches uns so edel und rein erscheint, wie Ottilie, als deren hervorragendste Charaktereigenschaft wir Wahrheit und Wahrheitsliebe zu erkennen glaubten. Wie ist es möglich, daß sie nicht das Verwerfliche erkennt, was in ihrem Betragen liegt, wenn sie im Hause ihrer mütterlichen Freundin und Wohlthäterin ein Liebesverhältnis mit dem Gatten derselben unterhält und heimlich Briefe mit ihm wechselt, daß sie sich gar noch durch diese Liebe, welche doch das gerade Gegenteil von

allem Guten ist, in allem Guten gestärkt fühlt. Es ist doch keine genügende Erklärung und Rechtfertigung der vollständigen Verstummung des Gewissens in der sonst so zartfühlenden Ottilie, daß sie die Neigung Charlottens zu dem Hauptmann bemerkt hat, und die Thatsache, welche ihr Benehmen in ein etwas milderes Licht zu stellen geeignet wäre, daß von Charlottens Seite die Trennung ihrer Ehe mit Eduard und die Verbindung mit dem Hauptmann angestrebt wird, ist ihr von Eduard, und zwar im Widerspruch mit der Wahrheit, was sie freilich nicht weiß, doch erst mitgeteilt worden, als der entscheidende Augenblick schon vorüber war, und als sie Eduards Liebesgeständnis schon angenommen und erwidert hatte. Ein sittenreines, unverderbtes Mädchenherz mußte sich selbst doch wahrlich die Frage vorlegen, welche Charlotte später, von tiefem Schmerz erfüllt, an Eduard richtet, ob es denn je wahres Glück empfinden könne, wenn sie ihrer Wohlthäterin ihren Gatten entrissen hätte. Es ist nicht möglich, eine befriedigende Antwort auf diese Fragen zu geben. Stahr giebt an, daß das Rätsel dieser psychologischen Unmöglichkeit manchem nur durch die Annahme lösbar erscheine, daß der Dichter hier das Abbild mit dem Urbilde verwechselt, daß sich Minna Herzlieb in seinem Bewußtsein an die Stelle Ottiliens gedrängt habe. Von jener, meint man, konnte vielleicht das „getragen von dem Bewußtsein ihrer Unschuld“ gelten, von der Ottilie der Dichtung nimmermehr. Allein, fügt Stahr hinzu, eine tiefere Betrachtung läßt erkennen, daß der Dichter zu seinem Verfahren berechtigt war, weil er mit diesen Zügen eben die Leidenschaft der Liebe in ihrer alles verschlingenden Gewalt und das völlige Aufgehen des von ihr erfüllten Gemüts in der urteilslosen Empfindung zur energischen Anschauung zu bringen beabsichtigte.“ Ich halte diese Berechtigung des Dichters nur dann für begründet, wenn er nicht in seiner Charakteristik psychologische Unmöglichkeiten zur Darstellung bringt, und das hat er hier gethan, er hat Widersprüche in den Charakter Ottiliens hineingetragen, welche eben unlösbar sind und welche, weil sie in der Natur nicht vorkommen, auch in der Dichtung nicht gestattet sind, weil sie der Wahrheit widersprechen. Es ist eben nicht möglich, daß diese Ottilie, wie sie uns sonst geschildert wird, sich diesen Dingen gegenüber so stellt,

wie es hier geschildert wird, und daher hätte sie nicht so geschildert werden dürfen. Noch eine schlimmere Versündigung an dem Bilde seiner Ottilie und, wenn man will, an Minna Herzlieb, dem Urbilde derselben, ist eine andere Scene, welche auch Stahr als eine wirkliche Verzeichnung des hohen, edlen und reinen Charakters der Heldin des Romans, an den wir glauben sollen, bezeichnet. Es heißt dort im dreizehnten Kapitel des ersten Teils: „Der Haß ist parteiisch, aber die Liebe ist es noch mehr. Auch Ottilie entfremdete sich einigermaßen von Charlotten und dem Hauptmann. Als Eduard sich einst gegen Ottilien über den letzteren beklagte, *) daß er als Freund und in einem solchen Verhältnisse nicht ganz aufrichtig handle, versetzte Ottilie unbedachtsam: „Es hat mir schon früher mißfallen, daß er nicht ganz redlich gegen Sie ist. Ich hörte ihn einmal zu Charlotten sagen: Wenn uns nur Eduard mit seiner Flötendudelei verschonte: es kann daraus nichts werden und ist für die Zuhörer so lästig. Sie können denken, wie mich das geschmerzt hat, da ich Sie so gerne accompagniere.“ — Die Wirkung dieser Worte, welche man nur als eine niedrige Denunziation bezeichnen kann, war auf Eduard eine außerordentlich tiefe. „Seine Gesichtszüge verwandelten sich. Nie hatte ihn etwas mehr verdrossen: er war in seinen liebsten Forderungen angegriffen, er war sich eines kindlichen Strebens ohne die mindeste Anmaßung bewußt. Was ihn unterhielt, was ihn erfreute, sollte doch mit Schonung vor Freunden behandelt werden. Er dachte nicht, wie schrecklich es für einen Dritten sei, sich die Ohren durch ein unzulängliches Talent verletzen zu lassen. Er war beleidigt, wütend um nicht wieder

---

*) Veranlassung zu diesen Klagen war, daß der Hauptmann Charlotte, welche keine andere Rettung sah, als Ottilien zu entfernen und bis dahin sie soviel als möglich von Eduard getrennt halten wollte, bei dieser Bestrebung unterstützte. Es heißt dort: „Eduard empfand die Hindernisse sehr hoch, die man ihm in den Weg legte. Er bemerkte gar bald, daß man ihn und Ottilien auseinander hielt, daß man ihm erschwerte, sie allein zu sprechen, ja sich ihr zu nähern, außer in Gegenwart von mehreren. — Konnte er Ottilien flüchtig sprechen, so war es nicht nur, sie seiner Liebe zu versichern, sondern sich auch über seine Gattin, über den Hauptmann zu beschweren.

zu vergeben. Er fühlte sich von allen Pflichten losgesprochen.“ Ottilie hatte gewiß diese tiefgehende Wirkung nicht beabsichtigt, namentlich hatte sie nicht etwa Eduard auch gegen Charlotte aufreizen wollen, um den Bruch zwischen den beiden Gatten und die Verwirklichung ihrer Herzenswünsche zu beschleunigen. Sowie das unselige Wort heraus war, bereute sie, es ausgesprochen zu haben. „Kaum hatte sie es gesagt, heißt es, als ihr schon der Geist zuflüsterte, daß sie hätte schweigen sollen, aber es war heraus.“ Aber dies rechtfertigt weder Ottilien, noch den Dichter. Eine Ottilie, wie Goethe sie sonst schildert, darf, kann diese Worte nicht sprechen, sie kann nicht eine so verletzende Äußerung, welche sie nur durch Zufall und jedenfalls, ohne daß sie für ihr Ohr bestimmt gewesen war, vernommen hatte, demjenigen wiederholen, welchen sie jedenfalls schwer verletzen mußte. Die einleitende allgemeine Bemerkung über die Parteilichkeit der Liebe rechtfertigt sie nicht; edle Naturen, und als eine solche ist sie doch vom Dichter angelegt, müssen doch über diese im allgemeinen wohl vorhandene Parteilichkeit soweit erhaben sein, daß sie sich von derselben nicht zu einer geradezu niedrigen Handlung hinreißen lassen, wie die Mitteilung dieser von ihr aufgefangenen Äußerung es war. Eine solche konnte in der Schilderung eines andersgearteten Charakters ein sehr bezeichnender Zug sein, in dieser Ottilie war es ein schwerer, nicht zu entschuldigender Fehler.

Das Einweihungsfest des neuen Lusthauses bringt die hoffnungslos verworrene Situation zu einer vorläufigen Krisis. Charlotte und Eduard versuchen es, sich mit einander auszusprechen, aber keines von beiden spricht das letzte, aufrichtige Wort. Charlotte spricht zwar ohne Rückhalt von Eduards Liebe zu Ottilien, aber nicht von ihrer eigenen Neigung zu dem Hauptmann, welcher am Morgen nach dem Fest abgereist war, um eine ihm angebotene ehrenvolle Stellung anzutreten. *) Eduard verhielt sich dem ent-

*) Es ist nicht möglich, hier die ganze Handlung des Romans zu erzählen; wir müssen uns auf das beschränken, was zur Charakterisierung der Frauengestalten notwendig ist; das übrige muß in dem Roman selbst nachgelesen werden.

schieden ausgesprochenen Willen Charlottens gegenüber widerstrebend und auch die Bewegung, mit welcher sie das ihm entgegenhält, was Ottilie sich selbst hätte entgegenhalten sollen: „Kann Ottilie glücklich sein, wenn sie uns entzweit! wenn sie mir einen Gatten, seinen Kindern einen Vater entreißt?“ beantwortet er nur mit einer bitter ironischen Bemerkung. Es handelt sich bei der Entfernung Ottiliens um die Wahl zwischen zwei Entschlüssen; sie kann entweder in die Pension zurückkehren, aus der Charlottens Tochter in das Haus ihrer Großtante in der Residenz gegangen ist, oder in ein angesehenes Haus aufgenommen werden, um mit einer einzigen Tochter alle Vorzüge einer standesmäßigen Erziehung zu genießen. Charlotte würde das letztere vorziehen, weil sie „die Neigung, ja die Leidenschaft des jungen Mannes, den Ottilie dort für sich gewonnen, nicht vermehren will.“ Da Eduard, um nur Zeit zu gewinnen, ihr Beifall zu geben schien, und nicht unmittelbar widersprach, setzte Charlotte, welche die Sache rasch entscheiden wollte, Ottiliens Abreise, zu welcher sie im Stillen schon alles vorbereitet hatte, auf die nächsten Tage fest. Aber Eduards Entschluß war gefaßt, welchen er seiner Gattin in folgendem Briefe mitteilt: Das Übel, meine Liebe, das uns befallen hat, mag heilbar sein oder nicht, dies nur fühl' ich, wenn ich im Augenblicke nicht verzweifeln soll, so muß ich Aufschub finden für mich, für uns alle. Indem ich mich aufopfere, kann ich fordern. Ich verlasse mein Haus und kehre nur unter günstigeren, ruhigeren Aussichten zurück. Du sollst es indessen hüten, aber mit Ottilien. Bei dir will ich sie wissen, nicht unter fremden Menschen. Sorge für sie, behandle sie wie sonst, wie bisher, ja, nur immer liebevoller, freundlicher und zarter. Ich verspreche, kein heimliches Verhältnis zu Ottilien zu suchen. Laßt mich lieber eine zeitlang ganz unwissend, wie ihr lebt; ich will mir das beste denken. Denkt auch so von mir. Nur, was ich dich bitte, auf das innigste, auf das lebhafteste: mache keinen Versuch, Ottilien sonst irgendwo unterzugeben, in neue Verhältnisse zu bringen. Außer dem Bezirk deines Schlosses, deines Parks, fremden Menschen anvertraut, gehört sie mir, und ich werde mich ihrer bemächtigen. Ehrst du aber meine Neigung, meine Wünsche, meine Schmerzen; schmeichelst du meinem Wahn, meinen Hoffnungen, so

will ich auch der Genesung nicht widerstreben, wenn sie sich mir anbietet." — Dieses letzte Versprechen kam nur aus der Feder, aber nicht aus dem Herzen. Er hatte noch einen harten Kampf mit sich selbst durchzumachen, ehe er seinen Entschluß ausführte, den Ort zu verlassen, wo Ottilie weilte, aber er sagte sich, die Entfernung wäre gerade ein Mittel, der Erfüllung seiner Wünsche näher zu kommen, und er könnte doch jeden Augenblick zurückkehren; andererseits sah er Ottilien aus dem Hause gedrängt, wenn er bliebe, und ritt rasch davon. Ottilie sah ihn wegreiten. Es fiel ihr auf, daß er fortgeritten war, ohne ihr einen Morgengruß geboten zu haben. Sie ward immer bedenklicher, als Charlotte sie zu einem weiten Spaziergang mit sich nahm und von vielen Dingen sprach, Eduards aber, wie es schien, absichtlich, nicht erwähnte. Ihre Betroffenheit vermehrte sich, als sie mittags nur zwei Gedecke auf dem Tische fand. Die einzige Hoffnung, welche sie noch hatte, war, daß Eduard dem Freund nachgeritten sei, um ihn noch eine Strecke zu begleiten, aber der Anblick des gepackten Reisewagens Eduards unter dem Fenster zerstörte diese letzte Hoffnung; sie brauchte ihre ganze Fassung, um ihren Schmerz zu verbergen. Sie begriff nicht, was vorgegangen war, sie fühlte nur, daß Eduard ihr auf geraume Zeit entrissen war. Sie litt unendlich. Erst die Gewißheit, daß sie selbst bleiben darf, bringt ihr einigen Trost. Charlotte sucht ihr jeden Gedanken daran, daß sie an eine Verbindung mit dem Hauptmann denke, wie Eduard seine Geliebte hat glauben machen wollen, dadurch zu vertreiben, daß sie ihr die Nachricht giebt, daß jener im Begriff sei, sich anderweitig zu vermählen, aber sie verfehlt ihren Zweck. Ottiliens Mißtrauen gegen Charlotte nimmt zu und macht sie förmlich zur Spionin alles dessen, was diese thut. Ihre Ruhe ist nur scheinbar. Sie nimmt an allem, was um sie her vorgeht, nur insofern Anteil, als es ihr ein Anzeichen giebt, ob Eduard bald zurückkommen wird oder nicht. Mit ihm hat sie alles verloren, ihr Herz ist unendlich leer. Sie ist durchaus nicht zu der Entsagung entschlossen, welche Charlotte als selbstverständlich annimmt. Aber die Nachricht, welche ihr Charlotte von ihrer Schwangerschaft mitteilt, macht sie betroffen. „Sie ging in sich zurück. Sie hatte nichts mehr zu sagen. Hoffen konnte sie nicht,

und wünschen durfte sie nicht. Wir teilen einige Stellen aus ihrem Tagebuch mit, nicht um Ottilien näher zu charakterisieren, denn die an und für sich kostbaren Aufzeichnungen, welche Stahr mit Recht goldene Sprüche nennt, tragen nichts zur Charakterisierung derselben bei, sondern um einen neuen Beweis zu liefern, daß sich Goethe bei der Darstellung dieser Gestalt schwere Widersprüche zu Schulden hat kommen lassen. Man erwartet, daß ein Mädchen in der Lage Ottiliens, mit einer tiefen, leidenschaftlichen, unglücklichen Liebe im Herzen, ein Mädchen, welches keinen Vertrauten hat, an dessen Brust es sein schwer beladenes Gemüt ausschütten kann, wenn es ein Tagebuch führt, alle Schmerzen, alle Hoffnungen, alle Zweifel, welche sie empfindet, in leidenschaftlicher Form in demselben niederlegen wird. Und was finden wir? Allgemeine Grundsätze und Bemerkungen über Kunst, Religion und Leben, kostbar und tief, aber gerade durch diese Kostbarkeit und Tiefe beweisend, daß Goethe sich hier arg vergriffen hat, und zwar nach zwei Seiten, einmal, weil ein Mädchen wie Ottilie die Kenntnisse und Lebenserfahrung nicht haben kann, welche allein solche Äußerungen möglich machen, und Ottilie auch nach dem, was wir von ihr in dem Roman gehört haben, nicht hatte, und dann, weil ein Mädchen in der leidenschaftlichen Stimmung Ottiliens ein so kalt reflektierendes Tagebuch unmöglich schreiben kann. Die hier folgenden Auszüge werden den Beweis dieser Behauptungen liefern.

„Neben denen dereinst zu ruhen, die man liebt, ist die angenehmste Vorstellung, welche der Mensch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen versammelt werden, ist ein so herzlicher Ausdruck.“ — „Es giebt mancherlei Denkmale und Merkzeichen, die uns Entfernte und Abgeschiedene näher bringen. Keins ist von der Bedeutung des Bildes. Die Unterhaltung mit einem geliebten Bilde, selbst wenn es unähnlich ist, hat etwas Reizendes, wie es manchmal etwas Reizendes hat, sich mit einem Freunde zu streiten. Man fühlt auf eine angenehme Weise, daß man zu zweien ist und doch nicht auseinander kann.“ — „Man unterhält sich manchmal mit einem gegenwärtigen Menschen als mit einem Bilde. Er braucht nicht zu sprechen, uns nicht anzusehen, sich nicht mit uns zu beschäftigen: wir sehen ihn, wir

fühlen unser Verhältnis zu ihm, ja sogar unsere Verhältnisse zu ihm können wachsen, ohne daß er etwas dazu thut, ohne daß er etwas davon empfindet, daß er sich eben bloß zu uns wie ein Bild verhält." — „Man ist niemal mit einem Porträt zufrieden von Personen, die man kennt. Deswegen habe ich die Porträtmaler immer bedauert. Man verlangt so selten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von diesen fordert man's. Sie sollen einem jeden sein Verhältnis zu den Personen, seine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; sie sollen nicht bloß darstellen, wie sie einen Menschen fassen, sondern wie jeder ihn fassen würde. Es nimmt mich nicht Wunder, wenn solche Künstler nach und nach verstockt, gleichgültig und eigensinnig werden. Daraus möchte denn entstehen, was wollte, wenn man nur nicht gerade darüber die Abbildungen so mancher lieben und teuren Menschen entbehren müßte." — „Wenn man die vielen versunkenen, die durch Kirchgänger abgetretenen Grabsteine, die über ihren Grabmälern selbst zusammengestürzten Kirchen erblickt, so kann einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweites Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Überschrift eintritt und länger darin verweilt, als in dem eigentlichen lebendigen Leben. Aber auch dieses Bild, dieses zweite Dasein verlischt früher oder später. Wie über die Menschen, so auch über die Denkmäler läßt sich die Zeit ihr Recht nicht nehmen." — „Eine Vorstellung der alten Völker ist ernst und kann furchtbar erscheinen. Sie dachten sich ihre Vorfahren in großen Höhlen, rings umher auf Thronen sitzend in stummer Unterhaltung. Dem neuen, der hereintrat, wenn er würdig genug war, standen sie auf und neigten ihm einen Willkommen. Gestern, als ich in der Kapelle saß und meinem geschnitzten Stuhle gegenüber noch mehrere umhergestellt sah, erschien mir jener Gedanke gar freundlich und anmutig. Warum kannst du nicht sitzen bleiben? dachte ich bei mir selbst, still und in dich gekehrt sitzen bleiben, lange, lange, bis endlich die Freunde kämen, denen du aufstündest und ihren Platz mit freundlichem Neigen anwiesest. Die farbigen Scheiben machen den Tag zur ernsten Dämmerung und jemand müßte eine ewige Lampe stiften, damit auch die Nacht nicht ganz finster bliebe." — „Man mag sich stellen wie man will, und man

denkt sich immer sehend. Ich glaube, der Mensch träumt nur, damit er nicht aufhöre zu sehen. Es könnte wohl sein, daß das innere Licht einmal aus uns heraussträte, so daß wir keines andern mehr bedürften.“ — „Das Jahr klingt ab. Der Wind geht über die Stoppeln und findet nichts mehr zu bewegen; nur die roten Beeren jener schlanken Bäume scheinen uns noch an etwas Munteres erinnern zu wollen, sowie uns der Taktschlag des Dreschers den Gedanken erweckt, daß in der abgesichelten Ähre so viel Nährendes und Lebendiges verborgen liegt.“ — „Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr hin- und herbewegt, durch stille Wünsche so gern zu unseren Gunsten heranleiten möchten.“ — „Wir befinden uns nicht leicht in großer Gesellschaft, ohne zu denken, der Zufall, der so viele zusammenbringt, solle uns auch unsere Freunde herbeiführen.“ — „Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.“ — „Begegnet uns jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken?“ — „Sich mitzuteilen ist Natur; Mitgeteiltes aufzunehmen wie es gegeben wird, ist Bildung.“ — „Niemand würde viel in Gesellschaften sprechen, wenn er sich bewußt wäre, wie oft er die anderen mißversteht.“ — „Man verändert fremde Reden beim Wiederholen wohl nur darum so sehr, weil man sie nicht verstanden hat.“ — „Wer vor andern lange allein spricht, ohne den Zuhörern zu schmeicheln, erregt Widerwillen.“ — „Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn.“ — „Widerspruch und Schmeichelei machen beide ein schlechtes Gespräch.“ — „Die angenehmsten Gesellschaften sind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet.“ — „Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter, als durch das, was sie lächerlich finden.“ — „Das Lächerliche entspringt aus einem sittlichen Kontrast, der auf eine unschädliche Weise für die Sinne in Verbindung gebracht wird.“ — „Der sinnliche Mensch lacht oft, wo nichts zu lachen ist. Was ihn auch anregt, sein inneres Behagen kommt zum Vorschein.“ — „Der Verständige findet fast alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts.“ — „Einem bejahrten Manne verdachte

man, daß er sich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es ist das einzige Mittel, versetzte er, sich zu verjüngen, und das will doch jedermann.". — „Man läßt sich seine Mängel vorhalten, man läßt sich strafen, man leidet manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man sie ablegen soll." — „Gewisse Mängel sind notwendig zum Dasein des Einzelnen. Es würde uns unangenehm sein, wenn alte Freunde gewisse Eigenheiten ablegten." — „Man sagt, er stirbt bald, wenn einer etwas gegen seine Art und Weise thut." — „Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte." — „Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns kultivieren? Solche, die den andern eher schmeicheln, als sie verletzen." — „Unsre Leidenschaften sind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor." — „Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, macht sie erst recht gefährlich." — „Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durchs Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerter, als im Vertrauen und Verschweigen gegen die, die wir lieben." — „Man nimmt in der Welt jeden, wofür er sich giebt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber als man die Unbedeutenden duldet." — „Man kann der Gesellschaft alles aufdringen, nur nicht was eine Folge hat." — „Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht." — „Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Besuchenden mancherlei auszusetzen haben, daß wir sogleich, wenn sie weg sind, über sie nicht zum liebevollsten urteilen; denn wir haben sozusagen ein Recht, sie nach unserem Maßstabe zu messen. Selbst verständige und billige Menschen enthalten sich in solchen Fällen kaum einer scharfen Zensur." — „Wenn man dagegen bei anderen gewesen ist, und hat sie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren notwendigen, unausweichlichen Zuständen gesehen, wie sie um sich wirken, oder wie sie sich fügen, so gehört schon Unverstand und böser Wille dazu, um das lächerlich zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig scheinen müßte." — „Durch das, was wir Betragen und gute Sitte nennen, soll das erreicht werden, was

außerdem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen ist.“ — „Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.“ — „Wie kann der Charakter, die Eigentümlichkeit des Menschen, mit der Lebensart bestehen? Das Eigentümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will jedermann, nur soll es nicht unbequem sein.“ — „Die größten Vorteile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat.“ — „Rohe Kriegsleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmütigkeit verborgen liegt, so ist im Notfall auch mit ihnen auszukommen.“ — „Niemand ist lästiger, als ein täppischer Mensch vom Zivilstande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er sich mit nichts Rohem zu beschäftigen hat.“ — „Wenn wir mit Menschen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, so wird es uns Angst um ihretwillen, wenn etwas Ungeschicktes begegnet. So fühle ich immer für und mit Charlotten, wenn jemand mit dem Stuhle schaukelt, weil sie das in den Tod nicht leiden kann.“ — „Es käme niemand mit der Brille auf der Nase in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen sogleich die Lust vergeht, ihn anzusehen und uns mit ihm zu unterhalten.“ — „Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem jeder sein Bild zeigt.“ — „Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht ist immer lächerlich. Es würde niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Kompliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komisch das aussieht.“ — „Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.“ — „Es giebt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens.“ — „Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand, und wie wäre der möglich ohne Liebe?“ — „Wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen.“ — „Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frei hält, ohne es zu sein.“ — „Es darf sich einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei.“ — „Gegen große Vor-

züge eines andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe.“ *) — „Es ist was Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zugute thun.“ — „Es giebt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich seinesgleichen zu schätzen wissen.“ — „Es giebt keinen größeren Trost für die Mittelmäßigkeit, als daß das Genie nicht unsterblich sei.“ — „Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen.“ — „Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher, als sie sind.“ — „Thoren und geistreiche Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die gefährlichsten.“ — „Man weicht der Welt nicht sicherer aus, als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr, als durch die Kunst.“ — „Selbst im Augenblick des höchsten Glücks und der höchsten Not bedürfen wir des Künstlers.“ — „Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten.“ — „Das Schwierige leicht behandelt zu sehen, giebt uns das Anschauen des Unmöglichen.“ — „Die Schwierigkeiten wachsen, je näher man dem Ziele kommt.“ — „Säen ist nicht so beschwerlich als ernten.“ — „Einen guten Gedanken, den wir gelesen, etwas Auffallendes, das wir gehört, tragen wir wohl in unser Tagebuch. Nähmen wir uns aber zugleich die Mühe, aus den Briefen unserer Freunde eigentümliche Bemerkungen, originelle Ansichten, flüchtige, geistreiche Worte aufzuzeichnen, so würden wir sehr reich werden. Briefe hebt man auf, um sie nie wieder zu lesen; man zerstört sie zuletzt einmal aus Diskretion, und so verschwindet der schönste, unmittelbarste Lebenshauch unwiederbringlich für uns und andere. Ich nehme mir vor, dieses Versäumnis wieder gut zu machen.“ — „So wiederholt sich denn abermals das Jahresmärchen von vorn. Wir sind nun wieder, Gott sei Dank! an seinem artigsten Kapitel.

---

*) Schiller „Don Carlos“ Akt I, Scene 2:

— ich endlich
Mich kühn entschloß, dich grenzenlos zu lieben,
Weil mich der Mut verließ, dir gleich zu sein.

Veilchen und Maiblumen sind wie Überschriften oder Vignetten dazu. Es macht uns immer einen angenehmen Eindruck, wenn wir sie in dem Buche des Lebens wieder aufschlagen.“ — „Wir schelten die Armen, besonders die Unmündigen, wenn sie sich an den Straßen herumlegen und betteln. Bemerken wir nicht, daß sie gleich thätig sind, sobald es was zu thun giebt? Kaum entfaltet die Natur ihre freundlichen Schätze, so sind die Kinder dahinterher, um ein Gewerbe zu eröffnen; keines bettelt mehr; jedes reicht dir einen Strauß; es hat ihn gepflückt, eh du vom Schlafe erwachtest, und das Bittende sieht dich so freundlich an wie die Gabe. Niemand sieht erbärmlich aus, der sich einiges Recht fühlt, fordern zu dürfen.“ — „Warum nur das Jahr manchmal so kurz, manchmal so lang ist, warum es so kurz scheint, und so lang in der Erinnerung! Mir ist es mit dem vergangenen so, und nirgends auffallender als im Garten, wie Vergängliches und Dauerndes in einander greift.*) Und doch ist nichts so flüchtig, das nicht eine Spur, das nicht seinesgleichen zurücklasse.“ — „Man läßt sich den Winter auch gefallen. Man glaubt sich freier auszubreiten, wenn die Bäume so geisterhaft, so durchsichtig vor uns stehen. Sie sind nichts, aber sie decken auch nichts zu. Wie aber einmal Knospen und Blüten kommen, dann wird man ungeduldig, bis das volle Laub hervortritt, bis die Landschaft sich verkörpert, und der Baum sich als eine Gestalt uns entgegendrängt.“ — „Alles Vollkommene in seiner Art muß über seine Art hinausgehen, es muß etwas Anderes, Unvergleichbares werden. In manchen Zonen ist die Nachtigall noch Vogel; dann steigt sie über ihre Klasse hinüber und scheint jedem Gefiederten andeuten zu wollen, was eigentlich singen heiße.“ — „Ein Leben ohne Liebe, ohne die Nähe des Geliebten, ist nur eine comédie à tiroir, ein schlechtes Schubladenstück. Man schiebt eine nach der anderen heraus und wieder hinein und eilt zur folgenden. Alles, was auch Gutes und Bedeutendes vorkommt,

---

*) Ist es nicht der Gipfel der Unnatur, der psychologischen Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit, daß ein Mädchen, welchem das vergangene Jahr einen solchen Sturm der Leidenschaft gebracht hat, wie Ottilien, über dasselbe solche Reflexionen macht?

hängt nur kümmerlich zusammen. Man muß überall von vorn anfangen und möchte überall enden."

Gewiß sind neben vielem Paradoxen in diesen Aufzeichnungen zahlreiche schöne und namentlich verständige Aussprüche enthalten, welche über die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens kostbare Wahrheiten äußern. Aber wir fragen den Leser: hat je, seitdem überhaupt Mädchenherzen schlagen, ein Mädchen, welches so nur dem einen Gedanken an ihre Liebe und an ihren Geliebten hingegeben ist, wie Ottilie, so gesprochen, so reflektiert, ja so sprechen, so reflektieren können? Ist es der Natur gemäß, daß dieses Mädchen in der letzten Aufzeichnung, der einzigen, in welcher sie von der Liebe und von der Nähe des Geliebten spricht, kaltblütig genug ist, einen französischen, technischen Ausdruck zu gebrauchen, und über denselben in einem logisch ausgeführten Gleichnis zu sprechen? Und andererseits, hat Ottilie Gelegenheit gehabt, den Stoff zu diesen Bemerkungen und mehr oder weniger philosophischen Betrachtungen zu sammeln? Hat ihr Leben ihr die Erfahrungen an die Hand geben können, aus welchen heraus allein sie so hätte schreiben können? Gewiß sind alle diese Fragen mit einem entschiedenen nein zu beantworten, und damit ist der Beweis geliefert, daß diese Tagebuchblätter, so wertvoll ihr Inhalt an und für sich auch sein mag, an dieser Stelle und von dieser Hand niedergeschrieben, ein großer Mißgriff des großen Dichters sind. Man sehnt sich förmlich nach einer haltbaren Hypothese, um diesen schneidenden Widerspruch zu erklären und zu rechtfertigen, aber man sieht sich vergebens nach einer solchen um.

Das unglückliche Los der beiden Liebenden wird in der Hauptsache außer durch ihre eigene Leidenschaft, welche aber einen anderen Ausgang vielleicht noch zugelassen hätte, durch Charlotte und die von ihr infolge ihres Charakters und ihrer Lebensanschauungen eingeschlagene Handlungsweise herbeigeführt, so daß wir geneigt werden könnten, dieselbe mit sehr ungünstigen Augen anzusehen. Um aber nicht in eine ungerechte Beurteilung dieser auf den ersten Blick nicht recht sympathischen Frauengestalt zu verfallen, müssen wir die Geschichte ihres Vorlebens, welches vor die Handlung des Romans fällt, in Betracht ziehen, wie sie uns im Verlaufe des-

selben mehr angedeutet, als ausführlich und erschöpfend erzählt wird. Charlotte ist die Tochter einer jener Familien von altem Adel, aber von geringem Vermögen, welche ihren Töchtern keine „sonderlichen Aussichten“ bieten können, und welche für die Versorgung vieler derselben auf Stellen an den verschiedenen kleinen Höfen jener Zeit angewiesen waren. Auch Charlotte wurde Hofdame an einem dieser Höfe. Hier lernte sie Eduard kennen, welcher mit ihr in gleichem Alter stand und sich auch dem Hofdienst gewidmet hatte. Sie waren beide durch äußere persönliche Vorzüge in gleich glänzender Weise ausgezeichnet und man betrachtete sie am Hofe als ein für einander bestimmtes Paar, wie sie denn auch bald sich in herzlicher gegenseitiger Neigung begegneten. Der Graf, ein Augenzeuge ihrer damaligen glänzenden Erfolge in der Hofgesellschaft, sagt: „Sie haben beide sehr schöne Zeiten genossen! Wenn ich mir die Jahre zurückerinnere, da Sie und Eduard das schönste Paar bei Hof waren; weder von so glänzenden Zeiten, noch von so hervorleuchtenden Gestalten ist jetzt die Rede mehr. Wenn Sie beide zusammen tanzten, aller Augen waren auf Sie gerichtet und wie umworben beide, indem Sie sich nur in einander bespiegelten.“ Aber es stellten sich ihrer Verbindung Hindernisse entgegen, welche jedoch ihr Bestreben, trotz derselben ihr Ziel zu erreichen, nur lebendiger zu machen schienen. Doch lag ihrem Verhältnis keine tiefere, ihr ganzes Sein beherrschende Leidenschaft zu Grunde, es war mehr nur das oberflächliche gegenseitige Gefallen zweier äußerlicher Naturen, zweier Weltkinder, welche durch und mit einander glänzen wollten; namentlich zeigt sich uns Charlotte kalt berechnend und durchaus leidenschaftslos. Ihre Jugendfreundin sagt es ihr in das Gesicht, als der Graf Eduard den Vorwurf macht, daß er damals nicht mehr Ausdauer gezeigt habe, wodurch er seinen Eltern doch endlich ihre Einwilligung abgezwungen haben würde: „Ich muß mich seiner annehmen; Charlotte war nicht ganz ohne Schuld, nicht ganz rein von allem Umhersehen, und ob sie gleich Eduarden von Herzen liebte und sich ihn auch heimlich zum Gatten bestimmte, so war ich doch Zeuge, wie sehr sie ihn manchmal quälte, so daß man ihn leicht zu dem unglücklichen Entschluß drängen konnte, zu reisen, sich zu entfernen, sich von ihr zu entwöhnen.“

Charlotte spricht sich von jeder Schuld daran frei, daß ihre Verbindung damals nicht zustande kam. Sie erzählt die Sache folgendermaßen: „Wir liebten einander als junge Leute recht herzlich; wir wurden getrennt, du von mir, weil dein Vater aus nie zu sättigender Begierde des Besitzes dich mit einer ziemlich älteren reichen Frau verband; ich von dir, weil ich ohne sonderliche Aussichten, einem wohlhabenden, nicht geliebten aber geehrten Manne meine Hand reichen mußte.“ — Man könnte aus dieser Darstellung Charlottens annehmen, Eduard habe sie zuerst aufgegeben und eine andere Frau genommen und sie habe dann erst ihrerseits sich anderweitig vermählt. Aber so ist es nicht zugegangen, wie uns schon die Worte der Baronesse, ihrer Jugendfreundin, gelehrt haben. Sie hatte durch ihre Gefallsucht und durch das, was die Baronesse Umhersehen nennt, ihm manche bittere Stunde bereitet, was ihn wohl im Zusammenwirken mit dem Zureden seiner Familie, welche seine Verbindung mit dem mittellosen Fräulein zu hintertreiben suchte, zu einer weiteren Reise veranlaßte, von welcher zurückkehrend er Charlotten vermählt fand. Seine Leidenschaft war nicht von der Art gewesen, daß er sich nun einer vergeblichen Trauer hingegeben hätte, vielmehr gab er jetzt, da er die Jugendgeliebte für immer aufgeben zu müssen glaubte, den Vernunftgründen seines Vaters Gehör und heiratete die ihm von diesem empfohlene reiche Frau, welche viel älter war, als er, und die von Charlotte als sein Mütterchen bezeichnet wird. Trotz der mildernden Umstände, welche in den erzählten Umständen liegen, macht es doch keinen angenehmen Eindruck, wenn ein Mann sich in dieser Weise von seinen Eltern zur Heirat mit einer älteren Frau um ihres Vermögens willen bereden läßt, während man ein Mädchen in ähnlichen Umständen viel milder zu beurteilen pflegt. Selbst der Graf, welchem man gewiß keine übertrieben hohe und zarte Ansichten über die Ehe zuschreiben kann, sagt: „Ihre ersten Heiraten waren doch so eigentlich Heiraten von der verhaßten Art!“ — Den Hergang bei ihrer dann doch noch unerwartet zustande gekommenen Verbindung erzählt Charlotte, um Eduard von dem Plane, den Hauptmann ungefähr ein halbes Jahr nach ihrer Vermählung in ihr Haus aufzunehmen, abzubringen, folgendermaßen: „Wir wurden

wieder frei: du früher, indem dich dein Mütterchen im Besitz eines großen Vermögens ließ; ich später, aber zu der Zeit, da du von Reisen zurückkamst. So fanden wir uns wieder. Wir freuten uns der Erinnerung, wir liebten die Erinnerung, und konnten ungestört zusammen leben. Du drangst auf eine Verbindung; ich willigte nicht gleich ein: denn da wir ungefähr von denselben Jahren sind, so bin ich als Frau wohl älter geworden, du nicht als Mann. Zuletzt wollte ich dir nicht versagen, was du für dein einziges Glück zu halten schienst. Du wolltest von allen Unruhen, die du bei Hof, im Militär, auf Reisen erlebt hattest, dich an meiner Seite erholen, zur Besinnung kommen, das Leben genießen; aber auch nur mit mir allein. Meine einzige Tochter that ich in Pension, wo sie sich freilich mannigfaltiger ausbildet, als bei einem ländlichen Aufenthalt geschehen könnte; und nicht sie allein, auch Ottilien, meine liebe Nichte, that ich dorthin, die vielleicht zur häuslichen Gehilfin unter meiner Anleitung am besten herangewachsen wäre. Das alles geschah mit deiner Einstimmung, blos damit wir uns selbst lebten, blos damit wir das früh so sehnlich gewünschte, endlich spät erlangte Glück ungestört genießen möchten. So haben wir unsern ländlichen Aufenthalt angetreten. Ich übernahm das Innere, du das Äußere und was ins Ganze geht. Meine Einrichtung ist gemacht, dir in allem entgegenzukommen, nur für dich allein zu leben; laß uns wenigstens eine Zeitlang versuchen, in wiefern wir auf diese Weise mit einander ausreichen!" — Das klingt allerdings recht schön, aber es sind doch mehrere Fehler in der Rechnung, welche ein unrichtiges Facit zur notwendigen Folge haben müssen; die Grundlage, auf welcher dieser Ehebund beruht, ist keine sichere, keine gesunde. Die Motive, welche Eduarden veranlaßt hatten, auf diese Verbindung zu dringen, sind von Charlotte unbefangen auseinander gesetzt worden. Es war mehr eine eigensinnige Grille, als wirkliche Liebe, was Charlotte ganz gut einsah, weshalb sie auch zuerst nicht auf die Sache eingehen wollte und den Plan hatte, ihn mit ihrer Pflegetochter Ottilie zu vermählen, worin doch der Beweis liegt, daß sie von der Leidenschaft für Eduard, wenn sie je ein Gefühl für ihn gehabt hatte, welches man als solche bezeichnen kann, zurückgekommen war, während sie schon

damals an den Hauptmann, mit welchem sie in ein freundschaftliches Verhältnis getreten war, als an einen passenderen Lebensgefährten für sich selbst dachte. Dieser war es denn auch, welchem sie dadurch einen großen Beweis ihres Vertrauens gab, daß sie ihn beauftragte, Eduard auf die Reize Ottiliens aufmerksam zu machen, da sie, wie der Dichter ausdrücklich sagt, für sich an Eduard nicht mehr dachte. Aber Eduard glaubte in seiner eigensinnigen Einbildung in ihrem Besitze sein einziges Glück zu sehen und übersah die jugendliche liebliche Anmut des ihm angetragenen Mädchens. „Eduard," sagt Goethe, „der seine frühere Liebe zu Charlotte hartnäckig im Sinne behielt, sah weder rechts noch links, und war nur glücklich in dem Gefühl, daß es möglich sei, eines so lebhaft gewünschten und durch eine Reihe von Ereignissen scheinbar auf immer versagten Guts endlich doch habhaft zu werden." Daß Charlotte nun, trotzdem sie alles, was diese verspätete Verbindung als nicht wünschenswert erscheinen läßt, teils klar einsieht, teils mit einer gewissen innern Ahnung dunkel fühlt, sich dennoch zu derselben überreden läßt, das ist ihre tragische Schuld, welche sich schwer an ihr und nicht allein an ihr rächen soll. Daß sie diese Ahnung instinktiv fühlt, geht sowohl aus dem hervor, was sie sagt, als aus dem, was sie verschweigt. Der Absicht Eduards, den Hauptmann als Hausgenossen aufzunehmen, tritt sie mit der Erklärung entgegen, daß „ihr Gefühl diesem Vorhaben widerspreche und eine Ahnung ihr nichts Gutes weissage." Dagegen macht sie Eduard keine Mitteilung darüber, daß sie einst die Absicht gehabt habe, ihn mit Ottilien zu verbinden. Der Hauptmann muß damals seine Anregung als von ihm selbst ausgehend gegeben haben. Sie ist eine rechtschaffene, ehrenhafte Frau, und, weil sie sich schon damals einer heimlichen Neigung zu dem Hauptmann bewußt ist, widerstrebt sie dem Plane Eduards, der, wie sie wohl einsieht, an ihrer Seite schon keine volle Befriedigung mehr findet, und dieselbe in der Gesellschaft seines alten Freundes sucht, mit welchem er alte, anregende Reiseerinnerungen gemeinsam hat. Ein anderer nicht liebenswürdiger Zug in ihrem Charakter ist eine gewisse Selbstsucht, welche bei verschiedenen Gelegenheiten hervortritt. Sie hat ganz gewiß nach dem Tode ihres ersten Gatten

ganz klar eingesehen, daß der Hauptmann ein viel passenderer Ehemann für sie wäre, als Eduard, und wenn sie dennoch dem ungestümen Drängen des letzteren nachgiebt, so glaube ich nicht, ihr Unrecht zu thun, wenn ich auch die Erwägung, daß der Hauptmann ohne Vermögen, Eduard dagegen durch das Testament seiner ersten Frau sehr reich war, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf ihre endliche Entscheidung beimesse. Die Rücksicht auf ihre ungefähr 18 Jahre alte Tochter Luciane hätte sie eigentlich auch von der Vermählung mit Eduard abhalten sollen, wenn dieser, wie sie sagt, die Bedingung stellte, nur mit ihr allein leben zu wollen, (wie der Hauptmann über diesen Punkt gedacht hätte, erfahren wir nicht) und wenn sie also genötigt war, diese Tochter, welche ihrer ganzen gefährlichen Charakteranlage nach der sorgfältigen und pflichtbewußten Erziehung einer Mutter mehr als irgend eine andere bedurfte, fremden, wenn auch noch so guten Händen zu übergeben, und darin, daß sie es dennoch thut, das müssen wir doch auch einer gewissen, bei einer Mutter nicht zu billigenden Selbstsucht zuschreiben. Daß die Hände, welchen Luciane anvertraut ward, trotz ihrer Vortrefflichkeit, nicht imstande waren, die gefährlichen Keime, welche in ihr lagen, zu unterdrücken, sehen wir an dem Resultat ihrer Pensionserziehung. In Luciane tritt uns das hohle, gemütlose Wesen, die vollständige Rücksichtslosigkeit gegen noch so berechtigte Gefühle anderer, wenn es gilt, der eigenen Eitelkeit Genüge zu thun, jene herzlose Selbstsucht entgegen, welche oft solchen Personen eigen sind, die durch glänzende, körperliche und geistige Eigenschaften in den vornehmen Kreisen, in welchen sie sich bewegen, von allen Seiten laut bewundert und verzogen werden, und zwar, was am gefährlichsten für die Entwicklung von Charakteren dieser Art ist, auch und nicht zum wenigsten von denjenigen, welchen ihre Erziehung anvertraut ist und welche mit dieser Art der Behandlung und Beurteilung gerade das Gegenteil von dem bewirken, was ihre Aufgabe und ihre Pflicht wäre, wie es sich uns in den Berichten zeigt, welche die Institutsvorsteherin über Luciane schickt. Die Folge einer solchen Erziehung stellt uns der Dichter mit den Worten dar: „Sie wollte mit jedermann nach Belieben umspringen, jeder war in Gefahr, von ihr einmal angestoßen, gezerrt, oder

sonst geneckt zu werden; niemand aber durfte sich gegen sie ein Gleiches erlauben, eine Freiheit, die sie sich nahm, zu erwidern."

Der Charakter Lucianens bot dem Beobachter noch andere, sehr unliebenswürdige Seiten, unter welchen eine unbezwingbare Spottlust, welcher nichts heilig war und welche weder Menschen noch Verhältnisse schonte, obenan stand. „Wenn sie, heißt es, die Menschen auf mancherlei Weise für sich zu gewinnen suchte, so verdarb sie es wieder mit ihnen gewöhnlich durch eine böse Zunge, die niemanden schonte. So wurde kein Besuch in der Nachbarschaft abgelegt, nirgends sie und ihre Gesellschaft in Schlössern und Wohnungen freundlich aufgenommen, ohne daß sie bei der Rückkehr auf das ausgelassenste merken ließ, wie sie alle menschlichen Verhältnisse nur von der lächerlichen Seite zu nehmen geneigt sei. Da waren drei Brüder, welche unter lauter Komplimenten, wer zuerst heiraten sollte, das Alter übereilt hatte; hier eine kleine junge Frau mit einem großen alten Manne, dort umgekehrt ein kleiner munterer Mann und eine unbehilfliche Riesin. In dem einen Hause stolperte man bei jedem Schritt über ein Kind; das andere wollte ihr bei der größten Gesellschaft nicht voll erscheinen, weil keine Kinder gegenwärtig waren. Alte Gatten sollten sich nur schnell begraben lassen, damit es doch wieder einmal im Hause zum Lachen käme, da ihnen keine Noterben gegeben waren. Junge Eheleute sollten reisen, weil das Haushalten sie gar nicht kleide. Und wie mit den Personen, so machte sie es auch mit den Sachen, mit den Gebäuden, wie mit dem Haus- und Tischgeräte. Besonders alle Wandverzierungen reizten sie zu lustigen Bemerkungen. Von dem ältesten Hautelisseteppich bis zu der neuesten Papiertapete, vom ehrwürdigsten Familienbilde bis zum frivolsten neuen Kupferstich, eins wie das andere mußte leiden, eins wie das andere wurde durch ihre spöttischen Bemerkungen gleichsam aufgezehrt, so daß man sich hätte verwundern sollen, wie fünf Meilen umher irgend etwas nur noch existiere." Der Dichter will zwar diesen Zug ihres Charakters in einem milderen Lichte erscheinen lassen, wenn er hinzusetzt, daß „vielleicht" diesem verneinenden Bestreben keine eigentliche Bosheit zu Grunde lag und daß mehr nur ein selbstischer Mutwille sie gewöhnlich anreizte. Aber auch ein solcher Mutwille

bleibt immer, wenn er so weit geht, daß er gar keine Rücksicht auf die Gefühle anderer nimmt, eine sehr unangenehme Eigenschaft. Wahrhaft bitter aber gestaltete sie ihr Verhältnis zu Ottilien. Während jedermann die ruhige ununterbrochene Thätigkeit des lieben Kindes bemerkte und pries, sah sie verächtlich auf dasselbe herab und als die Sorgfalt, welche dasselbe dem Garten und den Treibhäusern widmete, anerkannt wurde, spottete sie nicht nur darüber, indem sie, nicht berücksichtigend, daß man mitten im tiefsten Winter stehe, vorgab, erstaunt zu sein, daß man weder Blumen noch Früchte sehe, sondern sie ließ so viel Grünes, so viel Zweige und was sonst nur irgend wuchs herbeiholen, um Zimmer und Tische verschwenderisch zu schmücken, daß es Ottilien und den Gärtner bitter kränkte, als sie dadurch ihre Hoffnungen auf das nächste Jahr und vielleicht auf längere Zeit vernichtet sahen. Wir erinnern uns auch noch der herzlosen Bosheit, mit welcher Luciane in der Pension am Tage der Prüfung das arme Kind so unbarmherzig kränkte. Jetzt gönnte sie Ottilien die Ruhe und Bequemlichkeit ihres regelmäßigen häuslichen Lebens nicht. Sie sollte zu allen Lust- und Schlittenfahrten, zu allen Bällen, welche in der Nachbarschaft veranstaltet wurden, mitgehen; sie sollte Schnee, Kälte, gewaltsame Nachtstürme über sich ergehen lassen, und wenn dieselbe sich darüber beklagte, mußte sie die spöttische Bemerkung hören, daß ja so viele andere auch nicht daran stürben. Ihren eigentlichen Zweck, Ottilien zu demütigen, erreichte aber Luciane doch nicht. Denn trotz der Einfachheit, mit welcher jene immer gekleidet ging, war oder schien sie wenigstens den Männern immer die schönste, welche, von ihrer zarten Weiblichkeit sanft angezogen, sie mochte sich befinden, wo sie wollte, sich immer um sie versammelten. Selbst der Bräutigam Lucianens schenkte ihr besondere Aufmerksamkeit. Um so mehr sucht die eitle Weltdame Unterhaltungen zu veranstalten, bei welchen sie durch ihre glänzenden äußeren Vorzüge, durch ihre Toiletten und alles, was dahin gehört, jene in den Schatten stellt, was ja auch der Hauptzweck der von ihr veranlaßten lebenden Bilder ist. Überhaupt macht sie zwei Monate lang das Haus ihrer Mutter zum Schauplatz ununterbrochener, rauschender Vergnügungen, nicht Rücksicht

nehmend auf das nicht befriedigende körperliche Befinden Charlottens, durch welches dieselbe sogar oft abgehalten war, sich persönlich an jenen zu beteiligen. „So peitschte, sagt Goethe, Luciane den Lebensrausch im geselligen Strudel vor sich her.“ Sie sah auch täglich ihren Hofstaat sich vermehren; manchen zog ihr Treiben an, andere wußte sie sich durch Gefälligkeit und Wohlthun zu verbinden. Sie war im höchsten Grade mitteilend, sie schien den Wert der vielen schönen und köstlichen Dinge, welche die Güte ihrer Tante und ihres Bräutigams ihr zur Verfügung gestellt hatte, nicht zu kennen. „So zauderte sie nicht einen Augenblick, einen kostbaren Shawl abzunehmen und ihn einem Frauenzimmer umzuhängen, das ihr gegen die übrigen zu ärmlich gekleidet schien, und sie that das auf eine so neckische, geschickte Weise, daß niemand eine solche Gabe ablehnen konnte. Einer von ihrem Hofstaat hatte stets eine Börse und den Auftrag, in den Orten, wo sie einkehrten, sich nach den Ältesten und Kränksten zu erkundigen, und ihren Zustand wenigstens für den Augenblick zu erleichtern. Dadurch entstand ihr in der ganzen Gegend ein Name von Vortrefflichkeit, der ihr doch auch manchmal unbequem ward, weil er allzuviel lästige Notleidende an sie heranzog. — Den Gipfel ihrer geselligen Triumphe erreichte sie bei den von ihr veranstalteten lebenden Bildern. „Ihre Zöpfe, die Form ihres Kopfes, Hals und Nacken, waren über alle Begriffe schön, und die Taille, von der bei den modernen antikisierenden Bekleidungen der Frauenzimmer wenig sichtbar wird, höchst zierlich schlank.“ — Der Eindruck war dann auch ein überwältigender, so daß das Bild immer und immer wieder verlangt wurde. Die Art und Weise, wie der Schluß dieses improvisierten Karnevals gefeiert wurde, war erst recht nach Lucianens Sinn. Als man darüber scherzte, daß Charlottens Wintervorräte nun bald aufgezehrt seien, sagte ein sehr reicher Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, welcher auch bei den lebenden Bildern mitgewirkt hatte: „So lassen Sie es uns auf polnische Art halten, kommen Sie nun und zehren mich auch auf, und so geht es dann weiter in der Runde herum. Gesagt, gethan: Luciane schlug ein. Den andern Tag ward gepackt und der Schwarm warf sich auf ein anderes Besitztum. Dort hatte man auch Raum genug, aber weniger Bequemlichkeit und

Einrichtung. Daraus entstand manches Unschickliche, das erst Lucianen recht glücklich machte. Das Leben wurde immer wüster und wilder. Treibjagen im tiefsten Schnee, und was man sonst nur Unbequemes auffinden konnte, wurde veranstaltet. Frauen so wenig als Männer, durften sich ausschließen, und so zog man, jagend und reitend, schlittenfahrend und lärmend, von einem Gute zum andern, bis man sich endlich der Residenz näherte." Damit war dann das wilde Treiben zu Ende. Wie aber war während dieser monatelangen Orgie das Verhältnis Lucianens zu ihrem Bräutigam? Dasselbe ist mit einem Worte zu charakterisieren. Von einer innigen, wahren Liebe ist bei ihr nicht die Rede, aber ebensowenig von einer wirklichen Abneigung. Sie ist im Begriff, den entscheidendsten Schritt ihres Lebens zu thun, ohne einen wärmeren Anteil an demjenigen zu empfinden, an welchen sie ihr Schicksal knüpfen soll. Er ist ihr weiter nichts, als das Mittel, durch welches sie in der großen Gesellschaft, in welcher zu leben sie für ihre Bestimmung und für ihr Glück hält, eine hervorragende Stellung einnehmen kann. „Er ist, sagt Stahr, für sie und ihre Lebensführung, was ein geschmackvoller Anzug, ein kostbarer Schmuck für ihre äußere Erscheinung sind, ein zupassendes kleidsames Stück ihrer Lebenstoilette, ein Erfordernis ihrer Stellung in der Welt."

Der Charakter dieses Mannes aber ist vom Dichter in geradezu meisterhafter Weise gestaltet worden, um es uns verständlich zu machen, daß der Verlobte eines Mädchens, wie Luciane, sich, wie es im Romane heißt, „für den glücklichsten Menschen auf der Welt" halten kann. Luciane war kaum aus der Pension in das Haus ihrer Tante und in die große Welt getreten, als dieser junge und sehr reiche Mann gar bald eine heftige Neigung empfand, sie zu besitzen. Er konnte durch sein ansehnliches Vermögen auf das Beste jeder Art Anspruch machen und es fehlte ihm nichts weiter, als eine vollkommene Frau, um die ihn die Welt, wie um alles Übrige zu beneiden hätte. Da er eine solche in der schönen, glänzenden, die Gesellschaft blendenden Luciane gefunden zu haben glaubte, verlangte er von ihr nichts weiter, er suchte in ihr und durch sie keine Befriedigung eines inneren und warmen Herzensbedürfnisses, er fühlte sich nicht verletzt, daß sie mit jedermann in der Gesell-

schaft mehr in Beziehung trat als mit ihm, die Rolle, welche sie in der Gesellschaft spielte, war ein Bedürfnis für ihn, eine Befriedigung seiner Eitelkeit, wenn sie ihn auch zu vernachlässigen schien, er wollte durch sie glänzen; auf ein inniges, vertrautes, wahrhaft beglückendes, eheliches Leben hatte er es nicht abgesehen. „Er hatte, wird uns erzählt, einen ganz eigenen Sinn, alles auf sie, und erst durch sie auf sich zu beziehen; und es machte ihm sogar eine unangenehme Empfindung, wenn sich ein Neuangekommener nicht gleich mit all' seiner Aufmerksamkeit auf sie richtete, sondern lieber mit ihm selbst, wie es wegen seiner guten Eigenschaften besonders von älteren Personen oft geschah, eine nähere Verbindung suchte, ohne sich sonderlich um sie zu bekümmern." Das war nun freilich nicht jener Erzieher, dessen diese wilde Mädchenpflanze mehr als irgend eine andere bedurfte, wenn nicht die gefährlichen Eigenschaften derselben ihre guten Seiten vollständig überwuchern und wirkungslos machen sollten. Doch es fallen auch einige Lichtstrahlen auf die tiefen Schatten, welche wir in dem Charakterbild Lucianens zeigen mußten. Als solche haben wir schon oben ihre Mitteilsamkeit und ihren Wohlthätigkeitssinn bezeichnet. Aber auch diese Züge haben eine Beimischung, welche ihren Wert herabzusetzen geeignet sind. Da sie über die reichsten Mittel zu verfügen hatte, war für sie mit dieser Wohlthätigkeit durchaus kein Opfer verbunden, und es schmeichelte ihrer Eitelkeit, überall als der Genius des Erbarmens und der Wohlthätigkeit zu erscheinen. Derselbe Beweggrund lag ihrem Betragen gegen einen jungen Mann zu Grunde, welcher sich mißmutig von der Gesellschaft zurückgezogen hatte, weil er, wenn auch rühmlich, in einer Schlacht die rechte Hand verloren, und diese Verstümmlung ihn zu einem Menschenfeinde gemacht hatte. Sie zog ihn wieder in die Gesellschaft, erst in kleine, dann in größere, endlich in die größte, und benahm sich anmutiger gegen ihn, als gegen irgend einen anderen; sie war geschäftig, ihm den Verlust seiner Hand zu ersetzen. Sie setzte ihn bei Tische neben sich, schnitt ihm vor, so daß er nur der Gabel sich zu bedienen brauchte, sie munterte ihn auf, mit der linken Hand zu schreiben, und wirklich schenkte sie dem jungen Manne ein neues Leben wieder und erwarb für sich den Ruhm der größten Gutherzigkeit und Liebenswürdigkeit.

Es ist charakteristisch für den Bräutigam, daß ihm nicht etwa ein solches Betragen unangenehm war, sondern daß er vielmehr sein Wohlgefallen daran hatte. Aber ihre mit einer gewissen Koketterie ins Werk gesetzte Einmischung in fremde Verhältnisse ging nicht immer so gut aus, sondern richtete auch hier und da ernsten Schaden an. Ein Mädchen aus einem angesehenen Hause in der Nachbarschaft hatte das Unglück gehabt, am Tode eines ihrer jüngeren Geschwister schuld zu sein und konnte sich darüber nicht wieder beruhigen. Sie zog sich von dem Familienleben vollständig zurück und lebte still zurückgezogen auf ihrem Zimmer, wo nur einzelne der Ihrigen, nie mehrere zusammen, sie besuchen durften. Als Luciane davon hörte, nahm sie sich sogleich vor, wenn sich ihr die Gelegenheit böte, gleichsam ein Wunder zu thun und das Mädchen seiner Familie wiederzugeben. Sie führte sich allein bei der Seelenkranken ein und gewann ihr Vertrauen durch Musik. Aber sie versah es zuletzt, eben, weil sie Aufsehen erregen wollte. Als sie die Arme genügend vorbereitet wähnte, brachte sie dieselbe eines Abends plötzlich in die glänzende Gesellschaft. Diese benahm sich sehr ungeschickt, versammelte sich zuerst um die Kranke, mied sie dann wieder und regte sie durch Flüstern und Köpfezusammenstecken auf, was die zart Empfindende nicht ertrug, so daß sie unter fürchterlichem Schreien entwich, wodurch sie gleichsam ein Entsetzen vor einem auf sie eindringenden Ungeheuren auszudrücken schien. Sie wurde völlig ohnmächtig auf ihr Zimmer getragen, und ihr Zustand wurde seit diesem Vorfall so bedenklich, ihr Übel steigerte sich so sehr, daß die Eltern sie nicht im Hause behalten konnten, sondern einer Heilanstalt übergeben mußten. — Man sollte nun denken, daß Charlotte dem ehelichen Leben ihrer Tochter und der ganzen Zukunft derselben mit ängstlicher Besorgnis entgegengesehen hätte, aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Sie lebt der festen Zuversicht, daß Luciane glücklich sein wird, wenn der erste wilde Rausch der Jugend in ihr vertobt sein wird. Nach der Abreise der geräuschvollen Gesellschaft heißt es: „Die große Unruhe, welche Charlotten durch diesen Besuch erwuchs, ward ihr dadurch vergütet, daß sie ihre Tochter völlig begreifen lernte, worin ihr die Bekanntschaft mit der Welt sehr zu Hilfe kam. Es war nicht zum erstenmal,

daß ihr ein so seltsamer Charakter begegnete, ob er ihr gleich noch niemals auf dieser Höhe erschien. Und doch hatte sie aus der Erfahrung, daß solche Personen durchs Leben, durch mancherlei Ereignisse, durch elterliche Verhältnisse gebildet, eine sehr angenehme und liebenswürdige Reife erlangen können, indem die Selbständigkeit gemildert wird und die schwärmende Thätigkeit eine entschiedene Richtung erhält. Charlotte ließ als Mutter sich um desto eher eine für andere vielleicht unangenehme Erscheinung gefallen, als es Eltern wohl geziemt, da zu hoffen, wo Fremde nur zu genießen wünschen, oder wenigstens nicht belästigt sein wollen." — Aber Charlotte scheint sich doch der Persönlichkeit ihrer Tochter gegenüber etwas zu leicht zu beruhigen und nicht die für eine Mutter pflichtgemäße Sorgfalt walten zu lassen. Das liegt eben in ihrem Charakter. Sie hat schon einmal sich selbst gegenüber, bei einem der folgenreichsten Entschlüsse ihres Lebens, bei der Vermählung mit Eduard, eine ähnliche Fahrlässigkeit zu schulden kommen lassen. Es wird schon gut gehen, hat sie sich gesagt, denn es sind schon viele ähnliche Verbindungen glücklich ausgegangen. Sie hat diesen Leichtsinn schwer genug büßen müssen. Von Lucianens späterem Schicksal erfahren wir nichts, aber wir können ihr nicht viel Gutes vorhersagen.

Ebenso leichtsinnig war Charlottens Nachgiebigkeit, als sie trotz der warnenden Stimme in ihrem Innern Eduards Bewerbung annahm. Sie wird hart dafür gestraft, indem die Leidenschaft, welcher gegenüber sie sich für unzugänglich gehalten hatte, sich ihrer bemächtigt. Grade in dem Augenblick, da sie sich dessen bewußt geworden ist, erfolgt jene Nachtscene, in welcher Eduard, ganz von dem Gedanken an Ottilie erfüllt, und Charlotte, das Bild des Hauptmanns in Geist und Herzen tragend, im ehelichen Schlafgemach zusammentreffen und in ihrem Verkehr beide gleichsam einen geistigen Ehebruch begehen. Die Frucht dieser Nacht war bestimmt die Katastrophe herbeizuführen. Zuerst, als Charlotte bemerkte, daß sie guter Hoffnung war, glaubt sie fest, daß jetzt alles wieder gut werden müsse, daß sie Eduard wieder gewinnen werde. Nicht bedenkend, daß sie das ihr winkende Mutterglück der leidenschaftlichen geistigen Hingebung an einen anderen, als dem Gemahl, in dessen

Armen sie lag, zu verdanken hatte, zeigt sie diesem das bevorstehende Ereignis an und verlangt von ihm „eine Fügung des Himmels zu verehren, die für ein neues Band ihrer Verhältnisse gesorgt habe, in dem Augenblick, da das Glück ihres Lebens auseinanderzufallen und zu verschwinden drohte.“ Aber dies Band sollte bald wieder zerreißen und zwar durch ein Ereignis, welches zerrüttend und vernichtend in Ottiliens Leben eingriff. Als diese Charlottens Kind, welches sie um seines Vaters willen zärtlich liebt, zum erstenmal austrägt, da drängt sich ihr die Überzeugung auf, daß „ihre Liebe völlig uneigennützig werden müsse.“ Sie traut sich auch die Kraft zu „dem Geliebten zu entsagen, sogar ihn niemals wieder zu sehen, wenn sie ihn nur glücklich wisse.“ Aber der Sturm der Leidenschaft verweht alle diese edlen Entschlüsse, als sie Eduard plötzlich zu ihren Füßen sieht. „Ich bin die Deine,“ ruft sie aus, „wenn Charlotte es vergönnt“ und „wechselt zum erstenmale mit ihm entschiedene freie Küsse und inmitten ihrer gewaltsamen schmerzlichen Trennung fuhr die Hoffnung wie ein Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter hinweg.“ Aber jeder Stern soll bald für die Unglückliche erlöschen. Charlottens Kind ertrinkt durch Ottiliens Schuld. Die Wirkung auf die letztere ist entsetzlich, unheilbar. Äußerlich scheint sich alles den Wünschen der Liebenden günstig zu gestalten. Charlotte sieht ein, daß ihre Vermählung mit Eduard eine Handlung des Leichtsinns gewesen, daß ihr bisheriges Widerstreben gegen die Trennung dieser nicht auf sittlichem Grunde beruhenden Ehe eine Sünde war, durch welche sie eigentlich den Tod des unschuldigen Kindes auf dem Gewissen habe, daß Ottilie Eduard jetzt durch ihre Liebe ersetzen müsse, was sie ihm durch ein schweres Verhängnis geraubt habe, daß also die Ehe geschieden und die beiden durch Wahlverwandtschaft zu einander unwiderstehlich hingezogenen Wesen mit einander vereinigt werden müßten. Aber auf Ottilie hat das schreckliche Ereignis eine entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht. Ihr Entschluß, nie Eduards Frau zu werden, steht plötzlich unerschütterlich fest in ihrer Seele, denn „auf schreckliche Weise hat Gott ihr die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen sie befangen ist.“ Ihr ganzes Leben muß der Sühne dieses Verbrechens gewidmet werden. Charlotte und Eduard müssen bei einander

bleiben, gleichviel ob beide unglücklich werden. Mit entsetzlichem Egoismus sagt sie zu Eduard: „In dem Augenblicke, in dem ich erfahre, du habest in die Scheidung gewilligt, büße ich in demselbigen See mein Vergehen, mein Verbrechen! —“ Wir haben es oben als unnatürlich bezeichnet, daß Ottilie sich ganz ihrer Leidenschaft hingab, ohne des schweren Unrechts sich bewußt zu werden, welches in derselben lag; wir müssen diesen furchtbaren Umschlag in das Gegenteil, dieses Erwachen ihres Gewissens, diesen ohne Rücksicht auf die Empfindungen Eduards ausgesprochenen Entsagungsentschluß geradezu für entsetzlich erklären. Sie kann sich über das, was sie unwillkürlich gethan hat, nur trösten, wenn sie dem frevelhaften Glück, von welchem sie geträumt hatte, vollständig entsagt. Schaudernd weist sie jede von Charlotte ausgesprochene Möglichkeit einer Verbindung mit Eduard zurück und vergißt in der unbegrenzten Selbstsucht ihrer Reue, daß sie damit in die Gefahr kommt, Eduard auch zu vernichten. Es erscheint als ein unlöslicher Widerspruch, der aber durch Charlottens Charakter, wie wir ihn entwickelt haben, erklärlich wird, daß dieselbe mitten in ihrer Bereitwilligkeit, der Vereinigung der Liebenden Vorschub zu leisten, von Ottilie das Versprechen verlangt, Eduard nie mehr zu sehen und nie mehr mit ihm zu sprechen. Ottilie hält das „strenge Ordensgelübde des Schweigens“. Sie beschließt zu sterben. Sie vollzieht diesen Entschluß durch Enthaltung von Speise und Trank. Eduard folgt ihr nach kurzer Zeit. Er wurde neben Ottilie bestattet. Goethe schließt den Roman: „So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen“. Diese uns vom Dichter eröffnete Aussicht auf ein Glück des hienieden so unglücklichen Paares in einer anderen Welt genügt nicht, unser durch ihr trauriges Schicksal verletztes Gefühl zu versöhnen und den peinlichen Eindruck, welchen der Roman auf uns macht, aufzuheben.

Schluß.

Unsere Aufgabe ist vollendet, ob und wie weit sie gelöst ist, das zu beurteilen, müssen wir dem Leser überlassen. Es war unser

Ziel, wie wir es in der Einleitung ausgesprochen haben, die Frauengestalten in Goethes Dichtungen im Zusammenhang mit denjenigen zu behandeln, welche entscheidend oder auch nur einwirkend in sein Leben eingegriffen haben, und daran den Beweis zu knüpfen, daß die Goetheschen Dichtungen nicht abstrakt von der Phantasie des Dichters erfundene Gestalten sind, sondern daß er dieselben aus dem Innersten seines Herzens geschöpft und in voller Lebenswahrheit vor uns hingestellt hat. Wieweit wir dies Ziel erreicht haben, wissen wir nicht. Jedenfalls hoffen wir, mag auch die Ausführung noch so unvollkommen gewesen sein, eine neue Anregung gegeben zu haben, sich immer wieder in diese Meisterwerke der Dichtkunst zu vertiefen, welchen man immer neue Seiten abgewinnen, in welchen man immer neue Schönheiten entdecken kann. Und so schließe ich mit der letzten Stanze der Goetheschen Zueignung:

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frisch erneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit gold'nen Früchten schmückt,
Wir geh'n vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Anhang.

Bettina von Arnim.

Es sei mir vergönnt, eine Skizze über die Verfasserin des Briefwechsels mit einem Kinde anzufügen. Kein weibliches Wesen von allen denen, deren Herz für Goethe geschlagen, hat sich in so überschwänglicher Weise der Schwärmerei für den Dichter überlassen, wie Bettina, die Tochter von Maximiliane Brentano, welche sich 1811 mit dem Dichter Achim von Arnim vermählte, der im Verein mit ihrem eigenen Bruder, Clemens Brentano, der Hauptvertreter der sogenannten romantischen Dichterschule war. Die andern haben ihn geliebt, diese hat ihn förmlich zum Gott erhoben, während er diese Huldigung sehr ruhig und kühl hinnahm, aber doch nicht umhin konnte, dem liebenswürdigen, phantastischen, seltsamen Wesen, welches seine Person in geradezu rührender Weise verehrte, ein gewisses Interesse zu schenken. Wir erkennen das excentrisch schwärmerische Wesen, welches dem Mädchen schon vor ihrer Hingabe an Goethe eigen war, aus der an diesen gerichteten Erzählung eines Kusses aus ihrer Jugendzeit: „Der blinde Herzog von Arenberg, der schöne, dessen Zügen die geheiligte Würde der Legitimität aufgeprägt war, wollte mich einst gegen meinen Willen küssen, ich aber war wie die schwankende Blume im Winde, die der Schmetterling vergeblich umtanzt. Laß dir's erzählen, Goethe, laß es dir ausmalen mit dem Muschelkasten des Kindes, mit dem ich damals noch meine Welt ausmalte und sie verstand. Du wirst sie auch verstehen und dich freuen, daß du mit mir in den Spiegel siehst, in dem ich mich erkenne und den Genius, der mich zu dir lenkte. Er war schön, der Herzog, schön für das großgewölbte Kinderauge,

das noch kein Menschenantlitz erblickt hatte, dessen Züge Geist ausströmten. Die reine, starke Stirn, deren Mitte eine Feuerstelle hatte, für den göttlichen Brand des Zornes, diese Nase höher, kühner, trotzbietender als sein schauerliches Schicksal, diese feinen, feuchten Lippen, die mehr als alles andere Befehl und Herrscherwürde aussprechen, die Luft tranken und ausseufzten, die tiefste Melancholie, diese feinen Schläfen, sich an den Wangen niederschmiegend zum aufgeworfenen Kinn, wie der metallene Helm der Minerva. So war er, der schöne, blinde Herzog; seine Gestalt beugte sich oft nieder im Schmerz um die erblindete Jugend. Ich stand oft von ferne und starrte ihn an; es war mir, als ob die tragische Muse ihren reinen Tau über ihn ergossen, der die Gemeinheit vertilgt. Er war einst, kaum zwanzig Jahre alt, im tollsten Jugendübermut und im Gefühl seiner überwiegenden Schönheit, mit Stiefeln und Sporen, über die glänzende Tafel hinweggesprungen, Gläser und Prachtaufsätze nebst Tischtuch zu Boden reißend, bloß um einem wiederkehrenden Jugendfreund schneller an den Hals springen zu können. In lauter Lust, sich Abenteuer erzählend, stürmten beide zur Jagd in das Waldrevier hinaus, unter verschiedenen Bäumen das Wild abwartend, da fällt der erste Schuß des Freundes und zerstört die beiden Augensterne des Prinzen! Wenn ich neben ihm stand, mich heimlich an seiner Schönheit ergötzend, aber auch seine Seufzer mitleidsvoll belauschend, erkannte er mich sogleich, zog mich auf seine Kniee und sagte: Oh amie, je veux toucher les traits pour les apprendre par coeur.*) Dann fuhr er mit dem Zeigefinger mir über das Gesicht und sagte mir viel Schönes über meine Züge, über das Feuer meiner Augen, als ob er sie sehen könnte. Einmal wollte er mich ans Herz ziehen, er haschte nach mir, aber ich erschrak, entzog mich rasch den Schlingen seiner Arme und versteckte mich lachend vor ihm. Er sagte traurig: Oh votre coeur est donc méchant, vous méprisez un pauvre aveugle!**) Beschämt näherte ich mich ihm wieder und

*) O, Freundin, ich will die Gesichtszüge berühren, um sie auswendig zu lernen.

**) O, Ihr Herz ist also böse, Sie verachten einen armen Blinden!

erlaubte ihm, meine Wange zu küssen, den Mund gab ich nicht preis. Dann fragte er noch, ob ich es meinem Beichtvater mitteilen würde, daß er mich so gern küssen wollte. Ich sagte schalkhaft naiv, wenn er glaube, daß dies für denselben angenehm wäre, wolle ich es ihm wiedersagen. Oh non, non, cela ne lui plaira pas, n'en dites rien à personne! *) rief er eifrig. Dann wurde er sehr traurig, Thränen strömten aus seinen erloschenen Augen, und er sagte schluchzend: o, ein blinder Mann, ein armer Mann! — Mein Mitleid erwachte mehr und mehr, es errichtete ein unvergängliches Denkmal in meinem Herzen für den schönen, blinden Mann." Wenn es nicht unwahrscheinlich ist, daß in der Weise, wie es Bettina hier erzählt, in ihrem schwärmerischen Kinderköpfchen aus dem Mitleid mit einem jungen schönen Mann, welcher von einem so schweren Unglück betroffen ist, eine phantastische Liebe entstehen konnte, so ist dagegen die Erzählung derselben von der Art und Weise, wie die überschwengliche Anbetung Goethes in ihrem Herzen entstanden ist, welchen sie nie in ihrem Leben gesehen, von welchem sie noch nie eine Zeile gelesen hatte, nicht geeignet, unsern Glauben zu finden, scheint vielmehr hinterher aus ihrer ausschweifenden Phantasie heraus erfunden worden zu sein: „Als die Blütenkätzchen der Pappeln und die braunen, klebrigen Schalen der ersten Blumenknospen mich beregneten, und ich in stiller Mittagsstunde dem Streben der jungen Weinranken nachspürte, die Sonnenstrahlen mich umwebten, die Bienen mich umsummten, die Käfer umherschwirrten und die Spinne ihr Netz ins Gitter der Laube hing, in solcher Stunde bin ich deiner zum erstenmal inne geworden! Da trat zufällig, oder war's in den Wolken geschrieben? Deine Gestalt hervor; ich hatte über dich nichts weiter gehört als Tadel, man hatte in meiner Gegenwart gesagt: Goethe ist nicht mehr wie sonst, er ist stolz und hochmütig, er kennt die alten Freunde nicht mehr, seine Schönheit hat gewaltig abgenommen, er sieht nicht mehr so edel aus wie sonst; und noch manches Nachteilige wurde über dich gesprochen. Ich hatte es im halben Traum gehört, ich wußte

---

*) O, nein, nein, das wird ihm nicht gefallen, sagen Sie niemand etwas davon!

ja nichts von dir. Da, plötzlich in der Einsamkeit und Stille unter den knospenden Bäumen, kamen mir diese Reden wieder ins Gedächtnis; ich erkannte im Geiste, daß die Menschen Unrecht hatten, welche über dich urteilen. Zugleich fühlte ich, als ob du mir gut seist, und ich dachte mich von deinem Arm umfaßt und getrennt durch dich von der ganzen Welt, und im Herzen spürte ich dir nach und führte freundliche Gespräche in Gedanken mit dir. Da kam nachher meine Eifersucht, wenn man von dir sprach oder deinen Namen nannte, es war, als habe man dich aus meiner Brust gerufen. Ich war ganz dein und liebte dich, ohne zu wissen, daß du der Dichter seist, von dem die Welt so Großes spreche und erwarte, das kam alles später. Als ich aber endlich deine Herrlichkeit fassen sollte, da dehnten mir große Schmerzen die Brust aus, ich legte in Thränen mein Angesicht auf das erste Buch, was ich von dir zu sehen bekam, und es war der Wilhelm Meister; Bruder Clemens brachte es mir. Wie ich allein war, schlug ich das Buch auf und las deinen Namen gedruckt, da strömte mir eine von dir geschaffene Welt entgegen, bald fand ich die Mignon, wie sie mit dem Freund redet, wie er sich ihrer annimmt, da fühlte ich deine Gegenwart; ich legte die Hand auf das Buch, und es war mir, als stehe ich vor dir und berühre deine Hand, es war immer so still und feierlich, wenn ich allein mit dem Buche war." — Dies klingt wie ein Märchen der romantischen Schule. Es ist geradezu undenkbar, daß die Tochter der Maximiliane Brentano so alt geworden war, ohne etwas von Goethe gelesen zu haben, und daß also Wilhelm Meister das erste Goethesche Werk gewesen sein sollte, welches ihr in die Hände fiel. Mehr können wir ihr glauben, wenn sie uns erzählt, daß ihr glühendes Herz bittere Eifersucht gefühlt habe, wenn sie dann die von Goethe gedichteten Lieder las, weil dieselben sich an andere weibliche Wesen richteten. Übrigens bewundert und liebt sie weniger den Dichter, als den Menschen in ihm, wir suchen vergebens in ihren Briefen und Aufzeichnungen Anerkennung oder Beurteilungen seiner Schriften, sie beschäftigt sich stets nur mit seiner Person. Der glühendste Wunsch ihres Herzens war natürlich, Goethes persönliche Bekanntschaft zu machen. Sie suchte den Weg zum Sohne durch die Mutter. Sie besuchte die-

selbe, wenn sie in Frankfurt war, täglich, brachte ganze Tage bei ihr zu, ließ sich aus Goethes Jugendzeit erzählen, und gewann bald durch ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit das ganze Herz der vortrefflichen Frau, für welche es natürlich keinen angenehmeren Gesprächsgegenstand gab, als ihren berühmten, geliebten Wolfgang, und deren mütterlicher Stolz sich durch eine so begeisterte, schwärmerische Bewunderung ihres großen Sohnes von Seiten eines so liebreizenden Wesens nicht wenig geschmeichelt fühlen mußte. Wir verdanken Bettinas Aufzeichnungen über diese ihre zahlreichen, oft stundenlange Unterhaltungen mit der Frau Rat viele sehr bedeutungsvolle Notizen über Goethes Jugendgeschichte, aber dieselben sind, wie alles, was dieser Flammenkopf geschrieben hat, oft mit großer Vorsicht aufzunehmen und durch Zusammenhalten mit anderen Quellen strenge zu prüfen. Auch das Bild von Goethes Mutter selbst hat sie uns mit großer Liebe entworfen. Endlich 1807 ward ihr Herzenswunsch erfüllt, sie traf mit Goethe zusammen. Nachdem sie mit ihrer Schwester und ihrem Schwager, Herrn von Savigny, nach Weimar gereist, und in einem Gasthofe untergebracht war, überfiel sie im entscheidenden Augenblick völlige Mutlosigkeit, wie sie an Goethes Mutter berichtet: „Ach, ich wußte nicht, was ich thun sollte, ich war ja ganz allein in der fremden Stadt, ich hatte mich gut gekleidet und stand traurig am Fenster. Mein Schwager hatte hart zu mir gesagt: „der Goethe wird sich nicht viel daraus machen, ob Sie zu ihm kommen, und etwas Besonderes wird auch wohl nicht an ihm sein."

Dann legte er sich zur Mittagsruhe ins Bett. — Es fiel mir schwer aufs Herz, daß er vielleicht Recht habe, daß der Goethe sehr stolz sei; ich drückte mein Herz zusammen, damit es nichts begehe, da schlug es halb drei auf der Turmuhr und plötzlich war mir's, als riefe er mich. Eilig sprang ich die Treppe hinab zum Lohnbedienten und fragte nach einem Wagen; es gab keinen, nur eine Portechaise, aber die mochte ich nicht, das ist eine Equipage fürs Lazarett. So ging ich zu Fuß, der Morast auf der Straße war so groß, daß der Lohndiener mich stellenweis tragen mußte. Ich hatte nicht den Mut, zu Ihrem Sohne zu gehen, ich ließ mich zum Wieland bringen und bat ihn um einen Empfehlungsbrief, indem ich ihm weiß machte, ich sei eine alte Bekannte von ihm.

Er sann hin und her, dann sagte er: Ja, ein lieber bekannter Engel sind Sie, ich weiß nur nicht, wann und wo ich Sie gesehen habe! — Nun erzählte ich ihm von meiner Großmama, die er einst geliebt hat, *) und da schrieb er mir folgendes Billet an Goethe: Bettina Brentano, Sophiens Schwester, Maximilianens Tochter und Enkelin der Laroche, wünscht dich zu sehen, und giebt vor, sie fürchtete sich vor dir und ein Zettelchen von mir würde ein Talisman sein, wodurch sie Mut erhielte. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß sie nur ihren Spaß mit mir treibt, so muß ich doch thun, was sie haben will, und es soll mich wundern, wenn dir's nicht ebenso wie mir geht. Wieland.

Mit diesem Billet ging ich nun hin; Goethes Haus liegt dem Brunnen gegenüber — wie rauschte mir das Wasser so betäubend! Ich kam die einfache breite Treppe hinauf, in der Mauer stehen Statuen von Gyps, die mir Stille gebieten. Zum wenigsten ich könnte nicht laut werden auf diesem heiligen Hausflur. Alles ist freundlich und doch feierlich. In den Zimmern ist die höchste Einfachheit zu Hause, ach so einladend! Fürchte dich nicht! sagten mir die bescheidenen Wände, er wird kommen und nicht mehr sein wollen wie du, und da ging die Thür auf, und da stand er feierlich ernst, und sah mich unverwandten Blickes an. Ich streckte die Hände nach ihm, glaube ich, — bald wußte ich nichts mehr, Goethe fing mich rasch auf an sein Herz. Armes Kind, hab' ich Sie erschreckt? — Das waren die ersten Worte, mit denen seine Stimme mir in's Herz drang; er führte mich in seine Zimmer und setzte mich auf das Sofa, er saß mir gegenüber. Es trat eine lange Pause ein, mir war ängstlich zu Mut, so fest gebannt auf dem fatalen Sofa zu sein. Ich kann's hier nicht aushalten, rief ich. — Nun, sagte er, machen Sie es sich bequem! — Da sprang ich auf und flog ihm an den Hals, er zog mich aufs Knie — ich hatte so lange nicht ordentlich geschlafen, Sehnsucht nach ihm verzehrte mich seit Jahren, ich schlief an seiner Brust ein. Als ich aufwachte, begann ein neues Leben. Jetzt kenne ich ihn, und weiß wie er lächelt, und den Ton seiner Stimme, wie sie so ruhig ist

*) Sophie Gutermann, später Frau von Laroche.

und doch voll Liebe, und seine Ausrufungen, wie die so aus dem tiefen Herzen anschwellen, wie der Ton im Gesang; und wie er so freundlich beschwichtigt und bejaht, was man im Herzensdrang unordentlich herausstürmt. Als ich vor Aufregung und Verwirrung keine Worte finden konnte, sagte er: Sprich mit den Augen, ich verstehe alles. Und wie er sah, daß die voll Thränen standen, drückte er sie mir zu und sagte: Ruhe, Ruhe, die bekommt uns beiden am besten. Die Ruhe ward gleich über mich ausgegossen, ich hatte ja alles, wonach ich mich seit Jahren sehnte. O Mutter, ich danke es Ihr ewig, daß Sie mir den Freund in die Welt geboren hat!“

Die Briefe Bettinas an Goethe selbst sind voll von den überschwänglichsten Ausdrücken der leidenschaftlichsten Anbetung. Er selbst, so sehr er sich oft von ihrer glühenden Phantasie entzückt fühlte, hütete sich wohl, sich von ihr in diesen Wirbel der Leidenschaft hineinreißen zu lassen. Er bedachte ihr gegenüber, daß er fast ein Greis und sie noch ein Kind war, aber seine Briefe zeigen doch vielfach, daß er dem Zauber ihres Wesens, von dem er, wie er selbst ausspricht, nicht sagen kann, ob es wunderbar oder wunderlich genannt zu werden verdient, nicht immer widerstehen konnte. „Du machst, lesen wir einmal, mich wieder zum Kinde; geben möchte ich dir das Beste, wenn du es nicht schon unwiderruflich an dich gerissen hättest. Du bist mir ein freundliches Licht, das den Abend meines Lebens behaglich beleuchtet. Deine Briefe kommen mir vor wie eine buntgewirkte Schnur, die ich auftröszele, um den schönen Reichtum, den sie enthält, in Ordnung zu bringen. Fahre fort mit diesem lieblichen Irrlichtertanz mein beschauliches Leben zu ergötzen!“ Trotzdem das Verhältnis Bettinas zu Goethes Frau, Christiane Vulpius, mit der er kurze Zeit, bevor er zum erstenmal mit „dem Kinde“ zusammentraf, kirchlich getraut worden war, ein freundliches war, da Bettina auf dieselbe weniger Eifersucht fühlte, als auf andere Freundinnen ihres geliebten Dichters und da sie wohl nie daran dachte, daß Goethe das geknüpfte Band wieder lösen und daß eine eheliche Verbindung ihre Liebe krönen würde, so wurde ihre Trennung von Goethe doch durch einen Wortwechsel mit Christiane herbeigeführt, in welchem er für seine Frau Partei

nahm und infolge dessen der jähzornigen Kleinen verbot, sein Haus wieder zu betreten, welches Verbot er trotz aller Bitten nie widerrief. Charakteristisch für die ganze Art und Weise Bettinas, welche Goethe sehr richtig mit einem Irrlicht vergleicht, ist, wenn ein Freund ihm kurz vor ihrer Vermählung mit dem Dichter Achim von Arnim, welche in das Jahr 1811 fällt, schreibt: „Vorigen Sonntag wollte Bettina Hochzeit machen, aber sie hatte in ihrer bekannten Zerstreutheit die wichtigsten Vorbereitungen vergessen, das Aufgebot, die Trauringe, die Anschaffung des Hausrats. Nun muß das Paar warten bis nach den Fasten.“ Goethes Frau starb 1816; ein Jahr später schreibt Bettina an Goethe folgenden Brief, welcher uns zeigt, daß ihr Gatte den Seelenfreund nicht aus ihrem Herzen verdrängt hatte: „Nicht ahnte ich, daß ich je wieder so viel Herz fassen würde, an Dich zu schreiben; bist Du es denn? oder ist es nur meine Erinnerung, die sich so in der Einsamkeit zu mir lagert und mich allein mit offenen Augen ansieht? Ach, wie vielmal habe ich in solchen Stunden Dir die Hand dargeboten, daß Du die Deinige hineinlegen möchtest, daß ich sie beide an meine Lippen drücken könnte. Ich fühle es jetzt wohl, daß es nicht leicht war, mich in meiner Leidenschaftlichkeit zu ertragen, ja, ich ertrage mich selbst nicht und mit Schauder wende ich mich von all' den Schmerzen, welche diese Betrachtung in mir aufwühlt. Nun grüße ich Dich nochmals durch alle Nacht der Vergangenheit, und drücke die Wunden wieder zu, die ich so lange nicht zu beschauen wagte. Ich will abwarten, ob Du mich noch hören magst, eh' ich Dir noch mehr erzähle. Dein Bett ist in meinem Herzen bereitet, verschmähe es nicht!“ — Goethe beantwortete diesen Brief nicht. Aber Bettina ermüdete nicht in den Bemühungen, die Verbindung mit ihm wieder anzuknüpfen. 1821, also nach vier Jahren macht sie noch einen Versuch. „Mit Dir, schreibt sie, hab' ich zu sprechen, nicht mit dem, der mich von sich gestoßen, der Thränen nicht geachtet, und karg keinen Fluch wie keinen Segen zu spenden hat, vor dem weichen die Gedanken zurück. Mit Dir, Genius! Hüter, Entzünder! der mit gewaltigen Schwingen oft die Flammen aus der versunkenen Asche wieder emporwehte, mit Dir, der es mit heimlichem Entzücken genoß, wenn der jugendliche Quell brausend,

sich empörend über Gefels sich den Weg suchte zur ruhigen Bucht zu Deinen Füßen, da es mir genügte, Deine Kniee zu umfassen. Aug' in Aug'! Einzig Leben! meine Begeisterung, die über Dich geht! Die Seligkeit, von Dir gesehen zu sein und Dich zu sehen! Ja, die damalige Zeit ist jetzt ein Traum; der Blitz der Begeisterung hatte schnell Dein irdisch Gewand verzehrt, und ich sah Dich, wie Du bist, ein Sohn der Schönheit, jetzt ist's ein Traum! Ich hatte mich selbst, ein ernstes, stilles, schauerliches Geheimnis, Dir opfernd zu Füßen gelegt, still und tief verborgen, wie der unreife Samen in seiner Hülle. An Dir, an Deiner vergebenden Liebe sollte er reifen. Jeden unwillkürlichen Fehl, jede Sünde wollte ich eingestehen, mit der Glut meines Herzens, die Du nicht zum zweitenmal findest, aber dies alles ist nur ein Traum. Zehn Jahre der Einsamkeit haben sich über meinem Haupte aufgebaut, haben mich getrennt von dem Quell, aus dem ich Leben schöpfte. Mein letzter Gedanke war: Es wird wieder eine Zeit kommen, in der ich sein werde, denn für diesmal haben sie meine Sinne begraben und mein Herz verhüllt. Diese zukünftige Zeit, o Freund, schwebt über mir hin gleich den Winden der Wüste, die so manches Dasein mit leichtem Flugsand verscharrt haben, und es wird mich keine Stimme wieder erwecken außer der Deinen, und das bleibt wohl auch nur ein Traum. Damals betete ich oft um das Einzige, daß ich Deinen letzten Atemzug küssen dürfte, denn ich wollte gern Deine auffliegende Seele mit meinen Lippen berühren, ja, Goethe! — Zeiten, die ihr vorüber sind, wendet euch am fernen Horizont noch einmal nach mir her, ihr tragt das Bild meiner Jugendzeit in dichte Schleier gehüllt. Nein, Du kannst nicht sein, was Du jetzt bist, hart und kalt wie Stein! Sei es immer für diese Welt, aber dort, wo Deine Lieder zu dem Thron aufsteigen, wo Du, ihr Schöpfer und Schöpfer Deiner Welt, ruhest, nachdem Du das Werk Deiner Tage geschaffen, da laß mich mit Dir sein, um meiner Liebe willen, die mir von geschäftigen Geistern jener höhern Welt zugetragen ward, wie der Honig dem wilden Fruchtbaum in den hohlen Stamm von tausend geschäftigen Bienen eingeimpft wird!" — Goethe, der siebzigjährige Greis, welchem wohl diese himmelstürmende phantastisch überschwengliche Leiden-

schaftlichkeit wenig sympathisch sein konnte, beantwortete auch diese glühende Epistel wie auch einen zweiten noch in demselben Jahre geschriebenen Brief Bettinas nicht; es muß aber später eine Aussöhnung stattgefunden haben, denn als sie 1828 noch einmal nach Weimar kam, nahm er sie freundlich auf und auch am herzoglichen Hofe fand sie einen wohlwollenden Empfang. Bettina hat sich in unserer Litteratur durch ihren 1835 erschienenen „Briefwechsel mit einem Kinde“ ein dauerndes Denkmal gesetzt. Das Buch ist sprachlich meisterhaft und vorsichtig benutzt, trotz mancher Unrichtigkeiten im einzelnen, eine unendlich reichhaltige Quelle für alle, welche sich mit Goethe beschäftigen. Sie starb 73 Jahre alt 1858. Ihr Äußeres in ihrem Alter wird uns von einer geistreichen Schriftstellerin *), welche sie persönlich kannte, folgendermaßen beschrieben: „Sie war klein, beweglich, von dunkler Gesichtsfarbe und fiel durch ihren absichtlich vernachlässigten Anzug auf. Ein schwarzes Kleid, ein zerdrückter Hut, unfrisiertes Haar, unbekleidete Hände schienen ihr am bequemsten zu sein. Das Attribut des Matronenalters, eine Haube, verschmähte sie vollständig. Als sie einst in eine Gesellschaft trat, wo mehr Damen als Herren verweilten, ging sie eilig fort, indem sie voll Abscheu ausrief: Ach Hauben, lauter Hauben!“

*) Fr. von Hohenhausen. Aus Goethes Herzensleben. Seite 229.



Register.